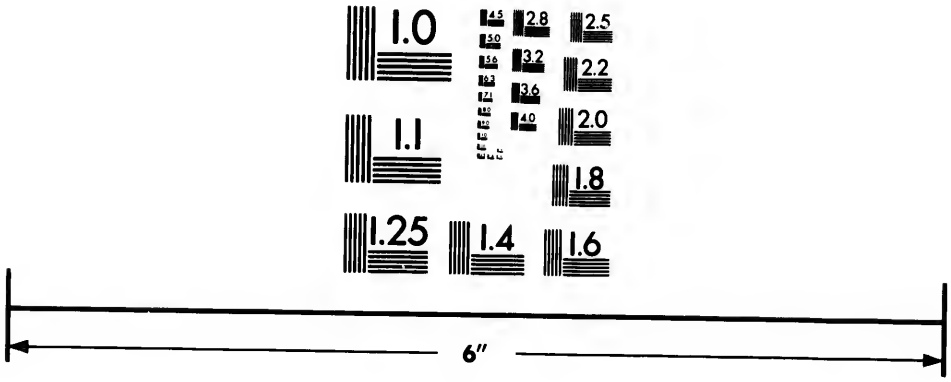
IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Technical and Bibliographic Notes/Notes techniques et bibliographiques

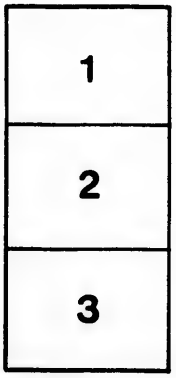
The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

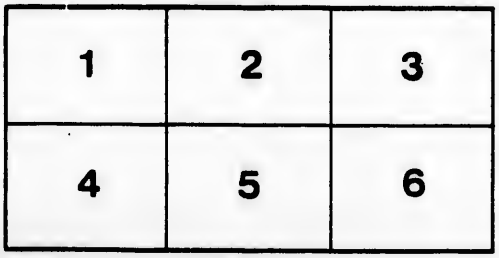
L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- [ ] Coloured covers/ Couverture de couleur
- [ ] Covers damaged/ Couverture endommagée
- [ ] Covers restored and/or laminated/ Couverture restaurée et/ou pelliculée
- [ ] Cover title missing/ Le titre de couverture manque
- [ ] Coloured maps/ Cartes géographiques en couleur
- [ ] Coloured ink (i.e. other than blue or black)/ Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- [x] Coloured plates and/or illustrations/ Planches et/ou illustrations en couleur
- [ ] Bound with other material/ Relié avec d'autres documents
- [ ] Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/ La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distortion le long de la marge intérieure
- [ ] Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/ Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.
- [ ] Coloured pages/ Pages de couleur
- [ ] Pages damaged/ Pages endommagées
- [ ] Pages restored and/or laminated/ Pages restaurées et/ou pelliculées
- [x] Pages discoloured, stained or foxed/ Pages décolorées, tachetées ou piquées
- [ ] Pages detached/ Pages détachées
- [x] Showthrough/ Transparence
- [ ] Quality of print varies/ Qualité inégale de l'impression
- [ ] Includes supplementary material/ Comprend du matériel supplémentaire
- [ ] Only edition available/ Seule édition disponible
- [ ] Pages wholly or partially obscured by errata slips, tissues, etc., have been refilmed to ensure the best possible image/ Les pages totalement ou partiellement obscurcies par un feuillet d'errata, une pelure, etc., ont été filmées à nouveau de façon à obtenir la meilleure image possible.
- [x] Additional comments:/ Commentaires supplémentaires: Various pagings.

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X		14X		18X		22X		26X		30X	
					✓						
12X		16X		20X		24X		28X		32X	





Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung sind auch folgende empfehlungswerthe Bücher erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu haben:

Sommer, J. G., Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermanns Taschenbuch der Reisen. I. Jahrg. mit Kupfern und Karten. 12. 1823. Geb. 3 fl. C. M.

Inhalt:

Der Salzsee Inderskoi und seine Umgebungen in der Kirgisischen Steppe Asiens. — Grofsbrittaniens Kanal-Verbindung. — Nachricht von Capitän Undrells glücklicher Ersteigung des Gipfels des Montblanc. — Der gewanderte Stein bei Castle Stuart in Invernefs-Shire in Schottland. — Die Insel Madeira. — Reise des preufsischen Generals Minutoli nach Aegypten. — Die Einsammlung der Schildkröten-Eier am Orenoko. — Das Königreich Fezzan in Afrika und seine Bewohner. — Von den Eisbergen und Gletschern der Baffins-Bay. — Amerikanische Krokodile. — West-Caledonien an der Westküste von Nordamerika. — Die russische Gesandtschaftsreise nach Buchara, im Jahre 1820. — Sir Robert Ker Porters Reise durch Georgien und Persien in den Jahren 1817 und 1818. — Der Samum oder Samieli. — Ueber Gemsen und Gemsenjagd. — Neu-Orleans und seine Umgebungen. — Bemerkungen auf einer Reise von Bukarest nach Constantinopel. — Bankes wunderbare Entdeckungen im steinigen Arabien. — Kurdistan. — Buenos-Ayres. — Die Philippinen. — Die Adamsspitze auf der Insel Ceylon. — Die Prinz von Wallis-Insel oder Pulopinang. — Das Erdbeben von Caracas am 26. März 1812 und sein Zusammenhang mit andern vulkanischen Erscheinungen. — Die Felsengruppen bei Adersbach in Böhmen. — Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Russen in der Stadthalterschaft Kasan. — Die Tataren in Kasan. — Port Louis auf Isle de France. — Der Niagara-Fall in Nordamerika. —

Von den Kupfertafeln enthält:

I. Eine Ansicht von der Stadt Funchal auf der Insel Madeira. II. die Ansicht eines Eisberges, welchem der englische Capitän Rofs auf seiner Reise nach dem Baffins-Meere 1818 begegnete. III. mehre Zeichnungen zur Erläuterung von Resdiweskys Lehre vom Samum; IV. eine Ansicht des Niagara-Falls in Nordamerika.

lgende
uch-

aphi-
Wis-
erkun-
anns
n und

ischen
t von
— Der
d. —
egyp-
önig-
Glet-
ledo-
nafts-
urch
oder
eine
tan-
Kur-
auf
—
ang
rs-
in
auf

a.
's
-
;

Akaitscho und sein Sohn.

Zu Sommers Taschenbuch 1824

geogr

Eine Uel
würdigste

Zugleich a

Joh'a
v

J. G.

Taschenbuch
zur Verbreitung
geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermanns Taschenbuch der Reisen

herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer,
Verfasser des Gemäldes der physischen Welt.

Zweiter Jahrgang.

Mit 5 Kupfern und einer Karte.

Prag, 1824.
J. G. Calve'sche Buchhandlung.

Der ers
nach sei
gefunden
einen zw
Bearbeitu
verehrung
in einer

Vorwort.

Der erste Jahrgang dieses Taschenbuches hat gleich nach seiner Erscheinung eine so günstige Aufnahme gefunden, dafs ich ermuthigt worden bin, ihm hiermit einen zweiten nachfolgen zu lassen. Ich habe bei der Bearbeitung desselben auf die Bemerkungen eines sehr verehrungswürdigen und einsichtsvollen Beurtheilers in einer allgemein geachteten Zeitschrift Rücksicht

genommen, welcher den einzelnen Auszügen aus den neusten Reisebeschreibungen eine allgemeine gedrängte Uebersicht der wichtigsten neuern geographischen Entdeckungen und Forschungen vorausgeschickt wünschte. Sie eröffnet den gegenwärtigen Jahrgang, und soll für die Zukunft alljährlich fortgesetzt werden. Eben so habe ich die Erinnerungen eines Recensenten in der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung nicht ganz unbeachtet gelassen, und von mehren der neuern bemerkenswerthesten Reisen vollständigere Inhalts-Uebersichten und Auszüge als im vorigen Jahrgange geliefert. Gegen die übrigen, grundlosen, Behauptungen dieses nämlichen Recensenten habe ich mich in

einer besondern, zur Aufnahme in die Jenaer Literatur-Zeitung eingeschickten Antikritik vertheidigt. Die bis diesen Augenblick noch immer nicht erfolgte Rückkunft Parrys von seiner neuen Entdeckungsreise zwang mich, den schon in der Vorrede zum vorigen Jahrgang erwähnten Aufsatz über die Nordpol-Gegenden noch zurückzuhalten. Unterdessen mag Franklins Reise Einiges zur Aufhellung dieses dunkeln Gebietes beitragen.

Wenn der gegenwärtige Jahrgang den vorigen in mehrfacher Hinsicht übertreffen sollte: so muſs ich hier dankbar bekennen, daſs daran auch der Verlagshandlung dieses Taschenbuches kein geringer Antheil gebühre, welche keine Mühe und Kosten gescheut hat,

nicht nur alle dazu erfoderliche, zum Theil sehr kostbare Hilfsmittel herbeizuschaffen, sondern auch das Ganze in Hinsicht des Druckes und der Kupfer aufs beste auszustatten.

Prag, am 20. September 1823.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Kupfertafeln.

Allgemeine Uebersicht der wichtigsten geographischen Forschungen und Entdeckungen, seit dem Schluſs des vorigen Jahrzehends oder seit dem Beginn des jetzigen.

Die Erforschung des nördlichen Polarmeeres, insbesondere die Aufsuchung der berühmten Nordwestlichen Durchfahrt, ist bisher die wichtigste Aufgabe der brittischen Seefahrer gewesen. Leider ist sie bis diesen Augenblick noch nicht gelös't worden.

Capitain Parrys Reise in den Jahren 1819 und 1820 hatte die Möglichkeit einer Durchfahrt aus der bisher sogenannten Baffins-Bay nach der Behrings-Straſse hin gezeigt. Parry hatte nicht nur einen Weg aus dieser Bay, durch den Lancaster-Sund nämlich, in das Eismeer gefunden,

sondern er war auch so glücklich gewesen, bis über den 110ten Mittagskreis, westlich von Greenwich, vorzudringen. Aber die Kürze der Zeit, während welcher das Meer in diesen hohen Breiten offen ist, erlaubte ihm kein weiteres Vordringen nach Westen. Gleichwohl waren die Ergebnisse seiner Reise für die Erweiterung der Erdkunde von grofser Wichtigkeit. Parry zeigte, dafs die Baffins-Bay keine Bay, sondern ein Meer, dafs Grönland eine mit dem übrigen Amerika nicht zusammenhangende Insel sei, und dafs es bis jenseits des 110° Längengrades nach Westen hin eine Menge Inseln im Eismeer gebe, die er, so weit er sie vom Schiffe aus entdecken konnte, zusammen den Nördlichen Georgs-Archipel nannte. Uebrigens wurden durch diese Reise und durch den Winteraufenthalt auf der Insel Melville auch die Naturwissenschaften mit manchen neuen Beobachtungen und Entdeckungen bereichert. Die Ersten, welche davon Nutzen zogen, waren die Walfischfänger; sie durchschiffen seitdem den Lancaster-Sund, und kehren mit gröfseren Ladungen als jemals zurück.

Die brittische Admiralität wurde durch den glücklichen Erfolg dieser ersten Reise Parrys aufgemun-

tert, ihn im Jahre 1821 auf neue Entdeckungen nach dem nördlichen Eismeere auszuschicken. Es wurden daher die zwei Schiffe, der Hekla und der Fury, (letztes von Capit. Lyon commandirt) unter seinen Befehl gestellt, und, wie die Schiffe zur vorigen Reise, mit allen Erfodernissen und Bequemlichkeiten auf drei Jahre ausgerüstet. Das nächste Ziel dieser Expedition war aber nicht wieder der Lancaster-Sund im Baffins-Meere, sondern die Hudsons-Bay, von welcher aus Parry den Norden und Nordwesten untersuchen, hier eine Durchfahrt, entweder nach der Prinz-Regenten-Bay oder nach einem andern Theile der voriges Jahr durchschifften Gewässer ausforschen, und dann weiter nach Westen vorzudringen suchen sollte. Am 8. Mai 1821 verliefs Parry den Hafen von Deptford, und langte, nach einer glücklichen Fahrt, zu Ende des Juni in der Hudsons-Bay, unter 61° 40′ nördl. Br. und 53° westl. L. an. Von hier aus hat man die letzten Nachrichten über Parrys Expedition. Die nächste Absicht war, zu versuchen, ob sich durch die Repulse-Bay ein Durchweg auffinden lasse, und dann die Reise nach Hearnes-See fortzusetzen, wo man überwintern

wollte. Von dort aus sollte es dann weiter nach Mackenzies-See (der Mündung des Mackenzie-Flusses) und nach der Behrings-Strafse fortgehen. Da Parry im Herbste 1821 nicht nach Europa zurückgekehrt ist, aber auch keine Nachricht von sich gegeben hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, dafs er (wofern nicht beide Schiffe verunglückt sind) aus der Hudsons-Bay wirklich eine Einfahrt in das Eismeer gefunden habe. Er kann dann auf einer der Inseln im nördlichen Georgs-Archipel, oder auch an der Nordküste von Amerika überwintert haben. Da das Eismeer vor dem Juli und August, wie wir aus Parrys erster und aus Franklins Reise wissen, nicht schiffbar wird, und mit dem September die Winterfröste schon wieder eintreten: so hat die Expedition wahrscheinlich auch im Sommer 1822 die Behrings-Strafse noch nicht erreichen können, sondern sich genöthigt gesehen, noch einmal zu überwintern. In diesem Falle ist es nicht möglich, vor dem Ende des Jahres 1823 oder vielleicht erst im Jahre 1824 Nachricht von ihr zu erhalten. Denn sie kann vor dem Juli des Jahres 1823 nicht flott geworden seyn, und es

ist daher unmöglich, dafs man sie, wie (so eben im August) Nachrichten in englischen Blättern aus Valparaiso (Chili) melden, im Stillen Meere gesehen habe. Eine Nachricht von der Westküste Südamerikas braucht wenigstens zwei Monate, um nach England zu kommen; folglich müfste man diese Kunde von Parry schon im Juni zu Valparaiso gehabt, und Parry müfste, da Nachrichten von der Behringsstrafse bis dahin gewifs auch zwei Monate brauchen, diese schon im April oder noch früher durchschifft haben. Ein dritter möglicher Fall wäre, dafs die Expedition keine Durchfahrt nach der Behringsstrafse gefunden hätte, sondern genöthigt gewesen wäre, umzukehren. Auch hier hätte sie ein zweites Mal überwintern müssen, und sie kann gleichfalls vor dem Schlufs dieses Jahres nicht wieder in Europa eintreffen.

Gleichzeitig mit der Ausrüstung der ersten Parry'schen Expedition schickte im Mai 1819 die brittische Admiralität auch den Lieutenant Franklin aus, welcher in Gesellschaft des Arztes Dr. Richardson und der See-Cadetten Hood und Back, von den westlichen Küsten der Hudsons-Bay aus zu Lande durch das Innere von Nord-Amerika vor-

dringen, die Nordküste zu erreichen und solche längs dem Meere nach Osten hin, so weit als möglich, zu erforschen suchen sollte. Franklin traf zu Ende des Sommers 1819 in Yorks-Factorey, dem Hauptorte der englischen Niederlassungen in diesem Theil von Nord-Amerika, ein, trat von hier aus noch im Herbste die Reise ins Innere dieses Erdtheils an, und brachte einen Theil des Winters in Cumberland-Haus zu. Im nächsten Frühjahre und Sommer 1820 wurde die Reise weiter nach Norden, über den Büffel-See, den Athabaska- und Sklaven-Fluſs hinab, bis zum Groſsen Sklaven-See fortgesetzt, von welchem aus man noch bis zum Anfange des Septembers in die Nachbarschaft des seit Hearne von keinem europäischen Reisenden befahrnen Kupferminen-Flusses gelangte, und hier, ungefähr unter 64° 30′ nördl. Br., vom September 1820 bis Juni 1821 überwinterte. Die Reise ging hierauf, im Sommer 1821, nach Norden vorwärts, und Franklin war nicht nur so glücklich, auf dem Kupferminen-Flusse hinab bis zum Eismeere zu gelangen, sondern er unternahm auch, so lange ihm die Jahreszeit dieſs verstattete, eine Reise zur

See, in zwei Booten, längs der Küste nach Osten hin. Auf dieser Fahrt, die noch kein Europäer vor ihm unternommen, bestimmte er die geographische Lage aller Punkte dieser Küste, und entdeckte ungefähr zwischen 108 und 111° westl. L. einen grofsen Busen, der sich von 68° bis zu 66° 30′ Breite nach Süden hinabzog, und den Namen Georgs des IV. Krönungs-Busen erhielt. Nachdem Franklin fast alle Küsten desselben untersucht und vergebens nach einem Auswege geforscht hatte, der etwa in die Hudsons-Bay führte, wandte er sich wieder nach Norden, um zu untersuchen, ob er hier, längs der Küste nach Osten hin fahrend, seinen Zweck erreichen könne. Aber er kam nicht weiter als bis ungefähr 68° 20′ Br., wo ihn, am 22. Aug., die Vorboten des nahen Winters zwangen, auf seine Rückreise bedacht zu seyn. Das nördlichste Land wurde unter 68° 30′ Br. gesehen, und die Umkehrspitze (Point Turnagain) genannt. Von hier aus schien sich die Küste nach Osten hin fortzuziehen. Die längs der neuentdeckten Nordküste Amerikas, zwischen der Mündung des Kupferminen-Flusses und dem Krönungsbusen liegenden Inseln erhielten den Namen: Archipel des

Herzogs von York. Die Rückreise geschah aus dem Krönungsbusen längs dem sich in denselben einmündenden Hoods-Flusse und dann zu Lande, durch ganz unbekannte, unbewohnte und unwirthbare Gegenden, wo die Reisegesellschaft in die fürchterlichste Hungersnoth gerieth. Erst mitten im Winter erreichte Franklin den Grofsen-Sklaven-See und trat von hier aus im Frühling 1822 seine Heimreise nach England an. Eine umständlichere Nachricht über diese Reise, durch welche überhaupt auch die Geographie des Innern von Nordamerika sehr bereichert, der Lauf und die Mündung des Mackenzie-Flusses genauer bestimmt worden ist u. s. w., finden die Leser weiter unten in einem besondern Aufsatze.

Hatte Parry schon überhaupt dargethan, dafs Grönland eine Jnsel sei, so wurde durch die Untersuchungen des jüngern Scoresby noch wahrscheinlich gemacht, dafs es aus mehren grofsen Inseln bestehe. Dieser Walfischfänger stellte nämlich während der Fischerei im Sommer 1822 an der langen Ostküste Grönlands sehr sorgfältige geographische Forschungen an. Sie begriffen die bisher mit dem Namen des Alten oder Verlornen Grönlands beleg-

ten, und übrigens seit dem Mittelalter ganz unbekannt gewesenen Küstengegenden von 69° bis 75° Breite. Scoresby entdeckte mehre bedeutende Einfahrten oder Strafsen, welche eben auf eine Menge einzelner Inseln schliefsen liefsen. Aus seiner Aufnahme ergab sich, dafs dieser ganze Küstenstrich bisher, selbst auf den besten Karten, sehr fehlerhaft verzeichnet worden war, und dafs die Längenfehler in den meisten Fällen nicht unter 15° betrugen. Er landete an verschiedenen Stellen, entdeckte überall frische Spuren von Einwohnern und verschaffte sich Proben von verschiedenen Geräthschaften. Dafs es hier und weiterhin nach der Südküste, in der Nähe von Statenhuk, noch verschiedene, bisher unbekannt gewesene, Stämme gebe, war schon aus einem Berichte von den Missionärs bei den dänischen Niederlassungen in Grönland, vom September 1821, hervorgegangen, worin gemeldet wurde, dafs diese noch heidnischen Grönländer selbst nach der Colonie geschickt und um Missionärs gebeten hätten. Der Missionär Kleinschmidt besuchte die Horde in der Nähe von Statenhuk und fand hier eine Bevölkerung von 500 Menschen. Die Gegend schien ihm sehr zu einer Niederlassung für Eu-

ropäer geeignet, und die Bewohner sagten ihm, dafs vor wenig Jahren Grönländer von der Ostseite einen Winter bei ihnen gewohnt und den Wunsch geäufsert hätten, in der christlichen Religion unterrichtet zu werden. Der König von Dänemark bewilligte auf diesen Bericht die Errichtung einer neuen Mission in der Nähe von Statenhuk, an der von Kleinschmidt bezeichneten Stelle.

Auch auf der östlichen Halbkugel geschah, durch die Russen, Bedeutendes zur Förderung der Kunde des an Nordasien gränzenden Theiles vom Eismeere. Zwar mufste Lieut. Lasarew, der am 21. Juni 1819 von Archangel aus mit dem Befehl abgeschickt wurde, nach der Strafse Waigaz zu segeln, von dort aus Nowaja Semlja zu umschiffen und die Küsten dieser Inseln aufzunehmen, unverrichteter Sache zurückkehren, da das Eis sich in dieser Gegend mehr als sonst angehäuft hatte. Aber dafür wurde die Länderkunde mit einem schätzbaren Kärtchen von Neu-Sibirien bereichert, welche der Professor Dr. Erdmann *) im Mai 1820, mittelst

*) Er hat auch 1822 eine Medicinische Topographie des

der Neuen Allgemeinen Geographischen Ephemeriden (VII. Bd. 3. Stück) bekannt machte. Es war der verkleinerte Nachstich einer gröfsern Karte, welche der Geometer Pschenizin aus Irkuzk, auf einer Reise nach diesen erst in der neusten Zeit entdeckten Inseln, im Jahr 1811, aufgenommen hatte.

Ebenfalls im Sommer 1820 schickte die russische Regierung zwei andere Expeditionen aus, welche das Eismeer weiter durchforschen sollten. Die eine, unter der Anführung des Lieut. Wrangel aus Liefland (der Krusenstern auf seiner Reise um die Welt begleitet hatte), war bestimmt, die nordöstlichen Küsten von Asien genauer aufzunehmen, und das Land, welches der Sergeant Andrew 1762, nördlich von der Mündung des Kolyma gesehen haben wollte, aufzusuchen. Die zweite, unter Lieut. Anjou, sollte

---

Gouvernements und der Stadt Kasan, nebst mehren darauf Bezug habenden historischen, geographischen, statistischen und ethnographischen Notizen etc. herausgegeben, aus welchem Werke wir im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches Auszüge geliefert haben.

D. H.

von der Mündung der Jana aus Neu-Sibirien besuchen. Wrangel drang bis zur nordöstlichen Spitze Asiens, oder bis zum Vorgebirge Schehalazkoi Nos vor, und bestimmte die Lage desselben zu 70° 4′ Br. und 172° 10′ westl. Länge von Greenwich. Es ergab sich daraus, dafs die bisherige Vermuthung einiger Geographen, als ob Amerika und Asien nördlich von der Behringsstrafse zusammenhingen, nunmehr Ein für alle Mal als widerlegt zu betrachten ist. Auch der Engländer, Capitain Cochrane, welcher im Jahr 1820 von Petersburg aus eine Fufsreise nach Sibirien und Kamtschatka antrat, gelangte im Jahr 1821 bis zu jener nordöstlichen Spitze Asiens, und bestätigte den Nichtzusammenhang mit Amerika. Was den zweiten Gegenstand von Wrangels Reise, die Auffindung des von Andrew gesehenen Landes betrifft, so war er darin nicht glücklich. Er fuhr von der Mündung des Kolyma, 80 Meilen (Seemeilen, 60 = 1 Grad), auf Hundeschlitten, über das Eis gegerade nach Norden, mufste aber hier, da nicht mehr fortzukommen war, umkehren, ohne Land gefunden zu haben. Doch ist der Schlufs zu voreilig, als ob nun ausgemacht sei, dafs es gar kein solches Land hier

gebe. Denn die südlichste Spitze des Andrew'schen Landes liegt nach der obenerwähnten, von Erdmann mitgetheilten Karte, ungefähr unter 71° 15′ Breite; so weit kann aber Wrangel nicht gekommen seyn.

Um auch die amerikanischen Küsten des Eismeeres auszukundschaften, schickte die russische Regierung im Jahr 1819 eine aus zwei Corvetten bestehende Expedition, unter den Lieutenants Wasilieff und Schischareff, nach der Behringsstrafse, welche von hier aus eine Durchfahrt nach Osten hin ausfindig machen sollte. Sie erreichte zwar diesen Hauptzweck nicht, doch kam Wasilieff bis 71° 7′ Breite und entdeckte zwei neue, nördlicher als das Eiskap liegende Vorgebirge. Erst vor Kurzem, im Aug. 1823, ist Otto v. Kotzebue, der sich schon durch seine frühere Reise um die Welt (1815 bis 1818) berühmt gemacht hat, aufs Neue nach der Behringsstrafse geschickt worden, um einen neuen Versuch zur Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt zu machen.

Zwei andere, im Jahr 1821 von der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft auf Entdeckungen

an die Nordwestküste von Amerika ausgesandte Schiffe, der Golownin und der Baranow, kamen glücklich zurück. Sie hatten nicht nur mehre Punkte jener Küste genau bestimmt und untersucht, sondern auch unter 59° 54′ 57″ nördl. Br. und 193° 47′ 2″ östl. Länge von Ferro eine neue, ziemlich grofse Insel entdeckt, die den Namen Numirak erhalten hat.

Das südliche Eismeer wurde in der neusten Zeit nicht minder thätig durchforscht. Von grofser Wichtigkeit war die Entdeckung mehrer nicht unansehnlicher Inseln, südlich vom Feuer-Lande, durch den Capitain Smith, im Oktober 1819, zwischen 61 und 64° südl. Br., und 56 und 67° westl. Länge von Paris. Man hat ihnen den Namen Neu-Süd-Shetland beigelegt. Man kennt bis jetzt fünf gröfsere Inseln und eine Menge kleinere. Weiter nach Süden hat man noch mehr Land gesehen. Ihre natürliche Beschaffenheit ist der geographischen Lage angemessen. Es sind gänzlich unwirthbare, mit Schnee und Eis bedeckte, blofs mit Moos bewachsene und von Seevögeln bewohnte Felseninseln. An den Küsten halten sich auch zahlreiche Walfische und Seehunde mit

vortrefflichen Pelzen auf, welche die andrer Gegenden weit übertreffen, so dafs bereits seit 1820 alljährlich mehr als 40 amerikanische und englische Schiffe auf den Fang nach Neu-Süd-Shetland segeln. Der Boden besteht aus Ur-, Trapp- und vulkanischen Gebirgsarten, und ist besonders reich an guten Steinkohlen. Ein amerikanischer Schiffer will bis 66° Breite vorgedrungen seyn und hier noch Land gesehen haben, das sich weit nach Süden hin ausdehnte *).

Die Meinung Einiger, als ob diefs neuentdeckte Land mit einem gröfsern, längst in der Nähe des Südpoles vermutheten Festlande, zu dem vielleicht auch das Sandwichsland gehörte, in Zusammenhang stehe, scheint durch die Entdeckungsreise des russischen Capitains Bellingshausen widerlegt worden zu seyn. Dieser Seefahrer wurde 1819 mit zwei Schiffen von Petersburg nach dem Grofsen Welt- und dem Südlichen Eismeere abge-

*) Umständlichere Nachrichten über das neuentdeckte Südpolland, so wie eine Karte davon, enthält der III. Band meines Gemäldes der physischen Welt, S. 480 bis 487.

D. H.

schickt. Er kam im März 1820 nach Port Jackson, an der Ostküste von Neuholland, segelte von da im Mai desselben Jahrs nach Neuseeland, und richtete nun seinen Lauf weiter nach Osten. Vom 6. bis 19. Juli entdeckte er im Südmeere an 16 Inseln von verschiedener Gröfse, mit deren Bewohnern, die noch nie einen Europäer gesehen hatten, sich indefs kein Verkehr anknüpfen liefs. Auf Otaheiti, dessen Einwohner sich seit dem Jahre 1815 sämmtlich zum Christenthum bekennen, fand er bereits die sehr wohlthätigen Folgen dieser Bekehrung. Von hier in nördlicher Richtung weiter nach Port-Jackson zurück reisend, entdeckte Bellingshausen wieder einige neue Inseln, worunter eine bewohnte von 6 (wahrscheinlich See-) Meilen im Umfange, unter 10° 2′ 25″ südl. Br. und 198° 51′ 49″ östl. Länge. Am 31. Oktober wandte er sich nach dem südlichen Eismeere. In der Nähe der Macquarrie-Inseln wurden am 17. Nov. Erderschütterungen verspürt. Am 10. Jan. 1821 entdeckte Bellingshausen, unter 68° 57′ 15″ Breite und 90° 41′ 5″ westl. L. eine hohe Insel von 24½ Meilen im Umfange, der er den Namen Insel Peter I. beilegte. Am 17. dessel-

ben Monats erblickte er wieder eine hohe Küste, die 68° 51′ 50″ Br. und 73° 3′ 46″ westl. Länge hatte, und Küste Alexanders I. genannt wurde. Von hier aus schiffte er nach Neu-Süd-Shetland hin, umfuhr und untersuchte dasselbe, und fand, dafs es aus mehren Inseln von verschiedener Gröfse bestehe. Da Bellingshausen von Süden hierher kam, so kann sich Neu-Süd-Shetland nicht in dieser Richtung sonderlich weit erstrecken. Unter 55° westl. L. und 61° 10′ Breite entdeckte er noch sieben neue Inseln. Auch soll er das Sandwichsland ganz umschifft und also dargethan haben, dafs es in keinem Zusammenhang mit irgend einem Festlande stehe. Bellingshausen richtete nunmehr seinen Lauf nach Brasilien, und kam, von hier am 23. April absegelnd, am 24. Juli, nach einer Abwesenheit von 2 Jahren und 21 Tagen glücklich wieder in Kronstadt an.

Uebrigens wurde das Grofse Weltmeer neuerlich auch von Seefahrern anderer Nationen nicht unbesucht gelassen. Der französische Cap. Freycinet, der schon im Jahre 1817 eine Reise um die Welt angetreten hatte, kehrte im Nov. 1820 glücklich zurück,

obschon auf einem amerikanischen Schiffe, da die Uranie, auf welcher er die ganze Reise gemacht hatte, auf der Heimfahrt bei den Malouinen Schiffbruch litt. Die Sammlungen und Papiere wurden indefs gröfstentheils gerettet. Aufser der genauern geographischen Erforschung mehrer Theile des nördlichen Grofsen Weltmeers, hat diese Reise schätzbare Beiträge zur Förderung der Naturwissenschaften, durch Pendelversuche, so wie durch astronomische, magnetische, barometrische und thermometrische Beobachtungen geliefert. Mehr als 60 Proben von Meerwasser sind zurückgebracht worden. Die Zahl der Zeichnungen beläuft sich auf mehre Hunderte. —

Die Reise des französischen Capitains Philibert, welche derselbe in den Jahren 1819 und 1820 nach Guyana, Isle de Bourbon, Java, Borneo, und den Philippinen gemacht hat, liefert, so viel aus den bis jetzt bekannt gewordenen Nachrichten hervorgeht, schätzbare Beiträge zur Kenntnifs des neusten Zustandes dieser Länder, besonders der Philippinen. Eben so darf man sich nicht unwichtige Resultate von einer andern Reise versprechen, welche der französische Schifflieut. Duperrey, auf der

Corvette Coquille, am 1. Aug. 1822, von Toulon aus angetreten hat. Er geht nach dem Cap, in den Indischen Archipel, an die Westküsten von Neuholland, nach den Inseln des Grofsen Weltmeers, und kehrt über das Cap Horn und das Atlantische Meer zurück. Seine Aufgaben sind grofsentheils physikalisch und mathematisch, namentlich soll die Gestalt der südlichen Halbkugel durch diese Reise genauer bestimmt werden.

Auch die Reise der englischen Geistlichen Tyerman und Bennet, welche sich im April 1821 einschifften, die von der englischen Missionsgesellschaft in der Südsee angestellten Missionärs zu besuchen, dürfte nicht ohne Gewinn für die Länder- und Völkerkunde ausfallen. Man weifs bereits, dafs sie am 27. September desselben Jahrs auf Otaheiti angekommen und von den dortigen neubekehrten Christen gut aufgenommen worden sind. Sie werden über China und die beiden indischen Halbinseln, deren Missionen sie gleichfalls untersuchen sollen, zurückkehren.

Wenden wir jetzt, nachdem wir die wichtigsten Seereisen der neuesten Zeit betrachtet haben, un-

sere Blicke nach dem Lande hin, wo unterdessen nicht minder Beachtenswerthes zur Förderung der Wissenschaft geschehen ist.

Unter allen Erdtheilen ist Afrika derjenige, auf dessen genauere Erforschung bis diesen Augenblick der gröfste Fleifs verwendet wird. Die Schwierigkeiten, welche sich dem Eindringen in das unbekannte Innere dieses Festlandes entgegenstellen, reizen die Neugierde der Europäer nur desto lebhafter. Und wie fruchtlos auch so manche Nachforschungen gewesen, wie viele wackere Männer schon das Opfer ihrer Bestrebungen geworden seyn mögen: noch immer finden sich neue Unerschrockene, die Leben und Gesundheit an die Lüftung des Schleiers setzen, welcher die Geheimnisse dieser weitausgedehnten Länderstrecke verhüllt.

Von dem, was seit dem Ende des verflossenen Jahrzehends an den Ufern des Nils Neues entdeckt worden, finden die Leser weiter unten in einem besondern Aufsatze (S. 330) umständlichere Nachrichten. Von der Reise des preufsischen Generals Menu von Minutoli nach Aegypten hat schon der vorige Jahrgang dieses Taschenbuches Nachricht gegeben. Die

Doctoren Ehrenberg und Hemprich, welche ihn dahin begleitet hatten, blieben bei seiner Abreise daselbst zurück, und haben seitdem eine Reise nach Dongola gemacht, welche reich an wichtigen Ergebnissen für die Kenntnifs dieser bis in die neuste Zeit ganz unbekannten Gegenden gewesen ist. Den letzten Nachrichten zu Folge haben diese Gelehrten eine zweite Reise nach der Einfahrt des Rothen Meeres (Bab el Mandeb) und nach der Ostküste von Habesch (Abyssinien) machen, und von da auf dem Nil wieder nach Unter-Aegypten zurückkehren wollen.

Wenn durch die Forschungen der Italiäner Belzoni und Frediani*), der Engländer Waddington, Hanbury, Edmonstone und Richardson, der Franzosen Cailliaud und Drovetti, des Amerikaners English, die Alterthümer, durch die Bemühungen der Teutschen Ehrenberg, Hemprich und Rüppel aber die Natur-

*) Doch soll Frediani im Winter 1821 — 1822, wo er am hitzigen Fieber krank lag, in einem Anfall von Raserei alle seine Papiere verbrannt haben.

D. H.

beschaffenheit Aegyptens, Nubiens und Aethiopiens genauer bekannt geworden ist: so haben wir jetzt die Aussicht, eine möglichst vollständige Kunde von der geognostischen Beschaffenheit Aegyptens insbesondere zu erhalten, indem der als Geolog durch seine Reisen in Italien und Sicilien rühmlichst bekannte Brocchi aus Neapel, ein Schüler Werners, neuerdings eine Reise nach Aegypten, hauptsächlich zur geognostischen Untersuchung der Umgebungen des alten Theben, angetreten hat.

Die kriegerischen Unternehmungen des jetzigen Paschas von Aegypten, Mehemed Ali, welcher im Jahr 1820 unter der Anführung seines jüngsten Sohnes Ismael ein Heer zur Eroberung aller Länder am Nil, von der zweiten Katarakte bis über Sennaar hinaus, abschickte, verschaffte, wie der Leser aus dem erwähnten, weiter unten folgenden besondern Aufsatze (S. 330 u. ff.) sehen wird, den H. H. Waddington, Hanbury, Frediani, English, Cailliaud und Letorzec Gelegenheit, im Gefolge des Pascha Ismael gleichfalls die neueroberten Länder zu besuchen. Von den antiquarischen Entdeckungen und sonstigen Beobachtungen Wadding-

tons und Hanburys haben wir in dem erwähnten Aufsatze Nachricht gegeben. English, der als Topschi Baschi, oder als Artillerie-Befehlshaber in des Pascha Dienste getreten war, kam mit der Armee noch weiter, als es jenen beiden englischen Gelehrten vergönnt war, nämlich bis Sennaar. Die wichtigsten Beobachtungen, welche er auf diesem Zuge machte, waren die über die beiden Flüsse Bahr el Abiad *) und Bahr el Asrek, oder den Weifsen Flufs und den Blauen Flufs, welche vereinigt, oberhalb Guz in Nubien, den Nil bilden. Gewöhnlich hat man bisher den Asrek, dessen Quellen Bruce in Habesch gefunden haben will, für den Hauptflufs gehalten. English erklärt aber den Abiad dafür, indem der Asrek bei dem Zusammenströmen Beider nicht halb so breit als dieser sei, und sein dunkles Wasser eine Strecke von mehren Meilen unvermischt mit dem weifsen (von einer beigemischten Thonerde herrührenden) Wasser des Abiad fortgehe, ehe es sich ganz darin verliere. Sennaar

*) English schreibt überall Abiud.

D. H.

(eine Stadt von etwa drei englischen Meilen im Umfange, die aber in Folge einer neulichen Eroberung durch heidnische Bergvölker von Süden her, fast ganz in einen Schutthaufen verwandelt worden war) liegt am Flusse Bahr el Asrek, welchen aber die hiesigen Einwohner Adit nannten. Sie behaupteten, dafs seine Quellen in dem Gebirge Gibel el Gumara (d. h. die grofse Bergkette, auf unsern Karten die Mondberge), etwa 60 Cameel-Tagreisen von Sennaar fast gerade nach Süden sich befänden. Dieser Flufs nehme in verschiedenen Entfernungen von dieser Stadt mehre kleine, aus Habesch und den Gebirgen oberhalb Sennaar kommende, Flüsse auf (worunter also jener gehören würde, dessen Quellen Bruce bestimmte). Der Abiad fliefse fast parallel mit dem Adit, doch sei seine Quelle, obwohl auch im Gumara-Gebirge, weiter entfernt als die des letztern Flusses. English zweifelt übrigens daran, dafs der Abiad seine Quellen in einerlei Breite mit dem Adit habe, weil er, wenigstens damals, als er dort war, 20 Tage früher zu steigen begann als dieser, und auch ein anders gefärbtes Wasser hat. Ueber Timbuctu und den Niger konnte English indefs keine

Auskunft erhalten. Niemand war weiter als bis Kordofan und Darfur gekommen.

Das Augenweh, an welchem English seit langer Zeit gelitten hatte, nöthigte ihn, nach Aegypten zurückzukehren, und er konnte also der Armee des Pascha nicht weiter nach Süden folgen. Wohl aber war diefs den HH. Cailliaud und Letorzec vergönnt.

Der Zug ging längs dem Nil fort (so nennt Cailliaud in Uebereinstimmung mit den bisherigen Erdbeschreibern den Flufs, an welchem Sennaar liegt). Sie kamen zunächst in das Königreich Bertot, welches östlich an den Nil, westlich an die grofse Landschaft Bournu, und südlich an das hochliegende Darfoke gränzt. Hier wohnten heidnische Völker, die der Pascha bekriegte, aber nicht gänzlich bezwingen konnte, da die Gebirge zu viel Schlupfwinkel darboten. Ungefähr 5 Wochen nach der Abreise von Sennaar kam man in der Landschaft Fazoële (auf unsern Karten gewöhnlich Fazuclo oder Fazoglo genannt) an, deren mahommedanische Oberhäupter mit dem Pascha unterhandelten und sich zu einem Tribut verpflichteten. Von hier ging es weiter ins Innere fort, wo Ismael wieder heidnische Völker zu be-

kämpfen hatte. In der Landschaft Gamanil gab es goldhaltigen Sand, von dem Cailliaud eine Menge auswaschen liefs, aber nur 6 bis 8 Gran (Grains) Gold vom Centner erhielt. (English dagegen hält den Goldreichthum dieser Länder für gröfser, und spricht von Goldminen, die es in den Gebirgen von Fezueli (so nennt er Fazoële) geben soll. Ein Eingeborner des Landes erzählte dem Pascha von einem Stück Gold, das 6 Zoll im Durchmesser gehalten haben mufste. Auch trugen die nach Sennaar gebrachten weiblichen Kriegsgefangnen aus den Gebirgen von Bokki, welche an Fazoële gränzen, viele goldne Ringe und Armbänder, deren sie indessen durch die Soldaten bald entledigt wurden.) Der südlichste Ort, bis zu welchem der Pascha Ismael vordrang, war Singueh (Singué) in Darfoke, unter 10° nördlicher Breite. Eine Fahrt den Bahr el Abiad weiter stromaufwärts, mufste des niedrigen Wasserstandes halber aufgegeben werden. Die kriegerischen Unternehmungen des Pascha waren also hier beendigt, und man kehrte nach Fazoële zurück, wo man im Febr. 1822 wieder eintraf. Cailliaud trat bald darauf auch seine Rückreise nach Europa an, und landete im

Dezember desselben Jahres im Hafen von Marseille Wahrscheinlich wird die Zukunft noch gröfsere Vortheile von der Eroberung aller dieser bisher unzugänglich gewesenen Länderstriche ziehen. Natur- und Alterthumsforscher werden, so lange die Regierung in Aegypten fortfährt, die Europäer zu begünstigen, nunmehr ungehindert an den Ufern und auf den Fluthen des Nils hin und her reisen können.

Aber wohl noch eine lange Zeit dürfte verfliefsen, ehe man dieses auch von dem geheimnifsvollen Niger wird sagen können. Noch immer sind die Meinungen und Berichte, selbst der neusten Reisenden, über den mittlern und untern Lauf dieses Stromes, so wie über dessen Mündung, getheilt. Dafs der Zaire oder Congo nicht das untere Ende des Niger seyn könne, scheint wohl seit Tuckeys verunglückter Fahrt auf diesem Strome 1816 für gewifs angenommen werden zu können. Für eine andere Meinung, dafs nämlich der Niger sich in den Busen von Benin münde, hat sich neuerlich der Engländer Hutton, der 1821 von Guinea zurückgekommen ist, erklärt. Diese Einmündung in den Busen von Benin soll erfolgen, nachdem sich der Flufs von Timbuctu mit dem Nil

der Neger, oder dem Tzad, der von Burnu komme, vereinigt habe. Was Cailliaud zu Fazoële über diesen Gegenstand erfahren konnte, schien für einen Zusammenhang des Bahr el Abiad mit dem Niger zu sprechen. Wahrscheinlich haben jene Geographen recht, welche die verschiedenen Meinungen über den Lauf des Niger zu vereinigen suchen, indem sie eine grofse Hohlfläche im innern nördlichen Afrika, mit ungeheuern Wasserbehältern annehmen, in welche sich nicht nur der Niger, sondern auch noch mehr andere von den innern Gebirgen kommende Gewässer ergiefsen. Bei hohem Wasserstande, während und unmittelbar nach der Regenzeit, liefse sich dann wohl eine Verbindung des Niger mit dem Nil auf die Art denken, dafs sie mittelst jenes Binnenmeeres durch einen von Osten her kommenden Flufs zu Stande käme, der zu eben dieser Zeit durch Ueberfluthung wieder mit dem Bahr el Abiad in Verbindung stände. Auch liefsen sich dann mehre der grofsen in den Buseu von Guinea fallenden Ströme als Ausflüsse jenes Binnenmeeres betrachten. *)

*) Man sehe mein Gemälde der phys. Welt, III. Bd. S. 286 — 293, und Nouv. Ann. d. voyages, par Eyriès et

Mehr Aufklärung über diesen Punkt, so wie über das innere Afrika überhaupt ist von einigen neuern englischen Reisenden zu erwarten, welche erst im vorigen Jahre dahin abgegangen sind. Dr. Oudney, Major Denham und Lieut. Clapperton hatten ihre Reise im Februar vor. J. von Tripolis aus angetreten und waren im April bereits in Murzuk, der Hauptstadt von Fezzan, eingetroffen. Hier sollte Oudney mit dem brittischen Vicekonsul bleiben, die Uebrigen aber nach Burnu vordringen. Wahrscheinlich sind sie, wenn alles gut gegangen ist, jetzt schon wieder auf der Rückreise, über Kordofan, Nubien und Aegypten begriffen.

Auch der englische Capitain Gordon verliefs im Mai 1822 Cairo, um die Quellen des Bahr el Abiad aufzusuchen. Er reiste ganz allein, aber mit dem festen Vorsatze ab, nicht wieder zu kommen, ohne einige wichtige Entdeckungen gemacht zu haben. Er

---

Malte-Brun, Juliheft 1822, S. 140 u. f. Jomards Bemerkungen zu Cailliaud Briefen aus Sennaar. Doch vergleiche man mit den Letztern auch Quarterly Review, Nr. LV. 1823, S. 92 u. 93.

D. H.

will selbst, wenns noth thut, sich einem schwarzen Kaufmann als Sklav verdingen.

Während so die Engländer um die Erforschung des innern Afrika bemüht sind, verabsäumen sie nicht, auch das Dunkel, welches noch auf einigen Küstengegenden und deren Nachbarländern liegt, aufzuhellen. Durch die glücklichen Erfolge von Belzonis Reisen wurde der König von England zu dem Wunsche veranlafst, auch das alte Libyen, oder jenen Landstrich längs der Nordküste Afrikas, welcher in alten Zeiten die beiden Landschaften Cyrenaica und Marmarica in sich begriff, genauer durchforscht zu sehen, als es von Della Cella 1817, im Gefolge einer Armee des Pascha von Tripolis, geschehen war. Man darf vermuthen, dafs sich in diesen einst so blühenden Gegenden noch viele bisher unbekannte merkwürdige Reste griechischer und römischer Gebäude befinden. Die brittische Regierung beschlofs daher im Jahre 1821, unter der Anführung des Hrn. Beechey, welcher früher Secretär beim englischen Consul Salt in Aegypten und Belzonis Begleiter war, eine Expedition von Tripolis aus nach Libyen zu schicken. Um den Zweck derselben zu för-

dern, liefs zugleich die Admiralität ein kleines, mit Mannschaft besetztes Schiff ausrüsten, welches, an der Küste hinsegelnd, den Landreisenden folgen und sie im Nothfalle unterstützen, oder, wenn sie von den Arabern bedrängt würden, aufnehmen sollte. Zum Befehlshaber dieses Schiffes wurde der Lieut. Beechey, welcher den Capitain Parry auf der Nordpolreise von 1819 uud 1820 begleitet hatte, ernannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden zur Vollendung dieser Reise drei oder vier Jahre erfoderlich seyn.

Von der Niederlassung auf der Küste Sierra Leone war im Jahre 1820 Hr. O'Beyrne abgeschickt worden, um theils ältere Handelsverbindungen mit mehren Völkern des benachbarten Binnenlandes wieder herzustellen, theils neue freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen. Seine Sendung hatte den besten Erfolg. Er wurde von mehren Häuptlingen sehr gut aufgenommen, und die Fulahs beschlossen, den Handel mit Sierra Leone jetzt unmittelbar über Porto Logo zu betreiben. Der Statthalter der Niederlassung erhielt selbst einen Brief vom Könige von Bambarra, aus dessen Hauptstadt Sego (am obern Niger), worin dieser die Weifsen zum Besuch und zum

Handel mit Sego einlud. Man darf auf diesem Wege baldigen genauern Nachrichten über diese Gebirgsgegenden Afrikas, und wahrscheinlich auch über den Lauf des Niger entgegen sehen.

Denselben glücklichen Erfolg hatte die am 16. April 1822 von Sierra Leone unter dem Capitain Laing an den König von Suhlimana (Soliman) abgegangene Gesandtschaft, welche am 29. Okt. dess. Jahres wieder zurückkehrte. Viele Eingeborne der Suhlima's und Kuhranko's begleiteten den Capitain Laing auf seiner Heimkehr, um mit der Niederlassung Handel zu treiben. Mit dem Könige der nördlichen Kuhranko's wurde ein Vertrag geschlossen, dafs die Sangaras künftig ungehindert durch sein Gebiet nach der Niederlassung ziehen dürften. Bis jetzt war diese Nation genöthigt, die europäischen Waaren, wogegen sie Gold und schöne Zeuge umsetzen, im Lande der Suhlimas und Fuhlas einzuhandeln, weil ihnen diese Beiden, aus politischen Gründen, den Weg nach der Küste vertraten. Auch verfolgte der Cap. Laing auf dieser Reise den ganzen Lauf des stärksten Armes des Rokelle-Flufses, bis zu dessen Quelle unter 9° 45′ nördl. Br. und 10° 5′ westl.

Länge von Paris. Eben so wurden der Kamaranka, der zwei Tagereisen östlich vom Niger entspringt, und noch einige andere bisher ganz unbekannte Flüsse an mehren Punkten bestimmt. Die Lage der Stadt Timbo, der Hauptstadt der Fulahs, giebt Cap. Laing zu 10° 52′ nördl. Br. und 10° 34′ westl. L. an. Er soll sich bald nach der Rückkunft von dieser Reise zu einer neuen nach dem Niger vorbereitet haben, welche den Zweck hat, diesen Strom von der Quelle an bis zu seiner geheimnifsvollen Mündung zu erforschen. Möge er glücklicher seyn als Mungo Park!

Von der Südküste Afrikas aus ist der englische Missionär Campbell 1819 und 1820 ins Innere dieses Erdtheils, besonders nach Nordosten hin, weiter als irgend einer der bisherigen Reisenden vorgedrungen, und hat hier sehr wichtige Entdeckungen gemacht. Er kam bis zu 24 Grad südlicher Breite, und gelangte auf diesem Wege zu den Meribowheys und Marutzis, zwei noch unbekannt gewesenen, zum Theil nicht ungesitteten, obschon noch heidnischen Völkern, deren ansehnliche Hauptstädte, Maschau und Korritschähn, jede 12 bis 16000 Einwohner enthielt. Auch entdeckte Campbell in

diesen Gegenden eine neue Art Nashorn, welches Aehnlichkeit mit dem fabelhaften Einhorn der Alten zu haben scheint. Der Kopf allein war so schwer, dafs acht Menschen erfodert wurden, ihn auf den Wagen zu heben. Wir haben weiter unten in einem besondern Aufsatze einen Auszug aus Campbells merkwürdiger Reisebeschreibung gegeben.

Endlich dürfen wir auch bald sehr wichtigen Aufschlüssen über die bisher noch sehr unbekannte Ostküste Afrikas entgegen sehen, da eine eigene brittische Expedition, aus den Schiffen Leven und Barracouta bestehend, im Anfang des Jahres 1822 zur Aufnahme derselben abgeschickt worden ist. Die Befehlshaber dieser Schiffe sind die Capitains Owen und Cutfield. Unter ihnen stehen mehre Seeoffiziere, sämmtlich gute Ingenieurs, 17 Seekadetten und eine angemessene Zahl von Soldaten. Die Schiffe haben zahlreiche Boote bei sich, um die Flüsse von ihrer Mündung aus befahren zu können. Zunächst soll diese Expedition die Küste der Cap-Colonie, hierauf die Mündung des Rio d'Infanta, den St. Christoph, u. s. w. untersuchen. Auch die genauere Kenntnifs des Meeres ist ein Gegenstand ih-

rer Thätigkeit. Im Juli 1822 war sie am Cap angelangt. Man glaubt, dafs sie mehre Jahre zur Vollführung ihrer Arbeiten brauchen werde.

Was die neuesten bemerkenswerthen Reisen in Asien betrifft, so haben wir schon oben des Capitain Cochrane gedacht, welcher von Petersburg aus ganz Sibirien bis an die nordöstlichste Spitze dieses Erdtheils zu Fufse durchwandert hat. Die bald zu hoffende Beschreibung seiner Reise dürfte reich an wichtigen Beiträgen zur Kunde dieser Länder seyn, über welche wir noch immer so mancher Aufklärung bedürfen. Noch mehr vielleicht läfst sich von der wahrscheinlich in diesem Jahre schon begonnenen Reise des Professors Hansteen aus Christiania erwarten, welche hauptsächlich zum Zweck hat, im ganzen nördlichen Asien, jenseits 60° Breite, genaue Beobachtungen über die Abweichung und Neigung der Magnetnadel anzustellen. Aufserdem wird sich dieser Gelehrte mit Pendelversuchen, so wie mit geographischen, barometrischen und meteorologischen Beobachtungen beschäftigen. Wenn es die Umstände erlauben, will er auf einem der gröfsern Ströme Nordasiens, z. B. auf dem Jenisei oder der Lena, nach den

Küsten des Eismeers vorzudringen suchen. Ein junger Mann begleitet ihn als Mineralog, Botaniker und Zeichner.

Während Rufsland wichtige Unternehmungen zur See veranstaltet, unterläfst es nicht, auch zu Lande, im innern Asien, jede Gelegenheit zur Förderung geographischer Kenntnisse zu benützen. Schon der vorige Jahrgang dieses Taschenbuches hat unter Nr. XII. Nachricht von einer russischen Gesandtschaftsreise nach Buchara, im Jahre 1820, gegeben. Neuerlich ist eine Expedition ausgeschickt worden, welche das innere Asien durchziehen und bis nach Tibet vordringen soll. Wir werden zu seiner Zeit darüber berichten.

Auch von der Basler Missionsgesellschaft sind Beiträge zur Erweiterung der asiatischen Länder- und Völkerkunde zu erwarten. Fünf Missionärs sind zu einer Reise nach Persien bestimmt. Einer davon hat im April 1822 von Petersburg aus einen Bericht eingesandt, worin er theils die bisherigen Vorbereitungen für diese Sendung, theils ihre Reiseplane meldet. Der erste Zielpunkt ist Astrachan, am Kaspischen Meere, wo sie einige Monate verweilen,

dann nach Tiflis in Georgien abgehen, und hier eine Niederlassung gründen wollen. Diese soll dann als Mittelpunkt ihrer Thätigkeit für die Bekehrung der Muhamedaner und Heiden dienen. Doch will man der Gründung dieser Niederlassung eine Untersuchungsreise in das Innere Persiens, über Tauris und Casbin nach Teheran, Ispahan und Schiras vorausschicken. Nebenher sollen auch die Kurden, Nestorianer und Armenier besucht werden. Die Rückreise wird über Selmas, Mossul etc. erfolgen.

Der (im Oktober 1821 zu Bagdad an der Cholera morbus verstorbene) englische Resident Rich, zu Bagdad, unternahm im Jahre 1820 eine wichtige Reise nach Kurdistan. Ehe er jedoch diese Landschaft bereiste, untersuchte er die Trümmer von Ktesiphon und Seleucia. Sein Hauptzweck war, die wichtigsten Punkte auf dieser Reise astronomisch zu bestimmen, und die Ueberbleibsel des Alterthums kennen zu lernen, welche hier auf allen Seiten anzutreffen seyn sollten. Rich kam in Gegenden, die noch nie ein Europäer besucht hatte. Er entdeckte mehre Ruinen von Sassanidischen Städten, Grabmäh-

lern der Könige, Jagdschlössern, Beerdigungsplätzen mit irdenen Urnen und Knochen etc. Zu Kefri liefs er Nachgrabungen anstellen, und fand ein Gebäude, welches merkwürdige Gyps - Malereien enthielt, deren Farben noch ihre ganze ursprüngliche Frische hatten. In Tuzkurmati nahm er die Naphtha - und Salzgruben in Augenschein, und kam am 8. Mai 1820 nach Soleimanieh (Solimania.) Die Reise des Hrn. Rich nach diesen Gegenden wird nicht blofs in geographischer Hinsicht nützlich gewesen seyn, sondern auch in der Erinnerung der Kurden das Andenken an eine unschätzbare Wohlthat hinterlassen. Seine Gattinn nämlich, die ihn begleitete, war so glücklich, durch Ueberredung und Geschenke an die Weiber und Kinder, den Widerwillen der Kurden gegen alle Neuerungen zu besiegen, und unter ihnen die Schutzpocken-Impfung einzuführen. Bisher haben die Blattern in diesen Gegenden grofse Verwüstungen angerichtet. — Die Rückreise nach Bagdad, wo er am 12. März 1821 wieder eintraf, machte Rich zum Theil auf dem Tigris. — Im Monat Mai des nämlichen Jahres kamen die Engländer Wilson und Hyde, welche bereits Aegypten und Syrien bereist

hatten, in Bagdad an, um das alte Mesopotamien und Babylonien zu durchforschen, und dann nach Indien zu gehen.

Ein Schwede, Berggren, Prediger bei der Gesandtschaft seines Hofes in Constantinopel, unternahm im Sommer 1820 eine Reise nach Rhodus, Cypern und dem Libanon, wo er sich in einem Maroniten-Kloster, zu Antura, monatlich für 100 Rthlr. (schwed.) einmiethete, um sich zur Weiterreise im Arabischen zu vervollkommnen. Er hat hier merkwürdige neue Beobachtungen über das Gebirge und dessen Bewohner gemacht, mehre neue Pflanzen gesammelt, und gefunden, dafs Volneys und Anderer Nachrichten über diese Gegenden nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Auch über die Drusen und ihre bisher so wenig gekannten religiösen Geheimnisse wird Berggrens Reisebeschreibung genauen Aufschlufs geben. Er hatte Gelegenheit, ihre heilige Schrift zu sehen. Später wollte er sich nach Palästina begeben, wurde aber durch einen plötzlich zwischen den Bewohnern des Libanon und Abdallah Pascha von St. Jean d'Acre ausgebrochenen Krieg, so wie durch die Folgen des Aufstandes der

Griechen genöthigt, nach Aegypten zu gehen. An einer weitern Reise von hier aus ins Innere von Afrika wurde Berggren durch eine heftige Krankheit verhindert, von der er erst in Alexandrien genas. Er wollte nun, nach den letzten Berichten, von hier über Jerusalem nach Constantinopel zurückkehren.

Ueber die Forschungen Webbs in der Nachbarschaft der Dardanellen, auf dem classischen Boden des alten Troja, im Jahr 1819, liefert weiter unten ein besonderer Aufsatz umständlichere Nachrichten.

Auch über einige Länder am Indischen Meere lassen sich bald neuere Aufklärungen hoffen. So ist z. B. Hr. Crawfurd, vormaliger brittischer Resident am Hofe des Sultans von Java, Verfasser des bekannten statistischen Werks über den Indischen Archipel, vom vormaligen General-Statthalter Ostindiens, Marquis Hastings, beauftragt worden, Birman und Cochinchina zu erforschen, und der Ostindischen Compagnie genauen Bericht über die Gelegenheit zu erstatten, welche diese Länder dem Handel darbieten. Auch ist am 13. März 1822 eine wis-

senschaftliche Expedition nach Benkulen (Bencoolen) auf Sumatra, abgegangen, welche der Astronom der Ostindischen Compagnie befehligt.

Ein Schiffbruch verschaffte mehren Engländern am Schlufs des Jahres 1819 Gelegenheit, die chinesische Insel Hainan zu besuchen, und selbst einen Theil der Südküste Chinas, bis nach Canton hin, zu Lande zu bereisen. Das der englischen Ostindischen Compagnie gehörige Schiff, die Friendship (Freundschaft) nämlich, ging durch einen furchtbaren Sturm in der Nacht vom 11. auf den 12. Novbr. 1819 in der Nähe jener Insel so gänzlich zu Grunde, dafs sich nur der gröfste Theil der Mannschaft an den Küsten derselben zu retten vermochte. Fünf und fünfzig Personen, worunter der Waarenverwalter (Supercargo) Rey, der die Reise später beschrieben hat, wurden von den sanftmüthigen und wackern Bewohnern dieser Insel auf das gastfreundschaftlichste aufgenommen, nach dem festen Lande gebracht, und auch hier auf der Weiterreise durch die Küstenprovinzen bis nach Canton, sehr gut behandelt. Da sie auf dieser Reise durch 20 mit Mauern umgebene Städte, und 256 Flecken und Dörfer kamen, und

an mehren Orten sich aufhielten: so läfst sich leicht denken, dafs Reys Reisebeschreibung nicht unwichtige neue Nachrichten über diese Orte, so wie über chinesische Sitten und Gebräuche enthalten müsse.

In Amerika ist am Schlusse des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrzehends vorzüglich Brasilien ein Gegenstand mannichfaltiger Forschungen gewesen. Ungeachtet der Bemühungen früherer Reisenden, namentlich eines Prinzen von Neuwied und Eschwege, deren Berichte wir hier als bekannt voraussetzen, gab das ungeheure Land dem Geographen und Naturforscher noch mancherlei Räthsel zu lösen auf. Se. Majestät, der Kaiser von Oestreich, benützte die Gelegenheit, welche die Vermählung der Erzherzoginn Leopoldine, k. H., mit dem Kronprinzen von Brasilien darbot, im Frühling 1817 einige Naturforscher und Künstler mit dahin abzusenden, welche den Auftrag erhielten, die Naturmerkwürdigkeiten dieses Landes an Ort und Stelle zu beobachten, und theils getreue Zeichnungen, theils Sammlungen davon einzusenden. Die Wahl fiel auf die Professoren Dr. Pohl und Dr. Mikan aus Prag, auf den Assistenten Natterer und den Gärt-

ner Schicht. An die östreichischen Gelehrten schlossen sich noch zwei bairische, die Doctoren Spix und Martius an. Was die Ersten betrifft, so war Dr. Mikan verhindert, in das Innere von Brasilien einzudringen, aber er machte äufserst schätzbare naturhistorische Beobachtungen und Entdeckungen in der Nähe der Hauptstadt, und bereicherte die kaiserlichen Sammlungen in Wien mit kostbaren Beiträgen.

Wichtiger war die grofse, 2 Jahr 6 Monate dauernde Reise, welche Dr. Pohl 1818 — 1820 in das Innere von Brasilien, und zum Theil in Gegenden unternahm, welche noch nie der Fufs eines europäischen Naturforschers betreten hatte. Dr. Pohl begab sich zuerst im September 1818 von Rio Janeiro nach der Provinz Goyaz, in deren Hauptstadt Villa Boa er am 22. Jänner 1819 glücklich eintraf. Schon auf dieser ersten Reise wurden die mannichfachsten und merkwürdigsten Entdeckungen gemacht. Während der eben eingetretenen Regenzeit mufste er hier drei Monate verweilen, machte aber doch einige Ausflüge nach den reichen Goldwäschen der Serra d'Ourada, so wie nach der Aldea S. Joze, wo Cayapos - Indier entwildert werden.

Am 25. April brach Dr. Pohl von Villa Boa auf, und wandte sich nördlich, oder gegen den Aequator hin, über Barra, S. Ritta, Trahiras, S. Joze de Tocantines, S. Ioao da Palma etc. bis Porto Real, wo er am 7. August anlangte. Von hier aus befuhr er an 100 teutsche Meilen weit den grofsen Maranhao - Flufs (welcher sich unter dem Namen Tocantin in den Amazonenstrom ergiefst,) und lernte auf dieser Fahrt mehre indische Völkerstämme, als die Chavantes, Paragrammacaras und Corohas (sonst Timenbos genannt) kennen, trat dann von Porto Real seine Rückreise an, und traf am 6. Dezember, nachdem er über 400 teutsche Meilen zurückgelegt hatte, in Villa Boa ein.

Die abermals eingetretene Regenzeit nöthigte Dr. Pohl hier wieder zu verweilen, und erlaubte ihm nur, den Gold und Demanten führenden Flufs Claro, an der Gränze der Provinz Matto Grosso, so wie einige wenige andere Punkte in der Nachbarschaft zu besuchen. Erst am 15. April 1820 konnte er weiter reisen. Er nahm jetzt seinen Weg durch die Provinz Minas Geraes, wandte sich, durch

gröſstentheils unbewohnte Gegenden nach dem Diamanten mit sich führenden Rio Abaite, und reiste längs den Ufern dieses Flusses bis zu seiner Einmündung in den groſsen S. Francisco hinab. Von hier aus ging er nördlich in die Provinz Minas Nuovas ein, besuchte bei S. Miguel den prächtigen Wasserfall Salto grande und traf mehre herumziehende Horden von Botocuden an, von welchem Indier-Stamm er später einen jungen Mann und ein junges Weib mit nach Europa zurückbrachte. Am 28. Februar 1821 traf er endlich nach einer Reise von beinahe 1300 geogr. Meilen, zwischen 22 und 7° südl. Breite, glücklich wieder in Rio Janeiro ein. Dr. Pohl hatte auf dieser Reise 111 Kisten Naturalien gesammelt und nach und nach abgeschickt. Am 16. April begab er sich mit seinen Sammlungen an Bord des englischen Schiffs Northumbria und trat die Rückreise nach Europa an, wo er am 2. August zu Amsterdam landete. Die gesammte Ladung, bestehend aus 1600 lebenden Pflanzen, 260 lebenden Thieren und 57 Kisten mit eingepackten Naturalien, wurde von hier auf dem Rheine bis Mainz, und von da auf dem Maine bis Würzburg geschafft, von wo Dr. Pohl

dieselbe zu Lande bis Regensburg schaffen mufste. Von hier aus gelangte sie nun auf der Donau nach Wien, und traf hier am 16. Oktober desselben Jahrs in bestem Zustande ein. Uebrigens enthielt dieser Transport noch lange nicht die ganze Ausbeute der Reise Dr. Pohls. Vieles, das bei seiner Abreise aus Rio Janeiro noch nicht daselbst eingetroffen war, mufste nachgeschickt werden. Die vollständige Sammlung wird aus 4000 Pflanzenarten und mehr als 1000 Fossilien bestehen. Die bald zu erwartende Reisebeschreibung Dr. Pohls wird reich an anziehenden und neuen Beobachtungen und Entdeckungen in Bezug auf Länder-, Völker- ıd Heilkunde seyn.

Auch Hrn. Natterers Sammlungen waren zahlreich und höchst schätzbar. Leider scheiterte sein Plan einer gemeinschaftlichen Reise mit Hrn. Schott nach den äufsersten westlichen und nördlichen Gränzen Brasiliens, durch die Landschaften Matto-Grosso am Rio Negro nach Para und an dem Amazonenflusse bis unter die Linie, an den politischen Stürmen, welche damals ausbrachen. Er mufste sich mit einer sechsmonat-

lichen Reise in einige südlich von Rio Janeiro liegende Landschaften begnügen, die indefs, wie seine Sendungen beweisen, nicht ohne reichen Gewinn für die Kunde dieser Gegenden ausgefallen ist.

Was die bairischen Naturforscher, Dr. Spix und Dr. Martius betrifft, so darf man nicht minder begierig auf die baldigst zu erwartende Beschreibung ihrer Reise seyn, welche hauptsächlich die Erforschung der nördlichern Provinzen Brasiliens zum Gegenstande hatte. In der Gegend von Monte Santo suchten sie die dortige Meteoreisen-Masse auf, und fanden sie 10 Palmen lang, $5\frac{1}{2}$ breit und hoch. Die Oberfläche ist lederbraun, hier und da mit Rost bedeckt, das Innere stahlweifs; das Gewicht an 16000 Pfund. Unter dem 8 Fufs tiefen Waldboden war Granit, ringsum nirgends eine Spur von vulkanischem Lande. Die wichtigste Unternehmung dieser bairischen Gelehrten war indefs ihre Befahrung des grofsen Amazonen-Stromes, wo sie viele Beobachtungen über die seine Ufer bewohnenden wilden Indier-Stämme zu machen Gelegenheit hatten. Sie brachten mehr als 20 Kisten Naturalien, auch lebende Thiere und Pflanzen, so wie sechs junge Wilde von dieser Reise

zurück. Besonders merkwürdig waren des Dr. Martius botanische Entdeckungen.

Gleichzeitig mit diesen östreichischen und bairischen Naturforschern bereiste ein französischer Gelehrter, St. Hilaire, nicht blofs Brasilien, sondern auch die südlichern Länder am Paraguay und La Plata. Er war schon am 1. April 1816 mit dem damaligen französischen Gesandten am brasilischen Hofe, dem Herzog von Luxemburg, nach Rio Janeiro abgereist, und hatte sogleich eine Reise nach den Provinzen Minas Geraes und Bahia angetreten, von welcher er im März 1818 wieder nach Rio Janeiro zurückkam. Im Verlauf desselben Jahres machte er noch eine Wanderung nördlich von dieser Hauptstadt, längs der Küste hin bis zum Rio Doce, von welcher er im November zurück kam. Endlich begann er im Jänner 1819 seine dritte und wichtigste Reise. Er wandte sich Anfangs nach den östlichern Gegenden von Minas Geraes, die er früher unberührt gelassen, und besuchte hier den prachtvollen Wasserfall, dem der Rio San Francisco seinen Ursprung verdankt. Von hier ging St. Hilaire nach der Provinz Goyaz, besuchte

die Hauptstadt derselben Villa Boa, und verweilte mehre Tage unter den Coyapos-Indiern. Dann nahm er seinen Weg nach den Gränzen von Matto Grosso, ging von hier wieder nach Villa Boa zurück und begab sich nunmehr südlicher nach S. Paul, wo er im November 1819 ankam. Er liefs hier seine Naturalien-Sammlungen zurück und wandte sich nach Süden, indem er hinter der grofsen Cordillere längs der Küste wegzog. Nachdem er die Städte Sorocaba, Hytu, Portofelir, Itapitininga u. a. m. besucht hatte, betrat er die Campos Geraes, eine durch ihre Fruchtbarkeit, herrlichen Viehweiden und Araucaria-Wälder ausgezeichnete Gegend. Von Curitiba stieg er die furchtbare Serra de Paranagua hinab, gelangte somit wieder an die Küste und besuchte nun die Inseln S. Francisco und S. Catharina, so wie die Niederlassungen zum Walfischfange. St. Hilaire zog nun längs der sandigen und flachen, nur von Seevögeln bewohnten Küste nach Rio Grande, wo er den, hier (unter 30° Breite) schon ziemlich strengen Winter (d. h. die Monate Juny bis August) zubrachte. Im Frühling 1820 (d. h. im September die-

ses Jahres) verliefs er Porto Allegre, überschritt die Gränze von Brasilien, besuchte Rocha, San Carlos, Maldonado und Montevideo, und durchwanderte die herrlichen Ebenen, welche den Rio de la Plata begränzen. Jenseits des Rio Negro betrat er ein wenig bevölkertes Land und erkannte überall die Richtigkeit der Beschreibung, welche Azara von diesen Gegenden gegeben hat. Zwischen Belem und der Provinz der Missionen wurde St. Hilaire's Reise immer beschwerlicher. Er brachte 13 Tage in einer Wüste zu, wo es weder ein Haus, noch einen betretnen Weg, sondern nur Straufse, Hirsche und Jaguars gab. Beinahe wäre er hier, nebst zweien seiner Begleiter, an den Folgen einer Vergiftung gestorben, die ihm der Genufs des Honigs von der Wespe Lecheguana verursachte. Er besuchte hierauf die sieben Flecken, welche allein noch von jenen dreifsig, einst durch die Jesuiten-Missionen in Paraguay gestifteten, übrig sind, begab sich dann wieder nach der Provinz Rio Grande, wo er während der Regenzeit Gefahr lief, alle seine Sammlungen zu verlieren, und traf zu Ende des Sommers 1821 wieder in Rio Janeiro ein.

Nachdem er von hier aus noch ein Mal nach S. Paul gereist war, um seine vor 2 Jahren dort gelassenen Sammlungen abzuholen, schiffte er sich im Juni 1822 nach Europa ein, und kam glücklich wieder in Frankreich an. St Hilaire's Reise ist vorzüglich in naturhistorischer, statistischer und commercieller Hinsicht merkw. rdig, Er hat 2000 Vögel, 16000 Insekten und mehr als 30000 Pflanzen mitgebracht.

Auch über Patagonien erfuhren wir Einiges in der neusten Zeit. Ein französischer Seefahrer, Namens Gautier, ging im Jahr 1820 nach der Küste dieses Landes auf den Fang der See-Elephanten (Phoca elephantina) aus. Der Fang dieser Thiere, welcher sehr einträglich und weniger gefährlich ist, als der Walfischfang, ist zeither nicht so bekannt gewesen, als er es verdiente, und nur von einer kleinen Zahl Engländer und Amerikaner betrieben worden, welche weislich still davon geschwiegen haben. Gautier fand, dafs die Küste von Patagonien auf allen unsern Karten sehr falsch verzeichnet ist. Während eines dreimonatlichen Aufenthalts in diesen Gegenden hatte er viele Gelegenheit, die Patagonier kennen zu lernen. Er bestätigt, dafs sie im Allgemeinen einen hohen

Wuchs haben, und an 6 Fuſs hoch sind. Was aber vielleicht zu den bekannten Uebertreibungen in Hinsicht dieses Volkes, indem man wahre Riesen aus ihnen gemacht hat, Veranlassung gegeben haben möge, sei der Umstand, daſs die Patagonier jedes Mal, so oft sie mit europäischen Schiffen in Verkehr gerathen, die längsten Männer dazu auswählen, welche leicht noch einige Zoll über 6 Fuſs haben können. Sie verehren die Sonne und den Mond. Wenn Jemand stirbt, so wird Alles, was ihm gehörte, selbst sein Pferd, mit ihm begraben. Die Spanier in Patagonica (dem Hauptorte, mit einer spanischen Besatzung, die damals nur noch aus dem Statthalter und dem Trommelschläger-bestand, da von der ursprünglichen Anzahl von 12 Mann nach und nach alle weggelaufen waren) versicherten Gautier, daſs die Patagonier alle zusammen nicht über 7 bis 8000 Seelen stark wären, was indeſs Gautier nicht glaublich findet. Das Land ist reich an Damhirschen und Rebhühnern, und das Wasser an Fischen.

In Nordamerika ward durch Franklin und seine Begleiter vieles Neue entdeckt, und Manches zur Berichtigung der Geographie dieses Erdtheils geleistet.

Wir haben bereits davon gesprochen und verweisen auf den unten folgenden Auszug aus Franklins Reise.

Nich minder wichtig für die Kunde vom Innern dieser Länder waren die Nachrichten, welche Schoolcraft über die grofsen canadischen Landseen und über die Gegend an den Quellen des Missisippi mittheilte. Er begleitete nämlich die Expedition, welche durch die Regierung der Vereinigten Staaten, unter dem Gouverneur Cafs, im Jahr 1820 nach jenen Gegenden abgeschickt wurde, als Mineralog, und sein Tagebuch ist eine reiche Fundgrube für die geognostische Kunde Nordamerikas. Die Hauptquellen des Missisippi sind die Seen Sandy, La Busch und der Schildkrötensee. Nur der erste wurde von der Reisegesellschaft besucht. Das Klima ist hier so kalt, dafs die Kähne am 19. Juli Abends mit einer Eisrinde von der Dicke eines Messerrückens bedeckt waren, und das Thermometer bei Sonnenaufgang nur + 36° Fahr. (+ $1\frac{7}{9}$ ° Reaum.) zeigte. Die Höhe der Missisippi-Quellen über dem Meere berechnet Schoolcraft zu 1330 Fufs.

Eine andere Reise, welche 1819 und 1820 auf Anordnung des Kriegsministers der Vereinigten Staa-

ten, unter der Anführung des Majors Long, von Pittsburg nach den Felsenbergen (Rocky Mountains) unternommen wurde, war ebenfalls reich an Ausbeute für die Wissenschaften. Mehre Gelehrte wohnten derselben bei, unter andern auch der Botaniker und Mineralog James, welcher die ganze Reise beschrieben hat. Sie giebt besonders viel Aufschlüsse über den Lauf und die Anwohner des Missouri.

Noch mehr über diese Gegenden des innern Nordamerika ist von einem Vereine zu erwarten, welcher sich neuerlich am obern Missouri gebildet hat. Sein Zweck ist, die Felsengebirge genauer kennen zu lernen. Er besteht aus gewählten, starken, wohlbewaffneten Männern, und wird zunächst von den Quellen der Columbia aus bis zum Ocean vorzudringen suchen. Es soll hauptsächlich der Pelzhandel durch diese Expedition an Ausdehnung gewinnen.

Ueber das Innere von Neu-Holland sind uns in der neuesten Zeit einige, obwohl noch lange nicht befriedigende Nachrichten zugekommen. Die beiden Expeditionen, welche im April 1817 und im Mai 1818 von Sidney aus über Bathurst, unter Oxley's Anführung, zur nähern Untersuchung des Landes hin-

ter den Blauen Bergen abgeschickt worden waren, hatten wenigstens einen Anfang zur Aufhellung des Dunkels gemacht, das über dem Innern dieses Erdtheiles liegt. Der Eifer der Engländer, ihre Forschungen fortzusetzen, wurde dadurch nur noch mehr belebt. Im Jahre 1820 unternahm ein Hr. Throsby eine neue Entdeckungsreise über die Blauen Berge hinaus, wandte sich aber, anstatt wie seine Vorgänger nach Westen oder Nordwesten vorzudringen, nach Süden, und fand hier einen unermeſslichen Strich herrliches Weide- und Waldland, so wie drei Flüsse, die einen westlichen Lauf hatten. Auch einen 30 (engl.) Meilen langen See entdeckte Throsby. Die Eingebornen nannten diesen See Warrewan, und sagten, daſs er gegen Süden einen Abfluſs ins Meer habe. Kalk, Sandsteine, Granit und Schiefer zeigten sich die Fülle. Die Gebirge, welche er südwärts von der groſsen, nach Westen streichenden Ebne erblickte, hatten kein unfruchtbares Ansehen, sondern waren mit Holz bewachsen. Seine Reise ging bis zur Jervis-Bay an der Südküste. Später, im Jahre 1821, erhielt der Lieut. Johnstone den Auftrag, die südlich von dieser Bay liegende Küste zu bereisen, und

zu erforschen, ob sich nicht in jener Gegend ein Flufs in die See münde. Er war wirklich so glücklich, in der Tiefe der Batemans-Bay die Mündung eines schönen breiten Flusses zu entdecken, welcher bis 25 (engl.) Meilen landeinwärts 5 bis 7 Faden Tiefe hatte. Die ersten 15 Meilen weit war das Land zu beiden Seiten des Flusses stark bewaldet; weiterhin wurde es niedriger und zum Ackerbau geschickter.

(Die Fortsetzung im künftigen Jahrgange.)

I.

Ueber die Veränderungen in dem Klima der Alpen.

Es ist eine, unter allen Bewohnern der Alpen verbreitete Meinung, dafs das Klima der Alpen sich seit einer Reihe von Jahren verschlimmert habe, oder rauher und kälter geworden sei. Ich habe schon im zweiten Bande meines Gemäldes der physischen Welt, bei der Lehre von den Gletschern und Lauwinen (S. 199 u. f.) dieses Umstandes erwähnt, und aus Wyfs Reise in das Berner Oberland mehre Beispiele zur Bestätigung jener Sage angeführt, z. B. dafs auf hohen Bergen, wo jetzt kaum eine Spur von Gesträuch zu finden, grofse Bäume liegen, die einer ältern Zeit angehören, dafs man in Wallis eine steinerne Brücke am Eisgebirge gefunden, an einer Stelle, wo jetzt kein Zugang ist; dafs Wiesen, auf welchen vor hundert Jahren das schönste Heu gewonnen worden, jetzt innerhalb der Gränze des ewigen Schnees begriffen sind, u. a. d. m.

Die Schweizerische Gesellschaft für die Naturwissenschaften wurde im Jahr 1818 bewogen, diese Veränderungen in dem Klima der Alpengebirge zum Gegenstande einer Preisfrage zu machen. Sie verlangte von denjenigen, welche diese Frage zu beantworten unternehmen würden, hauptsächlich Beibringung von Thatsachen und zwar insbesondere

1) eine möglichst vollständige Zusammenstellung der ältern und neuern Zeugnisse, welche die Verödung und Verlassung ehemaliger Weideplätze in den hohen Alpen beurkunden können;
2) eine kritische Prüfung der Echtheit und Zuverlässigkeit dieser Zeugnisse;
3) eine genaue Unterscheidung aller derjenigen Fälle, wo alte Weideplätze durch andere Ursachen als durch die Wirkung der Kälte unfruchtbar geworden sind, wie z. B. durch Verwitterung der umherstehenden Felsenmassen, durch Bergfälle, Schneelauwinen u. s. w.;
4) eine Untersuchung der historischen Zeugnisse und der natürlichen Spuren, welche beweisen sollen, dafs der Baumwuchs sich bis zu einer gröfsern Höhe hinauf erstreckt habe, als heut zu Tage;
5) eine Sammlung einer möglichst grofsen Anzahl von Beobachtungen in Beziehung auf die Höhe der Schneelinie und auf den Zeitpunkt, wo das Vieh in den verschiedenen Jahren die hohen Alpen verlassen mufste;

6) eine Sammlung durch eine Reihe von Jahren fortgesetzter Beobachtungen über die theilweise Vergröfserung oder Verminderung der Gletscher in den Querthälern, über ihr Ansetzen oder Verschwinden in den hohen Gegenden; endlich

7) die Aufsuchung und Bestimmung der alten Gränzen gewisser Gletscher, welche durch die Steintrümmer, die sie vor sich herstofsen, angezeigt werden.

Die eingelaufenen Beantwortungen dieser Preisfrage sollten durch Herrn Pictet, Vorstand der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, so wie durch die Herren v. Charpentier, Ebel, Escher und Horner, Mitglieder derselben, geprüft werden. Auf den Bericht dieses Ausschusses sollten dann im Jahre 1820 den Verfassern der entsprechendsten Beantwortungen die Preise zuerkannt werden.

Herr Kasthofer, Oberförster zu Unterseen, unternahm es, wenn auch keine vollständige Beantwortung der aufgestellten Preisfrage, wovon ihn die Allgemeinheit derselben und die Kürze des Termins abschreckte, doch wenigstens Beiträge zu deren Beantwortung zu liefern. Im Winter von 1819 auf 1820 entschlofs er sich, zu dem Ende die Ergebnisse einer aufmerksamen zehnjährigen Beobachtung des Berner Hochgebirges niederzuschreiben. Freilich hätte er seine Ansichten noch theilweise zu berichtigen und noch neue Thatsachen zur Begründung derselben zu sammeln gewünscht; aber die Jahreszeit setzte der Erfüllung dieses Wunsches unüber-

steigliche Hindernisse entgegen. Herr Kasthofer bewirkte daher die Versammlung einer Anzahl von Gemsjägern aus den höchsten Thälern der Berner Alpen, und legte dem unbefangenen Urtheile derselben seine Ansichten vor, um von ihnen neue Thatsachen zu deren Begründung oder Widerlegung zu vernehmen. Seine Arbeit wurde von der Schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher mit dem ausgesetzten Preise gekrönt.

Der Verfasser hat seine Abhandlung in drei Abschnitte getheilt. Der erste beginnt mit der Untersuchung derjenigen physikalischen Einflüsse, welche auf den Schweizer Hochgebirgen die Temperatur des Dunstkreises bestimmen; er betrachtet die Wirkungen dieser Veränderungen auf die Beschaffenheit des Gebirges, auf den Standort und das Leben der Pflanzen, so wie die Rückwirkung des Pflanzenlebens auf den Boden, die Gebirgsformen und den Dunstkreis. Der zweite Abschnitt ist den Thatsachen gewidmet, welche über die „Verwilderung (Degradation)“ der Schweizerischen Hochgebirge Licht verbreiten können. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den Folgerungen aus diesen Thatsachen und mit den Hilfsmitteln, welche menschlicher Kraft noch zu Gebote stehen, um dieser Verwilderung Gränzen zu setzen.

Der Plan unsers Taschenbuches erlaubt nicht, eine vollständige Uebersicht von dem Gesammt-Inhalte dieser Preisschrift mitzutheilen. Wir beschränken uns daher auf einen Auszug aus dem zweiten, oder dem geographischen Theil der-

selben, welchem wir dann noch Einiges aus dem dritten Theile hinzufügen werden. Der Verfasser versichert, dafs mehre der im zweiten Abschnitte enthaltenen Thatsachen sich auf die Aussagen der zu Rathe gezogenen Gemsjäger gründen, dafs aber keine Aussage aufgenommen worden, deren Glaubwürdigkeit er nicht durch eigene frühere Bereisung des Gebirges und dadurch erworbene Kenntnifs der Oertlichkeit hätte verbürgen können *).

In Ermangelung alter schriftlicher Urkunden und mündlicher bestimmter Ueberlieferungen über das abwechselnde Vorrücken und den Rückzug der Gletscher an ihren Mündungen in tiefere Thäler, geben die Erd- und Steinwälle, oder die sogenannten Gandecken, welche die

---

*) Vollständig findet man diese Kasthofer'sche Preisschrift als Anhang zu seinen 1822 zu Aarau erschienenen Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Susten, Gotthard, Bernardin und über die Oberalp, Furka und Grimsel etc. Der Leser wird wohl thun, eine gute Karte von der Schweiz, etwa die von Stieler in dessen neuem Handatlasse, zur Hand zu nehmen. Die Besitzer meines Gemäldes der physischen Welt können zuvor im II. Bande desselben die von den Gletschern und Lauwinen handelnden Abschnitte (S. 183 — 215) nachlesen.

Gletscher bei ihrem Vorrücken längs ihren Mündungen vorschieben, und nach ihrem Rückzuge hinterlassen, den einzigen Gröfsen-Mafsstab dieser Bewegungen. Die Furchen, welche die Gletschermassen aus den Felswänden stofsen, durch welche sie sich, beim Vorrücken durch Querthäler, hindurch drängen, weisen auf den höchsten Stand der Gletscher in der Vorzeit. Aber genaue Zeit- und Mafs-Angaben des Wachsthums und der Abnahme verschiedener Gletscher, und der verschiedenen Gletschermündungen des nämlichen Eisfeldes in verflossenen Zeiten, in Verbindung mit den Witterungszufällen, die diesen Bewegungen vorangegangen, fehlen der vaterländischen Naturgeschichte.

Mehr oder weniger bestimmte mündliche Ueberlieferungen der Thalbewohner, und Angaben von Schriftstellern aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die sich ohne Zweifel auf jene Ueberlieferungen gründen, bezeichnen folgende Daten über die Ab- und Zunahme der Gletscher von Grindelwald.

Im Jahr 1540 sollen die Grindelwald-Gletscher, so weit sie sich zwischen den nördlichen Abhängen des Wetterhorns, des Mettenbergs und des Eigers in das bewohnte Thal ergossen, ganz weggeschmolzen seyn.

Im Jahr 1600 sollen diese Gletscher, und so überhaupt die Schweizer- und Tiroler Gletscher, den höchsten Stand des Vorrückens erreicht haben.

Im Jahr 1620 war, nach alten Documenten, der obere Grindelwald-Gletscher noch unweit der ältesten Gandecke. Nach Marians Karte zu schliefsen, war die Gletschermasse noch im Jahre 1660 beträchtlich.

Von 1660 bis 1686 schienen die Gletscher sehr abgenommen zu haben.

Im Jahr 1703 war ihr Vorrücken wieder sehr beträchtlich. Auf die Abnahme von 1723 folgte die Zunahme von 1750. Von 1770 bis 1778 trat wieder ein anhaltendes Vorrücken, nachher langsamer Rückzug ein.

Das letzte Vorrücken von 1818 und 1819 hat wirklich noch nicht gänzlich die ältesten Gandecken erreicht.

Im Jahr 1600 und auch 1777 scheint der untere Gletscher weiter als der obere vorgerückt zu seyn, während sonst gewöhnlich das Vorrücken beider Gletscher im umgekehrten Verhältnifs Statt gefunden.

Im Jahr 1561 war der Pafs vom Grindelwald noch offen. Reformirte Walliser kamen noch zur Trauung nach Grindelwald herüber. Im Jahr 1578 wurden Kinder zur Taufe aus dem Wallis ins Grindelwald getragen.

Die Petronellen-Kapelle, die vermuthlich im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts von dem vorrückenden Gletscher fortgeschoben oder bedeckt wurde, stand hart am Rande des Felsen, an dem der untere Gletscher sich jetzt ins bewohnte Thal drängt. Die Jahrzahl der wiedergefundenen

Kapellen-Glocke ist 1044. Diese Kapelle steht noch auf der Landkarte von Schopf von 1570 abgebildet.

Im Jahr 1712 endlich flüchteten sich drei Grindelwalder, wegen der Religions-Verfolgungen der damaligen Zeit, aus dem Wallis ins Grindelwald, und brachten auf der gefahrvollen Reise drei Tage zu. Seit dieser Zeit hat nie wieder ein Mensch diesen Weg zurückgelegt.

Im Jahr 1777 war, nach Bessons Zeugnifs, der Rhonegletscher in Ober-Wallis (der im Jahr 1819 seine entferntesten ältern Gandecken noch nicht erreicht hat) über 700 Fufs von den ältesten Gandecken entfernt, und damals, nach dem Zeugnifs der Hirten, seit 20 Jahren im Rückzuge.

Hr. Kasthofer hält es für beachtungswerth, dafs dieser Rückzug des Rhonegletschers auf den Zeitpunkt des beträchtlichen Vorrückens der Grindelwaldgletscher fällt. Auch im Jahr 1820 rückte der Grindelwaldgletscher noch vor, da schon im Jahr 1819 der Rhonegletscher anfing, sich zurückzuziehen, während hingegen der mit diesem zusammenhangende, nach Norden auslaufende Trifftgletscher noch im Vorrücken war.

Der Gleret-Gletscher, der sich vom Montvelan nach dem St. Bernhard senkt, war 1767, wo der Grindelwald-Gletscher sich zurückzog, im höchsten Vorrücken, und 1777 ganz zurückgezogen, als gerade das Vorrücken des Grindelwald-Gletschers Statt fand.

Saussure bemerkt gleichfalls, dafs (1778) der Gletscher des Bois und der Gletscher von Mont dolent (auf den jenseitigen oder Walliser Alpen) sich zurückgezogen habe, während zu gleicher Zeit der unweit davon befindliche Gletscher von Triolet vorgerückt sei. Die entferntesten Gandecken bewiesen, dafs dieser Gletscher ehemals 200 Fufs höher gewesen.

Zwischen dem Tschingelhorn und der Buttlassen im Lauterbrunnenthal ging in vorigen Zeiten ein Weg nach dem Wallis, der im Jahr 1783 zum letzten Male von Bergknappen aus Trechsellani zurückgelegt worden und nun vergletschert ist.

Auf dem Grunde, auf welchem jetzt der Renften-Gletscher im Urbachthale ruht, war vor etwa 200 Jahren eine für 40 Kühe berechnete Alpweide. Die Jahrzahl ist nicht genau zu bestimmen, wann der Gletscher in das Thal gedrungen; die Behauptung von der sonst daselbst gewesenen Alpweide aber ist eine allgemeine, vom Vater auf den Sohn übertragene Sage in der Gemeinde Geisholz, welcher die Alpweide gehört hat. Der Rest derselben, welcher der Gletscher übrig liefs, wurde im Jahr 1569 der Gemeinde Grund verkauft, und war damals nur noch zu 8 Kühen gerechnet.

Dieser Renften-Gletscher, der mit dem Gauli-Gletscher zusammenhangt, ist jetzt wirklich neben dem Tossenhorn weiter als je in das Urbachthal gedrungen, und hat sich im Sommer 1819 über einen Rand des Felsens stückweise mit

abgestürzten Eismassen über die schöne Weide am Ilmenstein verbreitet, die nun, wie vormals die Renften-Alpweide, zu vergletschern droht.

Der Renften-Gletscher hat vor mehren Jahren ein Stück Holz von einem Fichtenstamm ins Thal geschoben, auf dem eingehauene Buchstaben (wahrscheinlich der Name des Eigenthümers, der den Baum gefällt und behauen hat) sichtbar waren. Der Grund des Renften-Gletschers, wo ehemals diese Tannen gestanden haben müssen, kann aber in absoluter Erhöhung *) nicht über 6000 Fuſs hoch, mithin nicht über der möglichen Vegetation der Rothtannen liegen.

Unweit dem schwarzen Bret auf der Höhe des untern Grindelwald-Gletschers, sollen noch zur Zeit, als Gruner die dortigen Eisgebirge beschrieb, abgestorbene Lärchtannen im Gletschereis sichtbar gewesen seyn. Aber auch hier kann der Gletschergrund nicht höher als die Vegetationsgränze der Lärchtanne liegen, die nach v. Buch über Beonina sich noch 6970 Fuſs hoch finden. Auch das Thal, das nun der Gauli-Gletscher ausfüllt, soll vormals Alpweide gewesen seyn. Das Nämliche versichern alte Sagen von den Thälern, die nun der Vorderaar- und die Grindelwald-Gletscher mit Eis erfüllt haben, und die in ihrer Erhebung über das

*) D. h. über dem Meeresspiegel.

D. H.

Meer nicht höher als die wirkliche Vegetationsgränze der Alpenkräuter reichen.

Mitten im Gelmeren-Gletscher, auf dem rechten Ufer der Aar, bei Handeck, wurden vormals an einem vereinzelten Felsen, der sonst 150 bis 200 Fuſs aus dem Gletscher hervorragte, Krystalle gegraben. Jetzt ist dieser Fels unter dem angewachsenen Gletscher verschwunden, der seine ältesten Gandecken erreicht hat.

Der Vorderaar-Gletscher unweit dem Grimselspital, der in alter Zeit durch sein Vorrücken eine Alpenweide bedeckt haben soll, ist gegenwärtig mehre Hundert Fuſs weiter als die älteste Gandecke vorgerückt. An den Felsenwänden, durch welche die Gletschermasse sich in ihre Mündung drängt, sind die höchsten Spuren der vom Gletscher ausgestoſsenen Furchen unter dem Eise begraben. Mehre der alten Arven, die hier noch auf der Sonnenseite seit vielen Jahrhunderten ohne Spuren des Verderbens gestanden, haben schon vor den rauhen Jahren von 1816 und 1817 zu verdorren angefangen.

Unter dem Schwarzhorn, das auf seiner höchsten Spitze den Sommer über Schneeflecke behält, mithin bei 8000 Fuſs hoch seyn mag, liegt nordwärts in einer Vertiefung der blaue Gletscher, auſser aller Verbindung mit andern Gletschern. Der 76jährige Georg Baumann aus Grindelwald hat ausgesagt, sein Groſsvater habe ihm erzählt, der Anfang dieses Gletschers sei wenig Lauwinenschnee gewesen, der im Sommer nicht weggeschmolzen. Der Gletscher, dessen Abfluſs nun den

Reichenbach und den Giefsbach vergröfsert, hat sich in den (kalten) Jahren 1816 und 1817 beträchtlich vermehrt, und die beiden warmen Jahre von 1818 und 1819 haben die Gletscher und Schneeanhäufungen von 1816 und 1817 noch nicht wegzuschmelzen vermocht; doch ist die entfernteste Gandecke des Gletschers noch nicht gänzlich erreicht gewesen.

Der Tschingel-Gletscher im Grund des Gasterenthales hatte im Jahr 1808, nach der Entfernung der ältesten Gandecken und den Auskerbungen an seinen Felsenufern zu schliefsen, bei 100 Fufs in der Höhe und 2000 Fufs in der Länge abgenommen. Im Jahr 1785 war sein stärkstes Vorrücken; noch zu Ende des Herbstes 1819 war die Gandecke von 1785 nicht erreicht, von welcher letztern die entfernteste Gandecke noch etwa 400 Schritte entfernt ist.

Der Lötschenthal-Gletscher hingegen, der mit dem Tschingel-Gletscher in Verbindung steht, aber jenseits ins Wallis ausläuft, hatte im Jahr 1819 sich beträchtlich weiter als die älteste Gandecke vorgeschoben.

Die zu Gasteren gehörige Hochwyden-Alp war ehemals nach allgemeiner Sage, deren Glaubwürdigkeit die Untersuchung des Alpengrundes leicht verbürgt, zu 100 Kühen gerechnet; heut zu Tage werden deren nicht mehr als 27 daselbst gesömmert (d. h. im Sommer dahin auf die Weide getrieben). Man schreibt die Verwilderung den Steintrümmern zu, welche, von den schroffen Felshängen abstürzend, einen grofsen Theil des Alpbodens bedeckt haben.

Im Dörfchen Gasteren, 4300 Fuſs über dem Meere, blieben vor 1787 gewöhnlich den Winter über 10 Haushaltungen; seit dieser Zeit aber keine mehr, aus Furcht vor den immer häufiger gewordenen Schneelauwinen.

Der Gletscher, der von Altels sich gegen Gasteren senkt, ist weiter als je vorgerückt. Der Wildelsig-Schafberg ist im Jahr 1819 durch sein Vorrücken ganz unzugänglich geworden.

Der Gygli-Gletscher, der vormals unbedeutend gegen die Grimselstraſse zu Tage ging, ist jetzt über 100 Fuſs höher und (1819) einige Hundert Fuſs weiter als je, gegen die Aar vorgerückt. Die unweit demselben liegende Gygli-Alp war noch vor 20 Jahren zu 20 Kühen gerechnet. Jetzt werden nur noch 10 Kühe und Schafe da gesömmert. Würden nach der alten Rechnung wieder 20 Kühe hingetrieben, so würden sie nicht mehr die Hälfte der Sömmerungszeit da verweilen können. Die Verwilderung der Alp wird von den Alpbesitzern der Wirkung häufiger fallender Lauwinen, Steinfällen und dem sichtbar sich verschlimmernden Graswuchs, dieser aber einmüthig den rauhen Lüften zugeschrieben.

Der Engstlen-Gletscher, an der unterwaldenschen Gränze, hat im Herbste 1819 die ältesten Gandecken überschritten. Unweit diesem Gletscher liegt die Scharrmattalp, auf der noch Kolosse alter und gesunder Arven, aber zwischen denselben nirgendwo junge Bäume derselben stehen. Vor 30 bis 40 Jahren trugen diese Arven im Uebermaſs Früchte.

seitdem keine oder wenige. Selbst im Jahre 1818, das im tirolischen Hochgebirge sich durch eine reiche Arvenärndte auszeichnete, war auf der Scharmattalp diese Aerndte nur mittelmäfsig.

Auch auf den Grindelwaldischen Alpen reiften vor 30 bis 40 Jahren die Früchte der Arven in aufserordentlicher Menge, seither nie reichlich. Durch frühe, harte Fröste im Herbst, und durch späte Frühjahrsfröste sind seit jener Zeit bald die Früchte, bald die Blüthen verdorben. Dieses Mifslingen der Arvenärndten kann nicht von Ausrottung alter Arven herrühren, da auf der Itrammen- und Wargistahl-Alp sich noch gesunde alte und jüngere Arven in Menge finden. Den rauher werdenden Lüften schreiben einstimmig die Thalbewohner und Hirten diese Erscheinung zu.

An der Gadmenfluh, auf einem nordwärts gegen Engstlenalp sich senkenden Abhange, wo sonst gewöhnlich der Schnee liegen bleibt, hat dieser im Jahr 1819 die Natur der Gletscher angenommen, sich in Schründe zu spalten und vorzurücken angefangen.

Der Wenden-Gletscher, seitwärts dem Gadmenthal, hat die ältesten Gandecken noch nicht, wohl aber die Gandecke von 1770 erreicht; der Rufestein-Gletscher, der Schmadri-Gletscher und der Gletscher der Jungfrau gegen die Wengeren-Alp, hatten im Jahr 1819 die ältesten Gandecken überschritten.

Der Steinen-Gletscher an der Alp, über welche die neue Strafse durch das Gadmenthal nach dem St. Gothard führt, hat im Herbste 1819 in seinem Vorrücken zwar die älteste Gandecke, jedoch noch nicht die Höhe derselben erreicht.

Neben diesem Gletscher, an der Schattenseite des Berghangs, auf der sogenannten Kuhbergli- und Umpohl-Weide, fanden vor etwa 60 Jahren 20 Kühe reiche Weide; jetzt taugt dieser Grund kaum mehr zur Schafweide. Es sind nicht Steinfälle und nicht das Vorrücken des Gletschers oder Lauwinen, sondern, wie die Hirten versichern, die rauhern Lüfte, welche diese Verschlimmerung der Weide verursacht haben.

Der Gelten-Gletscher im Grunde des Lauwinenthales, war schon im Jahre 1818 bei 1000 Fufs weit über die ältesten Gandecken vorgerückt.

Das von Osten gegen Westen streichende, bei 4000 Fufs über das Meer erhöhte Gadmenthal verengt sich bei der sogenannten Schafftelen gegen das anstofsende, etwas mehr nördlich fallende Nesselthal. Von Süden her läuft die Mündung des engen und hohen Triffthales, in dessen Grunde der Trifft-Gletscher mit dem Rhone-Gletscher in Verbindung steht. In der Verengung des Thales liefen sonst dichte Fichtenwaldungen, der Sohleck- und Oergetliwald, an den steilen Berghängen bis in den Grund des Thales. Vor 30 bis 40 Jahren wurden diese Waldungen

von der damaligen Bergwerksverwaltung kahl niedergehauen. Seitdem ist der Berghang, theils wegen Mangel der Besamung, theils wegen der Ziegenweide, kahl geblieben, und es ist, nach allgemeiner, übereinstimmender Sage der Bewohner, das Gadmenthal rauher geworden. Es wird geklagt, dafs vordem die Schnee-Lauwinen nie so häufig, die Nordwest- und Südwest-Winde nie so heftig gewesen; dafs mehre Gartengewächse nicht mehr wie vormals gedeihen, und dafs z. B. der Kabis (Weifskraut?) selten mehr Köpfe bilde. Im Jahr 1788 haben, nach der Versicherung bejahrter, glaubwürdiger Männer, auf den Wiesen des Dorfes noch bei 30 Fufs hohe und 8 bis 10 Zoll starke Kirschbäume gestanden, die bisweilen Kirschen reiften. Seit etwa 35 Jahren haben da nie mehr Kirschen gereift. Die alten Bäume, von welchen dem Verfasser noch Stöcke vorgezeigt wurden, sind zu Grunde gegangen, und die jungen, welche man nachzupflanzen versucht, sind verdorben, wenn sie kaum die Höhe von 8 Fufs erreicht hatten.

Das Dörfchen Andereck im Gadmenthal hatte in vorigen Zeiten wenig von Schneelauwinen zu leiden, und es war vor 12 Jahren kein Beispiel bekannt, dafs durch dergleichen Lauwinen Häuser daselbst gestürzt worden wären. Hoch über dem Dörfchen auf dem südlichen Berghange liegt der kleine, aber tiefe Gadelaui-See unter einem Felshange, von welchem von Zeit zu Zeit Staub- und Grundlauwinen gegen den See stürzen. In ehemaligen Zeiten fror den Winter

über der See immer zu, aber nie so fest, dafs nicht jedes Mal die Eisdecke von den niederfallenden Lauwinen durchbrochen worden wäre. Die Gewalt der Lauwine wurde durch das Wasser des Sees gebrochen und nur Wasser mit durchnafstem Schnee ohne Schaden über den Berghang gegen das Dörfchen getrieben. Nun ist in den letzten Jahren der Schnee so fest gefroren, dafs die darauf niederstürzende Lauwine, ohne die Eisdecke durchbrechen zu können, überschlug, den Wald des Thalhanges niederwarf und drei Häuser des Dörfchens mit den Bewohnern zerschmetterte.

Das bei 3300 Fufs über das Meer erhöhte Dorf Guttannen liegt in dem südlich gegen den Grimsel steigenden Thale; tiefer im nämlichen Thale liegt das Dörfchen Imboden in einer Thalverengung. Seitdem nach wiederholten Feuersbrünsten zur Wiedererbauung des Dorfes die Wälder von Guttannen entweder kahl oder doch sehr licht gehauen worden sind, weht der Föhn *) häufiger und heftiger das Thal herunter. Vor der Einäscherung des Dorfes Guttannen wurde sowohl auf den dortigen Wiesen, als bei Imboden, häufig Hanf gebaut; seitdem aber wegen des früher eintretenden Schnees nicht mehr.

---

*) Ein den Alpen eigener, heifser, dem Sirocco in Italien ähnlicher Südwind. Man sehe in dem IV. Bande meines Gemäldes der physischen Welt den XXX. Abschnitt.

D. H.

In Guttannen sowohl, als im Imboden, wurde vor Zeiten viel Kirschwasser gebrannt; jetzt schon seit langer Zeit nicht mehr, weil die noch vorhandenen Kirschbäume keine Früchte mehr tragen.

Oberhalb der Henstein-Alp, dem Dörfchen Imboden gegenüber, liegt ein Wildheumaad, das sonst einem vor 40 Jahren gestorbenen Zwalder Menk (Melchior Zwalder) gehörte. Alte Leute im Dorfe Imboden erinnern sich noch wohl, dafs dieser Melchior auf dem Wildheumaad 20 Bürden Heu ärndtete; jetzt werden auf dem nämlichen Maad, das weder den Schneelauwinen, noch dem Vergletschern, noch Steinfällen ausgesetzt ist, in den besten Heujahren nicht mehr als 10 Bürden Wildheu geärndtet.

Auf der grofsen Engstligen-Alp in Oberhasli war ehemals der Tag der Auffahrt mit den Kühheerden gewöhnlich auf den längsten Tag (21. Juni) festgesetzt; seit 30 bis 40 Jahren aber wird gewöhnlich 8 — 10 Tage später auf die Alp gefahren. Die Abfahrt von der Alp geschah ehemals am Alt-Michelstag (nach altem oder Julianischem Kalender, oder den 12. Oktober); seit eben so langer Zeit fällt die Abfahrt gewöhnlich auf den Neu-Michelstag, d. h. auf den 30. (? 29.) September. Ueberhaupt war der Tag des Hasli-Markts vor Zeiten der gewöhnliche Abfahrtstag für die meisten oberhaslischen Alpen; jetzt ist dieser Tag der Abfahrt gewöhnlich 8 Tage früher, und zwar weniger aus dem Grunde, weil die Steinfälle nach und nach mehr Weidegrund bedecken, sondern mehr,

weil auf den hohen Alpen der Graswuchs auf den Gräten, besonders auf Schattenseiten, immer schlechter wird, und an dem Platze saftiger Kräuter Flechtenarten (Lichenes) und Fax (Nardus strictus) den ausgemagerten Grund überziehen.

Auf Gimelwald (4090 Fuſs über dem Meere) hat der alte Hans Feuz vor 30 Jahren auf 3 schönen Kirschbäumen öfter reife Kirschen geärndtet. Der Käufer der Wiese, auf welcher sie gestanden, hat sie vor einigen Jahren umgehauen, weil sie nie mehr Früchte zeitigten. Junge Kirschbäume werden auf Gimelwald keine mehr gepflanzt, weil sie nach gemachten Erfahrungen nicht mehr gedeihen.

Auf der zur Sefinen-Alp gehörigen Boganggen-Weide, hinter dem Horn, wurden ehemals viele Pferde gesömmert, wie der vor 25 Jahren gestorbene, 74 Jahr alt gewordene Christen Feuz aus Mürren seinem Sohne oft erzählt hat. Jetzt werden wegen des verschlimmerten Graswuchses keine Pferde mehr dahin getrieben, sondern nur wenige Kühe zu kurzen Tagweiden, die da ärmliche Nahrung finden. Auch hier sind weder Steinfälle, noch Lauwinen oder Gletscher, die Ursache der Verwilderung.

Auf der nämlichen Alpweide ist in den höchsten Bezirken der Rasen gänzlich verschwunden, wo vormals gute Alpenkräuter wuchsen. Dieses Verderben des Rasens rührt daher, daſs hier in den Jahren 1816 und 1817 der Schnee auf demselben liegen blieb. Im Jahr 1818 war zwar der meiste Schnee wieder weggeschmolzen, aber der Rasen im Herbste 1819

noch nicht hergestellt, sondern die gute Erde sichtbar vermindert.

Auf der Lawinen-Voralp im Gentelthal, auf der eine Menge alter, grofser Ahorne stehen, hat Melchior Dennler, von Wyler, vor 10 Jahren viele aus dem Samen im Freien aufgegangene Stämmchen dieser Holzart, in der Hoffnung sie grofs zu ziehen, sorgfältig gegen das Vieh verwahrt; sie erhielten sich 6 Jahre lang, wuchsen aber in dieser Zeit nicht mehr als 3 Zoll hoch, und gingen dann alle zu Grunde. Auch im Gadmenthale, wo alte Ahornbäume von 6 Fufs im Durchmesser stehen, wird geklagt, dafs die wenigen jungen Stämmchen dieser Art nicht mehr kräftig wachsen wollen.

Solcher Beispiele vom Eingehen der Wald- und Obstbäume, vom Verschwinden des Graswuchses, von Vergletscherung vormals fruchtbarer Thäler etc., entweder schon seit einer Reihe von 30, 40, 50 und mehr Jahren, oder zum Theil auch erst seit den kalten Sommern von 1816 und 1817, liefert Herr Kasthofer noch an vierzig. Wir halten für unnöthig, sie einzeln mitzutheilen, und führen lieber aus dem dritten Abschnitte seiner Schrift Einiges von dem an, was der Verfasser aus diesen Thatsachen folgern zu müssen glaubt.

Die Ansicht unserer Thäler, sagt er, führt uns auf die Ueberzeugung, dafs ehemals die Gebirgsströme höher geflos-

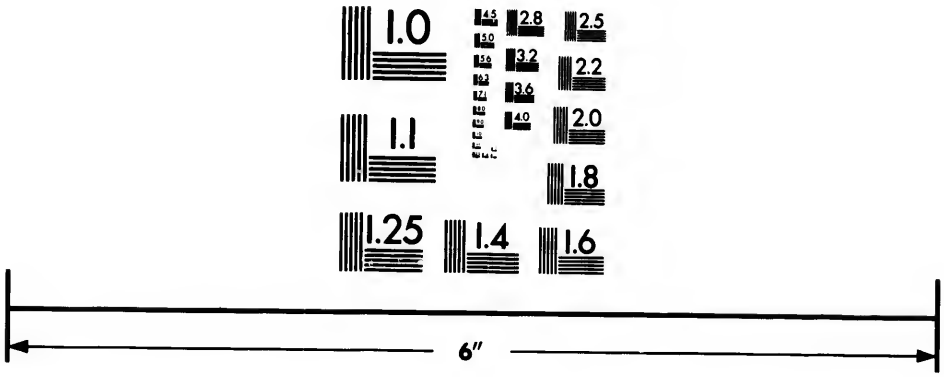
sen, dafs von ihrem Ursprung hinweg die Gewässer in stufenweise tiefer liegende Becken oder Seen sich verbreitet, später durch fortgerissenen Schutt der höhern Gebirge allmählich diese Becken erhöht und ausgefüllt, und als durch Erdbeben oder durch die Reibung, im Wasser Jahrhunderte lang fortgerissener Felsstücke ihre Scheidewände zerspalteten, dann erst die Thalgründe des Hochgebirgs ihre gegenwärtige Gestaltung erhalten haben.

Auf ähnliche Art dürfen wir vielleicht die Verbreitung des Eises von den höchsten Thälern des Gebirges in tiefere uns erklären.

Die höchsten Kolosse des Alpengebirges entladen sich der Schneelasten, die der lange Winter auf ihren Gipfeln und Halden anhäuft, durch Lauwinen in die an ihrem Fufse liegenden Becken; die höhern Eisthäler in die tiefern, die tiefern über beblümte Alpenweiden in bewohnte Thäler. Nicht regungslos ist die erstarrte Eismasse, die immer einstürzt, wenn die schmelzenden Gewässer auf ihren felsigen Unterlagen sie aushöhlen, und immer im Winter mit neuen Lasten sich erhebt, um wieder einzustürzen.

Mit ungeheurer Gewalt zerstofsen so seit längerer Zeit, als Urkunden oder Sagen reichen, die in eine Wucht gefrornen Wassermassen ihre Felsenufer, die dem zermalmenden Drucke weichen oder brechen müssen, in Einem oder mehren Jahrtausenden.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503


2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
2.0
4.0
1.8
1.0

Dafs aber die Gewalt der Lauwinen und dieser Stofs der Gletschermassen unablässig dahin gewirkt und ferner dahin wirke, die Felsenufer der einzelnen Eisbecken zu zertrümmern, und die stufenweise über einander liegenden Eisthäler in Verbindung zu setzen; das ist aus der Natur der Gletscherbewegungen und aus der Wirkung der Schneelauwinen klar. Auch die Felsunterlagen der Eisfelder können sich in langen Zeiträumen nicht gleich bleiben, da die schiefen Flächen, auf denen die Gletscher abwärts dringen, immer mehr sich verflächen müssen, wo der gewaltige Stofs der bewegten Masse unablässig jede Unebenheit zu zertrümmern strebt. Aus diesem Grunde kann, wenn auch im Laufe von Jahrhunderten die Menge des angehäuften Eises sich gleich bleiben mag, die Ausbreitung der Eisfelder von den höchsten Behältern nach den tiefern sich nie gleich bleiben.

Nicht blofs die Menge des gefallenen Schnees, die Zahl und Masse der Lauwinen vorhergehender und die höhere Temperatur nachfolgender Jahre, die das Schmelzen des Schnees und die Aushöhlungen der untersten Schichten der Gletscher begünstigt, bestimmen ihr Vorrücken. Herrschende, bald in Einer Richtung anhaltende, bald wechselnde Windströmungen, die oft unabhängig von der Temperatur, bald in dieser, bald in anderer Richtung, die Schneelasten anhäufen, die Lauwinen befördern; Klüfte, die unter den Eisfeldern entstehen, jähes Zertrümmern der Felswände, die bald unsichtbar unter den Gletschern, bald vorragend aus denselben, die sie begrän-

zenden Eisbecken trennten: — diese Umstände wirken vielleicht noch mehr als jene auf die Bewegung und die Ausbreitung der Gletscher, welche auf alle Fälle keinen sichern Mafsstab steigender oder abnehmender Temperatur des Hochgebirges geben kann.

Wenn das Felsenriff, das von der Blümlis-Alp nach der Buttlassen zu, das Eisthal des Tschingels von dem Kienthal scheidet, dem Stofse des Gletschers weicht, oder die sogenannte Gamchikrinne (Gletscherkerbe) sich vertieft und erweitert; wenn zwischen dem Renfer- und dem Tossenhorn der Gletscher des Gaulis sich tiefere Bahn in seinem Felsenbette bricht; wenn von Erdbeben oder nach tausend Jahre fortgesetzten Stöfsen der Gletschermassen des Aletschs, die Felsenwand vom Mönch bis zu den Walcherhörnern weicht: so wird das Kienthal, das Urbachthal, das Grindelwaldthal noch mehr als jetzt mit Eis erfüllt werden, wenn auch nie vorher so schneereiche Winter, wie wir in den letzten Jahren erlebt, sich wiederholen sollten.

..... Wenn hier vorausgesetzt worden, dafs die Wirkung der Lauwinen und der Stofs der Gletscher nach und nach in weit entfernter Folge der Zeiten dahin wirken müsse, gröfsere Massen des Eises der höhern Thäler den tiefern zuzuführen; wenn die Wahrscheinlichkeit am Tage liegt, dafs in kommenden Jahrhunderten die Zahl mit Eis überführter Thalgründe und Alpweiden sich vermehren werde: so wird eben diese Wirkung der Lauwinen, dieses langsam aber unablässige

Wirken der Eislasten, in noch spätern Zeiten die Ursache allgemeinern Rückzuges der Gletscher aus den tiefern Thälern werden, wenn die Kolosse, die jetzt noch mehre Tausend Fuſs hoch sich aus den Gletschern erheben, zertrümmert sind, und nicht mehr durch Lauwinen die höhern Eisthäler erfüllen.

Ein französischer Naturforscher, Beobachter der Pyrenäen (Ramond), vermuthet, daſs ein Jahrhundert hinreiche, die nackten Gipfel der höchsten Felsen um einen Fuſs zu erniedrigen.

. . . . . Beinahe in allen Alpenthälern, melden alte Sagen von Blümlis-Alpen, die vormals grüne Weiden gewesen und nun von Gletschern bedeckt sind.

Die Gleichheit der Benennung für so verschiedene, entfernt von einander liegende Thalgründe und für mehre Gebirge, die hoch über die gegenwärtige Gränze des Pflanzenlebens stehen, beweist das Alterthum der Sagen, und der allgemeine Volksglaube die Wahrheit der Thatsache, daſs die Gletscher sich ausdehnen, wenn gleich dieser allgemeine Glaube vielleicht oft die einzelnen Sagen erst erzeugt, diese Sagen also mehr in unbestimmtem Glauben, als in treuen Ueberlieferungen ihren Ursprung genommen. Es liegt auch in der Natur des Menschen, der so leicht das Uebel, das vorübergegangen, vergiſst, auf den die Gegenwart drückt, und dem die Zukunft das Bessere nicht verspricht, im Rückblick der Geschichte oder des eigenen Lebens, getäuscht durch seine Sehnsucht, auch da beblümte Flächen zu sehen, wo immer

auf leblosem Gestein die Eisdecke gelegen. Aber wenn je..... die Blümlisalpen des Räzliberges, des Kienthals, des Lauteraars und so viele andere, von denen die Sagen sprechen, grünende Weiden gewesen sind, so liegt die Zeit ihrer Verwandlung wohl hinter allen Ueberlieferungen zurück.

Mehr als die alten Sagen von Alpen, die jetzt mit Gletschern bedeckt, aber wohl immer über der Gränze des Pflanzenlebens oder unter Lauwinenzügen gelegen, beweisen die Verbindungswege, die ehemals zwischen den Eisthälern offen gewesen und nun mit Eis bedeckt sind. Würde die Ausbreitung der Gletscher und ihr abwechselnder Rückzug nur von den Schneelasten einiger Winter und von der Hitze darauf folgender Jahre abhangen: die durch jene geschlossene Verbindung hätte sich mit dieser wieder geöffnet, so wie von den entferntesten Gandecken die Gletscher sich bisher immer wieder zurückgezogen. Aber jene Strafsen sind und bleiben seit zwei Jahrhunderten geschlossen, nicht durch Anhäufung der Eismassen überhaupt, sondern durch Zertrümmerung und Zerklüftung der höchsten Eisdecken, je mehr und je tiefer ihre Ränder ausgekerbt werden, je höher die tiefern Eisthäler sich füllen, je gewaltiger auch hier der Stofs der Gletscher gegen die Felswände erfolgen mufs, längs denen vormals die Verbindungsstrafsen zogen.

Die Masse der Gletscher im Mittel auf einander folgender Jahrhunderte, wenn die Vergleichung möglich wäre, könnte der Mafsstab steigender oder fallender Temperatur auf den

hohen Alpen seyn, nie aber, wie schon bemerkt, die Verbreitung dieser Gletschermasse. Dafs die Pässe gegen Wallis und Italien seit Jahrhunderten, zum Theil seit Jahrtausenden offen stehen, beweiset nicht nothwendig, dafs hier eben so lange die Temperatur sich gleich geblieben, so wie, wenn aus den angränzenden Eisthälern die Gletscher sich in die Alpenpässe gezogen und sie verschlossen hätten, nicht die Erniedrigung der Temperatur sich aus dieser Ausbreitung der Gletscher folgern liefse. Die gröfsten Verbindungsstrafsen zwischen der Schweiz und Italien laufen durch vertiefte Einschnitte der Längenthäler, deren Felsengehänge (wie meistens in Querthälern), zu steil sind, um vielen und grofsen Lauwinen Halt zu geben und die Entstehung grofser Gletscher hier zu begünstigen.

Aus den oben über die Ausbreitung der Gletscher in die tiefern Thäler angeführten Thatsachen erhellt, dafs, ungeachtet der so aufserordentlich schneereichen Winter von 1816 und 1817, und der darauf erfolgten so heifsen Jahre von 1818 und 1819, dennoch mehre Gletscher nicht ihre ältesten und entferntesten Gandecken erreicht haben. Wenn nun hier angenommen worden, dafs die Ausbreitung der Gletscher vorzüglich dem Zertrümmern ihrer Scheidewände zwischen den höchsten und den tiefern Eisthälern, und dem Verflächen ihrer felsigen Unterlagen zuzuschreiben sei: so scheint diese Erklärung mit jener Thatsache in Widerspruch zu stehen; da seit dem Zeitpunkte, wo die Gletscher sich von ihren entfern-

testen Gandecken zurückgezogen, das Zertrümmern dieser Scheidewände gewifs vorwärts gegangen, die Ausbreitung der Eismassen mithin auch in Progression erfolgt und die Gletscher die entferntesten Gandecken in jenen so schneereichen Jahren überschritten haben müfsten.

Ohne Zweifel ist aber in den verflossenen Jahrhunderten die Menge des gefallenen Schnees überhaupt gröfser als in den letztvergangenen Zeiten gewesen, da in waldreichen Ländern die Menge des Regens und des Schnees immer gröfser ist, als unter gleichen Umständen in Ländern, die von Wäldern entblöfst werden. Wie sehr nun auf unserm Hochgebirge die alten Wälder sich vermindert, ist eben so aus den oben dargestellten Thatsachen klar. Der trockner gewordene Luftkreis, die Folge der Waldentblöfsung, wirkt auf den Alpen der Ausbreitung der Gletscher, jedoch überhaupt in geringerem Mafse entgegen, als das Zertrümmern der Felsenufer der Gletscher diese Ausbreitung begünstigt.

Oben ist bemerkt worden, dafs ein Mühlenzins auf einer Alp gehaftet; öfter auch werden noch Mühlensteine auf Höhen gefunden, wo jetzt kein Korn mehr gebaut wird. Bekannt ist auch, dafs der Vogt von Landenberg dem Melchthaler seine Ochsen vom Pfluge nehmen liefs, in einem Thale, wo gegenwärtig sich kein Pflug, oder doch kein Kornbau von Bedeutung mehr findet. Diese Thatsachen aber beweisen nicht, dafs durch Erkältung unser Gebirg zum Kornbau unfähig geworden; es sind die veränderten landwirthschaftli-

chen und merkantilischen Verhältnisse des Hochgebirgs, die hier den Kornbau weniger vortheilhaft uud also unbedeutender gemacht haben.

Die flüchtige Betrachtung unserer Gebirgshänge zeigt, dafs die meisten aus Schutthalden der Vorzeit bestehen, die fast überall, wo sie nicht mit Wäldern bewachsen, mit Rasen bekleidet sind. Auch jetzt noch überwachsen häufig Schutthalden, die unter unsern Augen entstanden, allmählich mit Rasen, sobald der Schutt zum Stillstand gekommen, besonders in der Region der Wälder, oder an Halden, wo durch herablaufende Felsvorsprünge gröfserer Schutz vor Winden ist, und die Gräser, sicher vor dem weidenden Vieh, leichter ihre Samen reifen, und diese Samen durch Windstöfse leichter auf die entblöfsten Schutthaufen getragen werden können. Auf hohen Bergrücken aber und an Halden, die über der Waldregion schutzlos gegen die Stürme stehen, ist die Wiederbesamung schwieriger, und der Rasen stellt sich, unter Umständen, die oben bezeichnet sind, gar nicht oder nur nach langen Zeiträumen wieder her.

Das Verschwinden des Graswuchses und die Verbreitung der Flechten an dessen Statt, welches fast allgemein auf den höchsten Alpweiden beobachtet wird, müfste vorzüglich auf den Schaf-Alpen auffallend werden, die höher als die Kühweiden, sich über die Gränze des Holzwuchses und öfters höher als die Eisfelder sich erheben. Allein obgleich allgemein von den Schafhirten geklagt wird, dafs der Graswuchs sich ver-

schlummere: so steht doch vielleicht diese Abnahme des Pflanzenwachsthums auf den Schaf-Alpen nicht im Verhältnifs zu derjenigen, die auf den höchsten Kühalpen beobachtet wird. Die hohen Käse- und Heupreise haben überhaupt der Vermehrung der Schafzucht in den Alpenthälern, die dem Verfasser nahe liegen, entgegengewirkt, und in dem Verhältnifs, als die Zerstücklung des Landes in den Thalgründen vor sich geht, mufs auch die Schafzucht abnehmen. Es werden daher seit langer Zeit die Schafalpen mit einer weit geringern Anzahl von Schafen betrieben als sonst. Dieser Umstand hat auf die Erhaltung des Pflanzenwuchses einen günstigen Einflufs, und hebt den Nachtheil zum Theil auf, den die Weide der Schafe überhaupt für den Kräuterwuchs auf jenen unwirthbaren Höhen mit sich bringt, da die Art dieser Thiere, das Gras dicht an der Wurzel zu fassen und abzuweiden, nicht nur die Stärke des Wuchses einzelner Pflanzen schwächt, sondern auch öfter zur Folge hat, dafs Kräuter mit den Wurzeln aus der Erde gerissen werden, und so der Rasen auf Bergrücken, wo er ohnediefs schon dünne aufliegt, vollends zerstört wird.

. . . . . Wenn überhaupt nach den angeführten Thatsachen die Verwilderung (Degradation) der höhern Alpen, und besonders die Schwächung ihrer Vegetation nicht bezweifelt werden kann: so fragt es sich, ob diese Schwächung in steter Progression nun fortschreite, oder ob sie vielleicht in Folge kosmischer, auf eine Reihe von Jahren wirkender, dann aber vorübergehender Einflüsse Statt finde.

Dafs die Zertrümmerung der hohen Felsen der Alpen, wie jedes andern Hochgebirgs, vorschreitend und in Folge von Ursachen geschehe, die unter unsern Augen wirken, und dafs der Einflufs dieser Zertrümmerungen auf das Pflanzenleben nicht vorübergehend seyn könne, liegt am Tage. Aber wird auch das Pflanzenleben auf jenen Höhen sich wieder herstellen, das, wo weder Gletscher noch Lauwinen, noch Steinfälle hinreichen, doch so sichtbar von den Alpen schwindet? Werden Jahre, wie die von 1818 und 1819, wenn sie sich noch öfter in dem begonnenen Jahrhunderte wiederholen, wenn nie hingegen die Jahre von 1816 und 1817 wiederkehren — werden so günstige Einflüsse nicht die geschwächte Lebenskraft der Pflanzen wieder herzustellen vermögen?

Ein verdienter Schriftsteller, dem wir die genauere Kenntnifs der nordischen Natur verdanken, (v. Buch), spricht von Erscheinungen veränderten Klimas in Norwegen, ähnlich denjenigen, die wir oben geschildert haben. Bei Drontheim, in Helgeland, in Senjen war die Säezeit in der alten Leute Jugend gewöhnlich von der jetzigen um 8, ja bis 14 Tage verschieden. Bei Drontheim wurden sonst Früchte gewonnen; jetzt (1809) schon seit langer Zeit nicht mehr. Im Hardanger zeigt man an einigen Bergen des hohen Folgefonden kleine, anfangende Gletscher, von denen vor mehren Jahren keine Spur war, und jetzt vergröfsern sie sich sichtlich. Die Bergspitzen am Tielesund waren

sonst alle Jahre schneeleer; nun seit vielen Jahren verlieren sie den Schnee niemals mehr u. s. w.

Aber schon vor Jahrhunderten hatten ähnliche Erscheinungen Statt, ohne dafs die Erkaltung des Klima angehalten hätte. Unter Harald Graafelds Regierung (960) lag der Schnee über das ganze Land Norwegen bis tief in den Sommer hinein, und in ganz Helgeland war an keine Aerndte zu denken. Der Dichter Evind Skaldaspiller ergofs sich in Klagen über die veränderte Natur, da er in Mitte des Sommers aus seinem Hause den tiefen Schnee betrat. Doch es kehrten die guten Jahre zurück und die Aerndten reiften wieder wie gewöhnlich u. s. w.

Auch in unsern Alpenthälern werden wieder Reihen milder Jahre auf die rauhen folgen, die nun vielleicht vorübergegangen sind. Oft werden noch die Gletscher sich zurückziehen und hier und dort auf rauhen Gebirgsrücken wird der Rasen sich wieder herstellen, der unter ungewöhnlichen Schneelasten verdarb; auch Bäume mögen auf tiefern Halden oder in geschützten Thalgründen wieder üppiger wachsen, die nun seit langer Zeit nicht mehr gediehen. Aber wo nach Zerstörung der schützenden Wälder die kältenden Winde oder der heftige Südwind herrschen; wo die fruchtbare Erde von abstürzenden Gewässern oder von Orkanen fortgeführt worden, wo kein Baumblatt und kein Pflanzenkörper mehr, in Fäulnifs übergehend, die Pflanzenerde herstellt, kein Samen mehr reift, der immer durch Windeswehen nach den Tiefen ge-

tragen wird, wo kein Baum mehr gedeihen will zum Schutze der geschwächten Lebenskraft; wo immer häufiger die Schneelauwinen niederstürzen — da mögen Jahrtausende vorbeifliefsen, ehe auf dem alternden Gebirge der alte Frühling wiederkehrt.

Doch es ist Zeit, die Schlüsse, die sich aus den angeführten Thatsachen und Betrachtungen zu ergeben scheinen, noch auszuheben und zu ordnen. . . . . .

1) Es ist wenig Uebereinstimmung in dem Vorrücken und dem Rückzug der einzelnen Gletschermündungen in die tiefern Thäler.
2) Die Gletscher wachsen nicht nur in Folge schneereicher Jahre und darauf folgender heifser Sommer; sie wachsen auch in Folge der allmählichen Zertrümmerung ihrer Becken, und diese theilweisen Zertrümmerungen sind, nebst der Unregelmäfsigkeit der Schneeanhäufungen durch Lauwinen, die Ursache der unregelmäfsigen Gletscherbewegungen.
3) Es ist kein Beweis da, dafs überhaupt die Gletschermassen seit Jahrtausenden auf den hohen Alpen sich vermehrt haben; aber es ist Thatsache, dafs diese Gletschermassen sich tiefer und weiter ausgebreitet haben. Diese Ausbreitung der Gletscher aber beweifst nichts für die Abnahme der Temperatur.
4) Es läfst sich nicht beweisen, dafs die Schneeline überhaupt an den hohen Alpen tiefer ziehe als vor Jahrhunderten.

Die Schneelinie kann in einem oder in wenigen Jahren an einzelnen Berghängen oder Gebirgszügen steigen, und zugleich kann hier die Vegetationsgränze fallen. Die Schneelinie läſst sich nicht allgemein bestimmen; sie steigt oder fällt durch Einflüsse der Oertlichkeit.

5) Die Schneelauwinen entstehen nie auf Berghalden, die mit Wald bewachsen sind; sie sind in den Gegenden des Baumwuchses im Verhältniſs gröſserer Zerstörung der Alpenwälder, häufiger und verderblicher geworden, beweisen hier aber nichts für die Abnahme der Temperatur. Daſs über die Gränze unserer Pinusarten die Schneelauwinen häufiger oder an Masse gröſser geworden, hat keine Wahrscheinlichkeit für sich.

6) Die Schwächung des Graswuchses auf den hohen Alpen ist Thatsache; der Rasen verschwindet und nach ihm die fruchtbare Erde, selbst da, wo weder Gletscher, noch Lauwinen oder Felstrümmer diese Schwächung verursachen können. Sie ist vorzgülich auf denjenigen Alpen eingetreten, die hoch über dem Waldgebiete liegen.

7) Der Rasen verschwindet vorzüglich da, wo nach schneereichen Wintern der Schnee im darauf folgenden Sommer nicht fortschmilzt; aber er verschwindet auch da, wo kältende Windströmungen oder auch das Wehen des Südwindes häufiger und heftiger werden.

8) Die Waldungen haben sich vor Zeiten überhaupt beträchtlich höher, als jetzt, am Alpengebirge hinauf gezogen, und selbst im höchsten Raum der gegenwärtigen Waldgränzen ist die Abnahme der Vegetationskraft sichtbar. Die Bäume werden hier nicht so grofs, als sie vormals geworden; aber es ist kein Beweis da, dafs die ehemalige höchste Gränze der Wälder höher gestanden, als jetzt noch ihre mögliche Gränze steht, wo örtliche Umstände das Fortkommen der Bäume begünstigen.

9) Die Windströmungen sind da heftiger, wo die Waldungen geschwächt oder verschwunden sind, und diese Windströmungen und Windstöfse entkräften die fruchtbare Erde, die von Rasen entblöfst worden.

10) Es kann nicht bewiesen werden, dafs die Temperatur der hohen Alpen niedriger als vormals stehe, selbst da nicht, wo die Vegetationskraft sichtbar schwächer geworden. Es ist eher anzunehmen, dafs die häufigen und heftigern Winde auf den hohen Alpen nicht allein durch Erkältung nachtheilig auf die Pflanzen wirken, sondern mehr noch durch Verflüchtigung des Humus (der Dammerde, und Entführung der Urstoffe der Pflanzennahrung, die in den untersten Schichten des Luftkreises der Gebirge desto weniger sich anhäufen, je entblöfster von Baumwuchs sie sich finden.

Was die Hilfsmittel, der fernern Verwilderung des Alpengebirges und seiner örtlichen Erkältung entgegen zu wirken betrifft, so können wir hier dem Verfasser nicht weiter folgen. Sie beschränken sich auf Erhaltung und Herstellung des Rasens der höchsten Alpenweiden und auf Erhaltung und Herstellung der Alpenwälder.

II.

Ueber die Niederlassungen an der Mündung des Columbia-Flusses in Nordamerika.

Die zu London herauskommende Literary Gazette theilte im Jahr 1821, in den Nummern 237 bis 252, handschriftliche Nachrichten von mehren Reisen mit, welche Peter Corney, Unterschiffer des Schooners Columbia aus London (ein Schiff, das an den damaligen [seit 1819 verstorbnen] König der Sandwichs-Inseln, Tameamea, verkauft wurde) in den Jahren 1813 bis 1819 im nördlichen und südlichen Theile des grofsen Oceans oder sogenannten Stillen Meeres angestellt hat.

Diese handschriftlichen Nachrichten bestanden aus vier besondern Werken, nämlich 1) aus der Erzählung einer Reise von London nach dem Columbia-Flusse, 2) aus Nachrichten von verschiedenen Handelsreisen, welche Corney in den Jahren 1813—1818 zwischen der Nordwestküste von Nordamerika und China gemacht hatte, nebst einer Beschreibung der russischen

Ansiedlungen an der amerikanischen Nordwestküste, 3) einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Sandwichs-Inseln, und 4) der Beschreibung eines Kreuzzuges in Diensten der südamerikanischen Independenten im J. 1819. Man sieht, dafs der Verfasser mannichfache Erfahrungen und Beobachtungen auf diesen verschiedenen Seefahrten gemacht hat und seine, in einfacher Seemanns-Sprache abgefafsten Erzählungen sind in der That durch Neuheit des Inhalts, wie durch mancherlei Belehrungen über den neuen Zustand jener Gegenden, gleich anziehend. Wir hoffen durch einen Auszug daraus auch den Lesern dieses Taschenbuchs einen Dienst zu erweisen. Zuerst Einiges aus der Vorrede zum ersten Werke.

„Der Verfasser dieses Werkes hat bei den Bemerkungen, welche er über den Handel zwischen den amerikanischen Nordwestküsten, den Sandwichs-Inseln und China hier mittheilt, keinen andern Zweck, als die Bedeutsamkeit dieses Handels zu zeigen, welcher übrigens blofs von Russen und Amerikanern betrieben wird, da die englische Flagge sich nur selten in diesen Gewässern sehen läfst. Besonders wollte er die Aufmerksamkeit auf den Zustand der Sandwichs-Inseln richten und ihre Wichtigkeit für die westindischen Handelsleute darthun; eben so wollte er die reifsenden Fortschritte zeigen, welche die Eingebornen dieser Inseln (ohne von Missionärs unterstützt zu werden) in der Gesittung gemacht haben, blofs dadurch, dafs

sie durch Verbindung mit andern Völkern ihre Kenntnisse zu erweitern suchten. Die Russen sind keinesweges mit der Wichtigkeit dieser Inseln unbekannt, und haben mehr als Ein Mal versucht, in Besitz derselben zu kommen. In der That wäre auch dieser Besitz für Rufsland von unschätzbarem Werthe, denn sobald sie Ansiedlungen daselbst errichteten, so könnten die Pflanzer Zucker, Tabak und Kaffeh bauen, und so viel Rum erzeugen, als für den Verbrauch dieses ganzen ungeheuern Reichs vonnöthen wäre. Was diese Mafsregel für eine Wirkung auf unsern ganzen westindischen Handel hervorbringen müfste, liegt zu nahe, als dafs wir es weitläuftig auseinander zu setzen brauchten. Wie oberflächlich man auch die Bewohner dieser Inseln beobachtet haben möge, so bemerkt man doch ein eifriges Bestreben an ihnen, Verbindungen mit jeder Nation anzuknüpfen, die mit ihnen Handel treiben will. Ihre Batterie oder ihr Fort zu Woakoa, wo die Wachen so regelmäfsig auf- und abziehen als auf dem Londner Tower, und die Verfügung des Königs in Betreff der Lootsen- und Hafensteuer, welche jetzt fremde Schiffe entrichten müssen, seitdem eine von Europäern angekaufte und mit Sandelholz nach China geschickte Brigg dort auch zu dieser Abgabe angehalten worden war, beweisen, dafs die Sandwichs-Insulaner recht gut die Gebräuche der gesitteten Völker nachahmen lernen."

„Der Pelzhandel ist jetzt gänzlich in der Gewalt der Vereinigten Staaten, seitdem diesen durch den Vertrag

von Gent die Niederlassung an der Columbia übergeben wurde. Nachfolgender Auszug aus dem Montreal Herald, vom 18. April 1820, beweist ihr Streben, von dieser Besitzung so viel Vortheil als möglich zu ziehen. „Militärische Expedition nach dem Ober-Missouri. Das sechste Infanterie-Regiment verliefs Bell Fountain am 4. Oktober. Oberst Atkins befehligte die Expedition. So hat endlich das Publikum die Befriedigung, eine Expedition sich auf den Weg machen zu sehen, von deren sicherm Erfolg wichtige Entwürfe der Bewohner Amerikas abhangen — die Uebertragung des Pelzhandels von den Engländern auf die Amerikaner *), die Vernichtung des englischen Einflusses unter den amerikanischen Indiern und die Eröffnung einer unmittelbaren Verbindung mit Indien mittelst der Columbia und des Missouri."

„Schon seit verschiedenen Jahren" — heifst es weiter bei Corney — „war es ein Lieblings-Bestreben der amerikanischen Regierung, eine bequeme Verbindung von den westlichen Ansiedlungen aus mit dem Stillen Meere zu eröffnen, und der obige Zeitungsartikel gibt von den Mafsregeln Nach-

*) In englischen und amerikanischen Blättern werden unter „Amerikanern" vorzugsweise die Einwohner der Vereinigten Staaten in Nordamerika verstanden.

D. H.

richt, welche genommen worden sind, einen so ausgedehnten Entwurf zu verwirklichen. Die westlichsten Ansiedlungen, welche die Amerikaner haben, liegen am Missouri, und sind von der Mündung der Columbia am Stillen Meere an 3000 (engl.) Meilen entfernt. Der unermefsliche Raum dieses wüsten Gebietes, nur von Indier-Stämmen bewohnt, deren einige sich sehr feindselig betragen, stellt der Ausführung jenes Vorhabens nicht geringe Schwierigkeiten entgegen. Zu gleicher Zeit hat aber auch der Umstand, dafs man es hier blofs mit einer Wildnifs zu thun hat, in welcher die Indier und die wilden Thiere ungestört herumziehen, einen ganz besondern Reiz für die Amerikaner, welche vor der Hand diese ganze Strecke nicht förmlich colonisiren (da diefs in der Folge allmählich schon von selbst geschehen würde), sondern nur eine Postenkette in Entfernungen von 50 oder 100 Meilen längs den grofsen Flüssen bis zum Meere anlegen wollen. Der Pelzhandel ist der grofse Gegenstand, welcher Ansiedler in diese Wildnisse zieht, und so gewinnreich ist dieser Handel, dafs er schon mehre Staaten in ihren Bewerbungen um denselben zu Nebenbuhlern gemacht hat. Nur solche Völker können ihn an sich ziehen, welche einen leichten Zugang zu diesen Wüsteneien haben, wo die, diesen schätzbaren Handelsartikel liefernden Thiere ungestört von gesitteten Einwohnern sich vermehren können, und diese Völker sind 1) die Engländer, deren Besitzungen in Canada ihnen den Eingang in die nordwestlichen amerikanischen

Wildnisse öffnen; 2) die Amerikaner, welchen alle zwischen ihrem Gebiet und dem Stillen Meere liegenden wilden Länder offen stehen; und 3) die Russen, deren unermefsliche, sich bis an die Nordwestküste Amerikas ausdehnende Besitzungen ihnen vielfache Gelegenheit darbieten (die sie auch gehörig benutzt haben), Niederlassungen an diesen Küsten zu gründen, einen freundschaftlichen Verkehr mit den Eingebornen zu unterhalten und europäische Waaren gegen das kostbare Pelzwerk zu vertauschen, das diese auf ihren Jagden erbeuten." *)

„Dieser Pelzhandel ist vorzüglich von den brittischen Handelsgesellschaften in Canada mit erstaunlichem Eifer betrieben worden. Sie schicken alle Jahre eine Anzahl von Commis, Dienern und Bootsleuten, die sich auf 800 belaufen, in jene Wildnisse, wo sie ihre Reise zu Wasser auf den grofsen zusammenhangenden Seen und Flüssen vollbringen, welche sich nordwestlich an 3000 (engl.) Meilen

*) Bekanntlich hat die russische Regierung durch einen im Sommer 1821 erlassenen Ukas von dem ganzen Küstenstriche Nordamerikas, welcher sich zwischen dem Eiskap, jenseits der Behrings-Strafse, und dem 51sten Grade der nördlichen Breite befindet, förmlich Besitz genommen, und zugleich allen Schiffen fremder Staaten verboten, diesem Gebiete näher als 100 Seemeilen zu kommen.

D. H.

weit erstrecken und mit den grofsen Canadischen Seen, dem Huronsee, dem Obern See, Ontario etc. in Verbindung stehen. Sie bringen eine beträchtliche Menge von Pelzen mit zurück, welche sie von den Indianern gegen solche europäische Waaren eintauschen, die hier gesucht werden. Da dieser Handel von den Engländern mit so gutem Erfolg betrieben worden ist, so scheinen nun die Amerikaner ihnen nacheifern und einen gleichen Nutzen von der unermefslichen Länderstrecke ziehen zu wollen, welche ihnen zugänglich ist. Seit der Reise der Capitaine Lewis und Clarke über das Felsengebirge nach dem Stillen Meere ist dieses ganze westliche Gebiet kein verschlossenes Land mehr. Zahllose Haufen von Abenteuerern haben seitdem diesen Gebirgswall auf noch bessern und bequemern Wegen überstiegen, und ein offnes Land gefunden, reich an Holz, Wasser und Wild *). Die Capitaine Lewis und Clarke waren oft erstaunt über die unermefsliche Menge von wilden Thieren, als Bären, Wölfen, Bibern, Dachsen, Füchsen, Waschbären u. s. w., auf welche sie nach allen Seiten stiefsen und welche ihrer Pelze wegen aufs eifrigste verfolgt werden."

---

*) Man sehe im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches den Aufsatz Nr. XI. West-Caledonien an der Westküste von Nord-Amerika, S. 136 und 137.

D. H.

„Der Plan der Amerikaner scheint also zu seyn, Ansiedlungen zu gründen, in der Absicht; Handel im Grofsen, namentlich mit Pelzwerk zu treiben; und indem sie an der Mündung des Columbia-Flusses in das Stille Meer *) einen Hafen anlegten, der allmählich zu einem Dorfe oder einer Stadt emporwachsen kann, wollten sie mittelst desselben die indischen Märkte beziehen und ihre Produkte eintauschen. Gelingt dieser Entwurf, so wird die wichtige Folge davon eine künftige amerikanische Ansiedlung an den Küsten des Stillen Meeres seyn. Die Bevölkerung Amerikas geht mit reifsender Schnelligkeit vorwärts. Mittelst solcher Ansiedlungen würde sie sich weiter ausbreiten, und hätten diese Ein Mal Wurzel gefafst, so würden die Küsten des Stillen Meeres bald mit gesitteten Bewohnern erfüllt seyn, welche, da ihr neuer Wohnplatz sie hinlänglich nährte, bald ganz unabhängig vom Mutterstaate seyn würden."

Wir theilen nunmehr den Bericht Corneys über die Reise des Schiffes Tonquin nach dem Columbia-Flusse mit, welcher den ersten Ursprung der dasigen Ansiedlungen erzählt.

„Das Schiff Tonquin, dem Johann Jakob Aster gehörig, verliefs Boston gegen das Jahr 1811, mit Ansiedlern,

*) Mehr über diesen Flufs und seine Entdeckung sehe man in meinem Gemälde der physischen Welt etc. III. Bd. S. 304.
D. H.

welche an der Columbia eine Niederlassung gründen wollten. Auf der Reise legte man bei den Sandwichs-Inseln an, um die Wassergefäfse zu füllen und Lebensmittel einzunehmen. Der Capitain Thorne ward nicht wenig durch die Neigung der Mannschaft in Verlegenheit gesetzt, welche das Schiff verlassen und auf diesen Inseln bleiben wollte. Er war genöthigt, sie, um das Ausreissen zu verhindern, bewachen zu lassen; gleichwohl gelang es dem Hochbootsmann zu entweichen und an die Küste zu kommen. Der Tonquin gelangte hierauf im März 1811 an der Mündung der Columbia an, wo der Capitain Thorne, mit dem Hafen noch unbekannt, ein Walfischboot mit einem Offizier und sechs Mann abschickte, den Eingang über der Barre (einer langen Klippenreihe) in den Flufs zu untersuchen. Das Schiff hatte dicht eingereffte Topsegel und von Nordwesten blies ein starker Wind, so dafs der Offizier sehr ungeneigt war, den Auftrag zu vollführen. Wie von einem Vorgefühl beim Verlassen des Schiffes bewegt, sagte er zu Herrn Mac Dougal (der zum Statthalter der neuen Ansiedlung bestimmt war), er sei im Begriff seine Gebeine zu denen seines Oheims zu legen, welcher ein oder zwei Jahre früher ebenfalls hier seinen Tod gefunden hatte, als er durch die Barre in den Flufs einfahren wollte. Nachdem alle das Schiff verlassen hatten, hörte man eine Viertelstunde darauf einen Nothschufs; bald sah man nichts mehr vom Boote und sieben Menschen hatten in den Wellen ihr Grab gefunden. Der

Tonquin blieb nun die Nacht über in See, näherte sich am Morgen wieder der Barre und es wurde dann ein anderes Boot unter dem Befehle des zweiten Offiziers, Hrn. Moffat, abgeordert, welcher indessen mit Entschlossenheit den Gehorsam verweigerte, indem er bemerkte, er habe vom Maste eine bessere Einfahrt gesehen. Capitain Thorne befehligte nun einen Mann (welcher bestimmt war, das Commando einer Chaluppe zu übernehmen, zu welcher man das Gezimmer an Bord hatte) das Boot zu führen. Ihn sollte der Schmidt des Schiffes, zwei Sandwichs-Insulaner (von welchen sich mehre für die neue Ansiedlung auf dem Schiffe befanden), und ein Matrose begleiten. Hr. Mac Dougal hatte den Ansiedlern verboten, sich zu diesem Dienste verwenden zu lassen, indem er dieses Unternehmen für nicht viel besser als eine Tollheit ansah. Bald nachdem das Boot abgefahren war, folgte das Schiff nach, und kam dem Boote so nahe, dafs die Mannschaft nach einem Seile rief; aber die Lage des Schiffes war selbst so gefährlich, dafs Alles an Bord nur auf seine eigene Sicherheit Bedacht nehmen mufste. Es stiefs mehre Male auf die Barre und erhielt einen bedeutenden Leck; endlich gelangte man doch bei der nördlichen Spitze in die Bakers-Bay.

Am folgenden Tage sah man auf den Felsen um die Bay einen Weifsen. Capitain Thorne sandte ein Boot ab, welches mit dem Schmidt zurückkam, der auf dem Boote zur Untersuchung der Durchfahrt abgeschickt worden war. Er erzählte

dafs gleich nach dem Wegsegeln des Schiffes von ihnen das Boot gesunken sei. Der Befehlshaber der Schaluppe so wie der Matrose seien ertrunken, und er selbst sei nur durch die Anstrengungen der Sandwichs-Insulaner gerettet worden, welche verschiedene Male untergetaucht wären, um die Lothleine *) loszumachen, die sich um seine Füfse gewickelt hatte. Durch die schnell eintretende Ebbe sei hierauf das Boot aus der Brandung getrieben worden. Die Insulaner hätten einen Wassereimer und ein Ruder wieder bekommen, und er, der Schmidt, habe sammt einem von ihnen abwechselnd die ganze Nacht das Wasser ausgeschöpft: der andere Insulaner aber sei vor Erschöpfung gestorben, da die Kälte ihn aufser Stand gesetzt habe, sich gleich ihnen anzustrengen. Bei Tagesanbruch hätten sie gesehen, dafs sie nordwärts vom Flusse in eine kleine sandige Bay getrieben worden. Hier seien sie ans Land gestiegen, hätten das Boot, so weit sie vermochten, an den Strand gezogen und den Todten dort ausgesetzt. Sie seien dann über die Landspitze nach dem Flusse zu und in ein Gebüsch gekommen, wo der andere Insulaner bei einem Baumstamm liegen geblieben sei. Er, der Schmidt, habe ihn hier verlassen, und sei wieder dem Flusse gegenüber angelangt, wo er zu seiner unaussprechlichen Freude das Schiff in der Bay vor Anker gesehen habe.

---

*) An der das Senkblei hinabgelassen wird.

D. H.

Der Capitain sandte einige Leute aus, den Insulaner zu suchen. Sie fanden sowohl ihn als das Boot mit dem Leichnam des andern Insulaners, welchen sie begruben. Man setzte nunmehr die Ansiedler ungefähr sieben (engl.) Meilen vom Eingange des Flusses, an der südlichen Seite, ans Land, wo sie sogleich anfingen, den Boden von Bäumen zu reinigen, und ein Fort, Blockhäuser etc. zu errichten, um sich gegen die Indier zu vertheidigen. Der Tonquin landete hierauf auch einen Theil seiner Ladung, welche Hr. Mac Dougal über sich nahm; Hr. Mac Kie begleitete den Capitain, um Handelsverbindungen mit den Indiern einzuleiten. Sie verliefsen zu dem Ende den Flufs, fuhren längs der Küste hin, und kamen endlich nach der waldigen Spitze (Woody Point) wo sie unter 50° 6′ nördl. Breite und 127° 43′ westl. Länge (von Greenwich) in einen engen Hafen einliefen. Hier entspann sich ein lebhafter Handelsverkehr mit den Eingebornen, welchen indefs der Capitain Thorne in allzugrofser Menge an Bord zu kommen erlaubte. Hr. Mac Kie machte Vorstellungen dagegen und zeigte die Gefahr, der sie sich durch allzugrofses Vertrauen zu den Wilden aussetzen würden. Aber der Capitain nahm keine Kenntnifs von dieser Warnung und gestattete den das Schiff Besuchenden nur noch mehr Freiheit. Am Morgen der traurigen Begebenheit, die nun Statt hatte, wurde er durch seinen Bruder (den er jetzt anstatt des Hrn. Moffat zum Oberbootsmann [Chief mate] ernannt hatte) geweckt, welcher ihn zu benachrichtigen kam,

dafs die Eingebornen in grofser Anzahl und ohne Weiber an Bord gekommen seien, was man als sicheres Zeichen von feindseligen Absichten zu betrachten habe. Als der Capitain aufs Verdeck kam, wurde er unruhig und befahl, dafs das Schiff sogleich unter Segel gehen sollte. Vier Mann gingen sogleich, die Segel loszubinden, während die übrigen die Anker emporzogen. Die Indier hatten sich, dem Anscheine nach unbewaffnet, rings um das Verdeck zwischen die Kanonen gesetzt; aber plötzlich, während die Matrofen mit dem Aufwinden des Ankers beschäftigt waren, begannen Jene ein Geschrei, zogen lange Messer, die sie in den Haaren verborgen hatten, hervor, fielen über die Mannschaft her und ermordeten Jedermann auf dem Verdeck. Capitain Thorne vertheidigte sich zwar eine Zeitlang, ward aber zuletzt, nachdem er Mehre getödtet hatte, überwältigt. Die oben auf den Masten befindlichen Matrosen, durch dieses Gemetzel in Schrecken gesetzt, schlichen sich heimlich herunter auf das Vorderkastell, und reinigten hier, indem sie durch die Schiefsscharten ihre Gewehre abfeuerten, bald das Verdeck von den Wilden. Sie waren nun eine Zeit lang in Verlegenheit, was zu thun sei; endlich ward beschlossen, dafs drei das grofse Boot besteigen und den Columbia-Flufs zu erreichen suchen sollten. Der verwundete Schmidt zog vor, an Bord zu bleiben, um den Tod seiner Gefährten noch zu rächen. Jene drei Mann versahen sich nun mit Waffen und Mundvorrath, verliefsen das Schiff und stachen in die See. Jetzt winkte

der Schmidt den Wilden, wieder an Bord zurückzukehren, nachdem er vorher bis zur Pulverkammer eine sogenannte Zündlinie (train) angelget, d. h. vom Verdeck bis dahin Pulver gestreut hatte. Da die Indier nur einen einzigen Mann auf dem Schiffe sahen, so kamen sie in grofser Anzahl herbei und stiegen ohne Furcht an Bord. Er zeigte ihnen nun, wo sie die verschiedenen Waaren finden könnten, und während sie geschäftig darüber her waren, die Kisten aufzubrechen, die Ballen zu öffnen etc., steckte er die Zündlinie in Brand, und schwang sich über Bord in die See. Der Aufflug des Schiffes zerstörte das ganze in der Nähe liegende Dorf. Einige Canots der Wilden fingen den Schmidt auf, und die Eingebornen sagen, dafs er sich noch unter ihnen befinde, dafs er aber nie an die Küste kommen dürfe. Es scheint seltsam, dafs man ihn nicht auch eines gewaltsamen Todes sterben liefs, aber ein Schmidt hat bei den Wilden einen gar hohen Werth, da er ihre Gewehre ausbessern, Messer verfertigen mufs u. dgl.

Was die drei übrigen der Metzelei entgangenen Matrosen betrifft, so konnten sie die Waldspitze (Woody-Point) nicht erreichen, sondern wurden an die Küste getrieben und von den Eingebornen ermordet. Das Boot, so wie die Schiffstrümmer, sind noch jetzt dort zu sehen. „Diese ganze Geschichte“ — sagt Hr. Corney — „wurde mir sowohl von Hrn. Mac Dougal, dem Befehlshaber des Forts am Columbia-Flusse, als von den übrigen Eingebornen, mit welchen ich

bald in Verbindung gerieth, erzählt. Ich fand es meinem Vortheil gemäfs, sie gut zu behandeln, indem sie eben so empfindlich für die kleinste ihnen erwiesene Aufmerksamkeit, als rasch entschlossen sind, die geringste Beleidigung zu rächen."

Der nächste Versuch, welchen der oben erwähnte Eigenthümer des Tonquin, Hr. Aster, zu einer Ansiedlung an der Columbia machte, bestand in einer Anzahl Colonisten, welche, unter dem Befehl eines Hrn. Hunt, von Boston aus zu Lande abgeschickt wurden. Sie mufsten bei dem Uebergange über die felsigen Gebirge mancherlei Mühseligkeiten ausstehen und verloren mehre ihrer Gefährten. Endlich aber erreichten sie, kurz nach der Zerstörung des Tonquin, doch glücklich ihren Bestimmungsort. Auch ein zweites Schiff, der Biber, welches Hr. Aster, unter dem Befehl des Capitain Sole, absandte, kam wohlbehalten am Flusse an und fand die Niederlassung dem gröfsten Mangel an Lebensmitteln preis gegeben.

Nachdem es das gesammelte Pelzwerk an Bord genommen und seine Vorräthe ausgeladen hatte, verliefs es den Columbia-Flufs, fuhr längs der Küste nach dem Norfolks-Sunde, wo die Russen eine ausgebreitete Niederlassung haben, und handelte hier von den Colonisten Seehundsfelle ein. Eben so besuchte der Biber die Inseln St. Paul und St. Georg, welche zu den Aleuten und Fuchs-Inseln gehören. Hier lief er Gefahr, im Eise zu Grunde zu gehen, kam aber doch

endlich, nachdem er mancherlei Gefahren ausgestanden hatte, glücklich zu Canton in China an.

Da die Niederlassung an der Columbia, des einträglichen Pelzhandels wegen, so bedeutend geworden war, so beschlofs die Nordwest-Compagnie von Canada sich ihrer zu bemächtigen. Es wurde daher das Schiff Isaak Todd durch die Herren Mac Tavish, Fraser und Comp. ausgerüstet und dem Capitain Smith untergeben. Er verliefs England im März 1813, mit einer Anzahl Colonisten an Bord, unter welchen Hr. Donald Mac Tavish der vornehmste war. Zu gleicher Zeit wurden von Canada aus mehre Ansiedler zu Lande abgeschickt, welche, bis das Schiff an der Columbia einträfe, ebenfalls dort anlangen sollten. Nach einer langen Fahrt, während welcher die Mannschaft viel Ungemach ausstehen und des Skorbuts wegen zur Erholung der Kranken bei Monterey, auf Californien, anlegen mufste, traf sie endlich an der Mündung der Columbia ein, wo sie auf der Niederlassung die brittische Flagge wehen sah, indem die zu Lande abgeschickte Reisegesellschaft schon Besitz davon genommen hatte. Als sie sich nämlich der Niederlassung genähert, hatten sie den Amerikanern bekannt gemacht, es seien englische Schiffe unterweges, welche den Platz besetzen sollten. Die Amerikaner machten so gute Bedingungen ihrer Uebergabe, als zu erhalten möglich waren, und die Britten erhielten zugleich einen schönen Vorrath von Pelzwerk mit dem Fort. Einige wenige Beamten der Niederlassung schiff-

ten sich an Bord der amerikanischen Brigg, dem Hausirer (Pedlar), nach ihrer Heimath ein, der Statthalter Hr. Mac Dougal aber trat mit den Uebrigen in die Dienste der neuen Besitzer.

Hr. Corney machte seine erste Reise nach der Niederlassung an der Columbia-Mündung im Jahre 1813, auf einem Schiffe, welches von den Londner, zur Nordwest-Compagnie gehörigen, Häusern Inglis, Ellice und Comp., und Mac Tavish, Fraser und Comp. zum Behuf des Handels zwischen Amerika und China ausgerüstet worden war, und die Columbia hiefs. Der Capitain war Anton Robson, unter welchem Corney als erster Offizier diente. Das Schiff war ein gut gebauter Schooner von 185 Tonnen *), hatte eine Besatzung von 25 Mann, die Offiziere mit eingeschlossen, und war mit 10 Neunpfündern bewaffnet. Man verliefs England im November 1813 und langte am 7. Juli 1814 bei der Niederlassung an der Columbia-Mündung glücklich an. Die Indier näherten sich dem Schiffe in zahlreichen Canots und brachten allerlei Lebensmittel, als Lachs, Stöhr, Früchte u. dgl., wofür sie Messer, Knöpfe etc. erhielten. Auf einem der Canots, das sich durch Gröfse vor den übrigen auszeichnete, sah man zwei Indier, welche reicher als die andern gekleidet waren. Es waren die Söhne des Königs, Casakas

*) Eine Tonne Schiffsgewicht beträgt 2000 Pfund.

D. H.

und Selechel. Sie wurden mit Brod und Syrup bewirthet und schienen sehr zufrieden damit. Später, als der Capitain Robson unter dem Fort Georg vor Anker gegangen war, erhielt er auch tägliche Besuche von Comley, dem Könige der Tschinuk-Indier (Chenook) *) selbst, so wie von seinen Weibern und seiner Familie. Auch Indier von andern Stämmen in der Nähe des Flusses kamen herbei und brachten Seeotter- und Biberhäute (die aber der Mannschaft der Columbia nicht einzuhandeln erlaubt waren), so wie Lachse und Stöhre.

Die Bestimmung des Capitain Robson war, weiter nordwärts, nach den Russischen Ansiedlungen an der amerikanischen Nordwestküste zu segeln, und er nahm zu dem Ende Stangeneisen, Rum, Pulver, Kugeln etc. an Bord. Hr. Jakob Mac Tavish machte die Fahrt als Waarenverwalter (Supercargo) und Hr. Mac Lennan als Handelsdiener (clerk) mit. Auch drei Sandwichs-Insulaner, die der Tonquin hier gelassen hatte, ein alter Mann, der in Diensten der russischen Nordwest-Compagnie gewesen war, und ein Knabe von 9 bis 10 Jahren, gingen mit an Bord. Mehrer amerikanischer Schiffe wegen, die man längs den Küsten bemerkt hatte, schiffte man noch zwei lange Sechspfünder, einen kupfernen Vierpfünder, nebst kleinem Gewehr

*) Wir schreiben diefs Wort hier nach der englischen Aussprache.
D. H.

etc. ein. Am 16. August wurden die Anker gelichtet, und schon am 2. September war man in der Nähe der russischen Niederlassung Neu-Archangel *). Die Columbia lief am 5. um 10 Uhr in den Norfolk-Sund ein, feuerte einige Kanonen ab, und ward eine Stunde darauf von zwei Booten begrüfst, die herbei kamen, in Auftrag des Statthalters sich nach dem Namen des Schiffes etc. zu erkundigen, und es in den Hafen zu geleiten. Man fand hier ein hübsches amerikanisches Schiff, das Packet, unter Cap. Bacon, mit einer schätzbaren Ladung von Pelzen an Bord, die es an der Nordwestküste eingehandelt hatte. Es ward von der Columbia mit dreizehn Schüssen begrüfst, die es erwiederte. Cap. Robson und der Waarenverwalter machten dem russischen Statthalter ihre Aufwartung, und da Beide wohl empfangen wurden, so fing die Columbia an, ihre Ladung auszuschiffen, und dafür Pelze, so wie frisches Takelwerk und neuen Mundvorrath an Bord zu nehmen. Die Schiffahrt war hier sehr lebhaft. Während der drei Wochen, welche die Columbia hier verweilte, kamen mehre gröfsere und kleinere Schiffe aus Rufsland, von den Aleuten und Fuchsinseln, und aus Amerika **) an. Die Amerikaner benahmen sich sehr freundlich gegen die Engländer

*) Unter 57° 5′ nördl. Br. und 135° 8′ westl. L. von Greenwich. D. H.

**) D. h. aus den Vereinigten Staaten. D. H.

und brachten oft den Abend am Bord der Columbia zu. Die Mannschaft der Letztern ward während dieser ganzen Zeit reichlich mit Fischen und Geflügel versehen.

Der Statthalter, Hr. Barinoff, hatte die Eigenheit, seine Gäste gern betrunken zu machen, wenn sie bei ihm speisten. Bei solchen Gelegenheiten liefs er fortwährend Kanonen lösen, was von den Schiffen im Hafen erwiedert werden mufste. Corney erzählt, dafs er oft an einem Tage an fünfzig Schüsse habe thun müssen. Einmal speiste der Statthalter mit seinem Gefolge auch am Bord der Columbia und schien an der Einrichtung und Bewaffnung derselben grofses Wohlgefallen zu finden. Die Russen haben hier auf einem hohen Felsen ein hübsches Fort, mit ungefähr 60 Feuerschlünden bewaffnet, und gut auf die Vertheidigung des Platzes gegen die Angriffe der Indier berechnet; ein tüchtiges Schiff hingegen, meint Corney, würde es bald zerstören können. Auch einige Blockhäuser sind hier, und ein Flecken (Town) von etwa 60 Häusern, mit 100 Russen, meist Verbrechern aus Sibirien. Aufserdem gebraucht die Regierung eine grofse Anzahl von Kodiak- und Unalaschka-Indiern zum Seeotter-Fange und zur Bemannung ihrer Schiffe. Auch amerikanische Schiffe miethet sie für den Seeotterfang in Californien, wo diese Thiere sehr zahlreich sind, und gestattet ihnen einen Antheil am Fang. Von den in der Nähe des Sundes wohnenden indischen Stämmen befinden sich mehre Geifseln in der Gewalt der Russen, und diese erlauben keinem Canot, sich dem Fort

zu nähern, wenn es nicht ein gehöriges Geschenk mitbringt. Auf dem höchsten Punkte des Forts befindet sich eine Warte, wo sich ununterbrochen ein Mann mit einem Fernrohre aufhält. Sobald sich ein Canot sehen läfst, giebt er ein Zeichen und sogleich wird diesem ein Kanonenboot entgegengeschickt. Der Flecken ist von einem hohen Pfahlwerk umgeben, und von 20 zu 20 Yards *) stehen Wachthäuser, die Tag und Nacht wohl besetzt sind. Jeder Russe hat ein Stück Feld, auf dem er Erdäpfel, Rettige, Rüben, Salat etc. erbaut. Diese, so wie die Menge von Fischen und Walfischspeck, verschaffen ihnen ein gar nicht unangenehmes Leben. Dabei verheirathen sie sich mit Kodiakerinnen und Unalaschkerinnen, welche fleifsige und gute Hausmütter werden. Die Lieblingsgegenstände dieser Russen, für die sie Alles hingeben, sind Rum und Tabak. Das Land umher ist reich an Wald, besonders an Fichten. Die Berge sind fortwährend mit Schnee bedeckt, und es regnet häufig. Während die Columbia dort lag, gab es nicht sechs schöne Tage. Die Bevölkerung der ganzen Niederlassung steigt nicht über 1000 Seelen.

Die Columbia segelte nach Vollendung ihrer Geschäfte zur Niederlassung zurück, verweilte aber hier nicht lange, sondern nahm Pelze für China und mehre Waaren für die spani-

*) Das englische Yard hält 405½ alte franz. Linien. 7 Yard sind also ungefähr so viel als 8 Wiener Ellen.

D. H.

schen Colonien ein und trat im November eine neue Reise an. Das nächste Ziel war Neu-Californien, wo man am 25. November in der Bay von Monterey vor Anker ging. Corney stieg ans Land, die Ankunft des Schiffes zu melden, und ward von den Spaniern, die ihre ganze hiesige Kriegsmacht (50 Reiter) am Strande hatten aufziehen lassen, artig empfangen. Er fragte den Statthalter, ob er auf eine Begrüfsung antworten werde. Die Antwort fiel bejahend aus und Corney ging an Bord zurück, um mit 11 Schüssen zu grüfsen, welche erwiedert wurden. Nun gingen auch Cap. Robson und die andern Herren ans Land, und die Mannschaft erhielt frisches Rindfleisch und Pflanzenspeisen. Hr. Mac Dougal machte den Statthalter mit seinem Wunsche bekannt, in Monterey bleiben und Vorräthe für die Niederlassungen der Nordwest-Compagnie am Columbiaflusse einhandeln zu dürfen. Der Statthalter konnte die Erlaubnifs dazu nicht ertheilen, ohne den Befehl des Vicekönigs in Mexico dazu eingeholt zu haben. Es wurde daher ein Eilbote an diesen abgesandt. Unterdessen erhielt die Columbia täglich frisches Fleisch und Pflanzenspeisen. Jedermann wurde erlaubt, frei in der Stadt herumzugehen, und auch von den spanischen Einwohnern kamen viele Männer und Weiber an Bord. Am 16. Dezember kam die Antwort von Mexico zurück, des Inhalts, dafs Niemanden von der Columbia erlaubt werden könne, in der angegebenen Absicht zu Monterey zurückzubleiben. Doch möge man die Güter, die man zum Austausch mitgebracht, einst-

weilen ausladen, und der Statthalter könnte bis zur Rückkunft aus China unterdessen die gewünschten Vorräthe besorgen. Zugleich ward dem Küper erlaubt, zurückzubleiben, um die Einpökelung des Fleisches zu besorgen. Cap. Robson war mit diesen Verwilligungen zufrieden, und landete daher die mitgebrachten Waaren aus, welche in Ballengütern, Eisen, Zucker, Tabak, Rum u. dgl. bestanden. Am 17. entwichen acht Mann vom Schiffe, und waren aller angewandten Mühe ungeachtet nicht wieder einzufangen.

Am 16. Jäner 1815 erreichte die Columbia die Insel Owhyhee (Oweihi, die ansehnlichste der Sandwichs Inseln) und näherte sich der Küste derselben. Einige Eingeborne kamen an Bord, und sagten, der König Tameamea sei im Dorfe Tyroa, wohin also das Schiff segelte. Die Eingebornen kamen haufenweise an Bord, und brachten Schweine, Gemüse, Stricke und Kleidungstücke zum Tausche. Mac Dougal stieg ans Land und kehrte am nächsten Morgen mit dem Könige selbst ans Schiff zurück. Dieser hatte ein buntes Hemd, sammtne Hosen, eine rothe Weste, grofse weite Soldaten-Schuhe an und trug um den Hals ein schwarzseidnes Tuch; übrigens war er ohne Rock *). Die Canots sammelten sich von allen Seiten, und in kurzer Zeit

*) Eine Abbildung dieses Königs Tameamea findet man als Titelkupfer vor Otto von Kotzebue's Entdeckungsreise etc. Weimar, 1821. D. H.

lagen nicht weniger als 80 um das Schiff herum, mit 3 bis 10 Mann in jedem, aufser einigen Hundert Männern, Weibern und Kindern, welche, ohne auf die Haifische zu achten, um das Schiff her schwammen. Bald war dasselbe von ihnen bedeckt. Der Capitain Robson, dem diese Menge Volks lästig wurde, bat den König, sie zurückzutreiben. Dieser nahm eine Pike in die Hand, sagte einige Worte und in einem Augenblicke verliefsen Alle das Schiff aufs schleunigste. Der König befahl nun eine weifse Flagge aufzuziehen, welche hier ein Tabu (oder Verbot) anzeigt, und dann bestellte er zwei von seinen Hikanihs oder Vertrauten zu Wächtern auf dem Schiffe, damit nichts gestohlen werde. Diesen ganzen Tag über blieben der König, seine Weiber und die vornehmsten Beamten an Bord der Columbia, wohin sie sich auch ihre Mahlzeit bringen liefsen, da es ihnen nicht erlaubt war, von den Schiffsvorräthen etwas zu geniefsen. Mac Dougal erhielt hierauf die Erlaubnifs, so lange auf den Sandwichs-Inseln zu bleiben als es ihm gefiele, und die Versicherung, dafs er an nichts Mangel leiden solle. Am 18. Jäner trat die Columbia ihre Reise nach Canton an, wo der Capitain Robson sich nach England einschiffte und den Oberbefehl über das Schiff an Hrn. Jennings abtrat, unter welchem Corney, nach glücklich vollführten Handelsgeschäften mit den Chinesen, am 2. Mai die Gewässer von Canton wieder verliefs und am 1. Juli glücklich bei der Niederlassung an der Columbia wieder eintraf.

In einigen spätern Nummern der Literary-Gazette wird aus Corneys Reisebeschreibung noch Einiges über die Mündung des Columbia-Flusses, so wie über die Sitten und Gebräuche seiner Anwohner, der Tschinuks-Indier, geliefert. Wir theilen es hier mit.

Das Cap Disappointment (Vorgebirge der fehlgeschlagenen Hoffnung) macht das nördliche Ufer der Mündung des Columbia-Flusses aus und besteht in einem hohen hervorspringenden, mit Gehölz bedeckten Lande. Sein nördliche Breite ist 46° 19′, und seine westliche Länge (von Greenwich) 123° 54′. Nach Südosten erblickt man viele abgestorbene Bäume. Die Adamsspitze (Point Adams), in welche das südliche Ufer ausläuft, ungefähr 7 Meilen von dem Cap Disappointment, ist niedrig, aber ebenfalls mit Bäumen bewachsen. Von der Adamsspitze bis 2 Meilen vom Cap zieht sich eine Sandbank hin, und eine andere läuft von Letztern nach Südwesten aus, welche etwa 2 Meilen Breite hat, und weit von der Erstern entfernt liegt. Beide Sandbänke werden vom Meere gebildet, wenn der Wind stark aus Südwesten bläst und sich von einem Punkte zum andern bricht, ohne dem Canal des Flusses zu folgen, der, wenn der Wind sich wieder legt, durch die Fluth geöffnet wird, welche zuerst an das Cap schlägt, dann nach Südwesten sich wendet und beide Sandbänke trennt. Die in den Flufs einsegelnden Schiffe können ohne Furcht der Mitte des Canals folgen, bis sie die östlichste Seite des Caps in Nordwesten gelassen haben. Dann

müssen sie darauf zu steuern, sich in der Umfahrt dicht an das Cap halten, wenn sie in die Bakers-Bay steuern wollen, wo sie, das Cap südlich lassend, bei 5 Faden Tiefe vor Anker gehen. Fährt man in die Bay ein, so verliert man die Fluth; will man den Flufs aufwärts fahren, so mufs man wieder heraus und sich in gleicher Ferne, ungefähr eine Kabeltau-Länge weit, von Tongue-Point (der Zungenspitze), Village- (Dorf-) und Chenook-Point (Tschinuk-Spitze) halten.

Die Zungenspitze, welche gewissermafsen eine Insel bildet, liegt etwa 7 Meilen oberhalb der Adamsspitze auf dem südlichen Ufer des Flusses. Die Dorfspitze ist eine nicht unbedeutende Höhe, oberhalb des Caps Disappointment, und etwa in der nämlichen Entfernung davon. Auf ihrer Flanke befindet sich ein Stück entblöfsten Bodens, das einzige dieser Art, welches man hier wahrnimmt, und folglich ein gutes Kennzeichen für die Spitze abgiebt. Im vollen Canal hat man 8 bis 9 Faden Wasser und einen Sandgrund. Sowohl beim Auf- als Abwärtsfahren des Flusses mufs man sich dem Ufer nicht weniger als auf 4 Faden nähern, oder sich mehr als 3 Faden davon entfernen. Jene nämliche Tiefe findet man auch am Rande der zwei Sandbänke. Oberhalb der Tschinuk-Spitze giebt es bei 8 Faden Tiefe einen guten Ankerplatz. Der Flufs ist voll seichter Stellen, welche durch die vielen kleinen Arme, in die sich der Hauptflufs zertheilt, verursacht werden. Das Land an beiden Ufern ist mit undurch-

dringlichem Gehölz, namentlich Tannen, Hollunder, Birken und Ahornbäumen bedeckt. Auch gute Eichen und Eschen finden sich.

Die ersten Indier, welche Corney sah, waren der Stamm der Tschickeluhs (Chickeloes), unter einem Häuptlinge, Namens Calpo. Sie kommen aus einer Gegend, welche Classet heifst, nördlich vom Flusse, mit Seeotter- und Biberfellen, die sie im Fort Georg austauschen. Ihr Lager schlagen sie an der Bakers-Bay auf, wo sie sich vom Juni bis zum Oktober beschäftigen, Lachse und Störe für den Winter einzusalzen und zu räuchern. Dieser Völkerstamm ist sehr kriegerisch und gefürchtet. Die Ansiedler müssen gegen ihn am meisten auf der Hut seyn, wenn sie keinen Schaden leiden wollen. Es durfte auch nie Einer dieses Stammes an Bord des Schiffes Columbia kommen.

Etwa 5 Meilen den Strom aufwärts, liegt am nördlichen Ufer ein Dorf der Tschinuks. Der König dieses Stammes heifst Com-Comley oder Madsaw, welches letztere Wort in ihrer Sprache Donner bedeutet. Dieses Dorf besteht aus etwa 30 hölzernen Häusern, die alle sehr grofs sind. Sie sind aus Brettern verfertigt, welche so zusammengefügt sind, dafs der Rand des einen den Rand des andern bedeckt, und mit Bändern aus Baumrinde an starken in den Boden eingerammten Pfählen befestigt. Einige haben eine Firste (ridge-pole) und Sparren, die meisten Fächer indefs sind flach. Sowohl von Innen als von Aufsen sind diese Häuser zum Schutz ge-

gen Wind und Wetter mit alten Matten behangen. Fünf bis fünfzehn Familien leben in einem solchen Hause, deren jede mitten in ihrer Abtheilung ihr eigenes Feuer hat. Die Lagerstätten befinden sich an ihrer Seite, einen Fuſs hoch über der Erde, und sind mit Matten belegt, auf welchen sich Alles unter einander zum Schlafen oder zum Faullenzen niederlegt. Auſserdem sind die Häuser mit grobgeschnitzten Bildnereien verziert, welche die Götter (oder Clamas) dieser Indier vorstellen, aber nicht sonderlich verehrt zu werden scheinen.

Ihr Hausrath besteht aus Kasten und Koffern, von hartem Holze ausgehöhlt und seltsam verziert. Auch haben sie Körbe, die so dicht geflochten sind, daſs sie Wasser halten. In den Koffern bewahren sie ihre Kleidungsstücke und getrockneten Wintervorräthe auf. Wenn sie sich nach ihren Winterwohnungen begeben, so nehmen sie die Bretter und Matten dieser Häuser mit und lassen bloſs die Pfähle und Sparren zurück. Sie sind äuſserst unreinlich. Ganze Haufen von Fischeingeweiden und anderm Unrath findet man in ihren Wohnungen, ohne daſs sie jemals weggeräumt würden. Auch beim Essen benehmen sie sich sehr ekelhaft. Man sah sie häufig in Koth und Asche auf der Erde liegen, mit den Füſsen auf einem Stück halbgebratenen Fleisches, woran sie nachher gleich wilden Thieren nagten. Fische und Gemüse bereiten sie auf eine ganz eigne Weise zu. Sie werfen nämlich die zu kochende Speise in einen mit Wasser gefüllten Korb, und zugleich von Zeit zu Zeit

glühende Steine hinein, so lange bis die Speisen gar gekocht sind.

Das Hauptgeschäft der Männer sind Jagd und Fischerei. Uebrigens sind sie sehr träge, und selbst junge Leute liegen stundenlang am Ufer in der Sonne. Die Weiber und Mädchen machen Hüte, Körbe, Matten, oder sammeln Körner, Holz u. dgl. Diese Indier haben nicht den geringsten Begriff von Ackerbau. Sie vertrauen der Vorsehung in allen Dingen und beziehen ihre Hauptnahrungsmittel aus dem Flusse und dem Meer. Im Sommer werden Fische, Beeren, wilde Früchte etc. in grofsen Vorräthen für den Winter eingesammelt. Man zerstöfst sie, vermischt sie mit Lachs- oder Robbenfett und macht Brode oder Kuchen daraus, die dann in Kasten eingepackt sich gut halten. Den Lachs schneiden sie, um ihn aufzubewahren, in vier Stücke, stecken Holzspäne hinein und lassen sie an der Sonne trocknen, worauf sie in den Häusern aufgehängt und so geräuchert und aufbewahrt werden *). Den Gebrauch des Salzes kennt dieses Volk nicht. Die Weiber dieser Völkerschaft sind eigentlich nur Sklavinnen, scheinen sich aber mit Gutmüthigkeit in ihr Loos zu finden und gern zu arbeiten. Auch eine der Kartoffel ähnliche Wurzel, Wapitoe genannt, wird von den Tschinuks gern gegessen. Man findet sie überall in Sümpfen

*) Man vergleiche hiermit die ähnlichen Gebräuche der West-Caledonier im vorjährigen Taschenbuch etc. S. 142.

D. H.

wachsen und sammelt im September grofse Vorräthe davon für den Winter ein.

Die Männer werden 5 Fufs bis 5 Fufs 8 Zoll (engl.) lang, haben einen starken, wohlgebildeten Körper, aber wenig Bart. Ihr Gewand besteht aus recht niedlich zusammengenähten Fellen von Waldratzen, und wird über die Schultern geworfen, unter dem rechten Arme durchgezogen und über dem linken mit einem hölzernen Häkchen befestigt. An den Seiten ist es offen, so dafs der Arm sich beim Gebrauch des Bogens und anderer Waffen, die dieses Volk sehr geschickt zu handhaben weifs, frei bewegen kann. Die Weiber tragen, aufser einem ähnlichen Ueberwurf wie die Männer, noch einen kurzen Rock. Sowohl Männer als Weiber haben durchbohrte Ohren, worin sie kleine Stäbe tragen, an welchen kleine zolllange Muscheln hangen, die Hiaqua genannt werden. Auch die Nasen sind durchlöchert und sie tragen Perlenschnuren darin; Manche haben auch eine Gänse- oder Schwanenfeder durchgesteckt. Den Körper bestreichen sie mit einer Art von rothem Ocher und Robbenthran. Im Gebrauche des Bogens, des Knüttels und Dolches haben sie grofse Gewandtheit. Der Bogen besteht aus Tannenholz, hat etwa 4 Fufs Länge und in der Mitte 2 Zoll Dicke, und läuft nach den Enden dünn zu. Als Sehne dient die Spannader oder Sehne (sinew) eines Elennthieres. Die Pfeile sind aus leichtem Holze gemacht, und haben eine Spitze von Stein, Knochen, Eisen oder Elfenbein. Corney sah, wie mit ei-

nem der letztern Art ein 10 Linien dickes Brett auf 6 Klaftern weit durchbohrt wurde. Die Mannschaft der Columbia schofs eines Tages zur Unterhaltung mit diesen Bogen nach einem am Vordertheil des Schiffes angebrachten Spiegel von 3 Zoll ins Gevierte; aber keiner konnte, obwohl sie ziemlich nahe standen, das Ziel treffen. Ein dabei stehender Indier lachte über ihre Ungeschicklichkeit, nahm den Bogen und zerschofs den Spiegel auf eine Entfernung von 95 Fufs. Der Knittel (bludgeon) ist zwei Fufs lang und verhältnifsmäfsig dick, auch durch Schnitzwerk etc. verziert. Der Dolch besteht aus Eisen oder Feuerstein und wird in der Mitte angefafst, so dafs sich beide Enden gebrauchen lassen. Die Indier haben eine Art Schnur oder Schlinge sowohl am Knüttel als am Dolche angebracht, welche beim Gebrauche um die Hand gewickelt wird. Keiner geht überhaupt ohne diese Waffen aus.

Ihre Hauptwerkzeuge sind hölzerne Meifsel, steinerne Aexte und Hämmer. Mittelst derselben spalten sie ziemlich grofse Bäume in Breter, wie sie sie zum Baue ihrer Häuser brauchen. Ihre Kähne sind von sehr einfacher Bauart. Manche können an 30 Personen fassen, haben 40 Fufs Länge, in der Mitte 6 Fufs Breite, 2 Fufs Tiefe, und werden nach den Enden zu schmäler. Man bemalt und verziert sie mit Wolfs- oder Seeotterzähnen, welche von manchen Seefahrern für Menschenzähne gehalten worden sind. Die Ruder sind leicht und haben 10 Fufs Länge, von welchen 2½

auf die Schaufel kommen. Das untere Ende gleicht einem Fischschwanze und das obere einer Krücke. In den Kähnen findet man Netze, Angeln, Harpunen etc., auch Lanzen zum Lachsstechen.

Die Weiber der Tschinuks sind klein von Gestalt, und haben starke, oft krumme Beine. Das Haar ist pechschwarz und hangt um Kopf und Schultern herum; nur beim Tode eines nahen Anverwandten wird es als Zeichen der Trauer abgeschnitten. Sie tragen Röcke aus Binsen, welche über Bänder geflochten sind, und deren Enden über das Knie herabhangen. Sie halten sehr warm. Die Kriegskleidung der Männer wird aus Elennshaut verfertigt; sie ist sehr geschmeidig und dabei so dick, dafs kein Pfeil durchdringen kann. Corney will sogar gesehen haben, dafs eine aus 5 Klaftern Entfernung abgeschossene Pistolenkugel nicht durchging. Um den Leib wird dieses Gewand doppelt geschlagen. Aufserdem haben die Männer einen kegelförmigen Kopfputz, welcher unter dem Kinn befestigt wird.

Es herrscht unter diesen Indiern der abscheuliche Gebrauch, den neugebornen Kindern den Kopf platt zu drücken. Sobald ein Kind auf die Welt gekommen ist, legen sie es in ein kleines Canot oder in eine für diesen Zweck gemachte Wiege. Dann winden sie ihm eine Binde so fest um die Stirn, dafs das Gesicht sich in die Breite dehnt und die Augen hervortreten, wodurch es ein äufserst wildes Aussehen bekommt. Schreit das Kind vor Schmerzen, so nimmt ihm

die Mutter auf ein Weilchen die Binde ab und giebt ihm die Brust. Je platter der Kopf wird, desto schöner ist er in den Augen dieses Volksstammes. — Die Art ihre Todten zu begraben besteht darin, dafs sie solche mit allen ihren Habseligkeiten in ein kleines Canot legen, und dieses dann zwischen zwei Bäumen oder Pfählen aufhängen, worauf sie es mit Matten bedecken.

Com Comley, König der Tschinuk-Indier, ist der reichste und mächtigste Häuptling an diesem Ufer. Er ist ein kleiner, ältlicher Mann, auf einem Auge blind, und hat drei Frauen und mehre Kinder. Sein ältester Sohn (Cassacas) ist ein starker, wohlgebauter Mann, von 5 Fufs 6 Zoll Höhe, und wird ihm einst in der Regierung folgen. Er ist kein Freund der Weifsen, und hat sich selbst den Titel: Prinz von Wales beigelegt. Selechel ist der zweite Sohn Comleys, er nennt sich Herzog von York, ist ein kleiner Mann und den Weifsen gewogen.

Während die Columbia dort vor Anker lag, kam ein Mann, der zu einem der Stämme im Innern, den Susunihs, gehörte, nach Tschinuk, schofs, während der König sich badete, einen Pfeil auf diesen ab, und floh dann ins Gehölz. Der König schickte ihm sogleich seinen Leib-Sklaven (seinen Günstling) nach, welcher ihn einholte, mit einem Knüttelschlag zu Boden schmetterte und ihn dann mit dem Dolche erstach. Hierauf färbte er sich das Gesicht ganz schwarz, band das Haar oben in einen Schopf zusammen,

umwand seine Arme und Beine mit Gras, und lief drei Tage und drei Nächte in den Wäldern umher, indem er fortwährend das Kriegsgeschrei, als Herausfoderung zum Kampfe, hören liefs. Die Mannschaft der Columbia, in deren Nähe diefs vorging, wurde dadurch sehr beunruhigt, zumal da auch Kriegsboote sich in der Nähe zeigten und alle Eingebornen sich zum Kriege zu rüsten schienen. König Comley schlichtete indefs die Sache und verhinderte jedes Blutvergiefsen.

Ein wenig oberhalb Comleys Hoflager liegt ein anderes zum Stamme der Tschinuks gehöriges Dorf von etwa 30 Häusern, das unter einem Häuptling, Namens Tackum, steht. Auf der Adamsspitze liegt ein grofses, von den Cladsaps, einem wenig von den Tschinuks verschiedenen Stamme bewohntes Dorf. Diese, nebst den Tschikeluhs, sind die einzigen Indier-Stämme, welche sich um die Mündung des Columbia-Flusses angesiedelt haben. Alle diese Völkerschaften sind übertrieben abergläubisch und glauben an Geister und übernatürliche Einwirkungen. Dem Anscheine nach haben sie keine Religion, obschon sie einen guten Geist annehmen, der alle Dinge beherrscht, und dessen zornige Stimme sie in dem Donner zu vernehmen glauben. Sie glauben auch an böse Geister, so wie an zukünftige Belohnungen und Strafen. Es herrscht unter ihnen eine verworrene Vorstellung, dafs die Welt einst durch Wasser zerstört worden sei, und künftig wieder auf diese Weise zu Grunde gehen werde. Sie sagen,

wenn ein guter Mensch stirbt, so kommt er in eine Welt, wo ein Ueberflufs an Lebensmitteln ist und Niemand zu arbeiten braucht; stirbt dagegen ein böser Mensch, so kommt er an einen Ort, wo es an Lebensmitteln fehlt und wo er zu harten Arbeiten gezwungen wird, und mit den gröfsten Mühseligkeiten zu kämpfen hat. Diese Glaubenslehren zeigen wenigstens den grofsen Abscheu dieser Völker vor der Arbeit an.

Es giebt auch Sklaven unter ihnen, welche aus Kriegsgefangnen bestehen, die ein Stamm dem andern abkauft. Wenn ein Häuptling stirbt, so werden ihm zu Ehren drei bis sechs Sklaven, je nachdem sein Rang ist, geopfert. Im Winter begeben sich alle diese Stämme weiter in die Wälder zurück, wo sie besondere Winterdörfer haben. Im Sommer fangen sie Störe, Lachse und mancherlei kleinere Fische etc. Zu Ende des Jahrs haben sie einen Ueberflufs von Enten, Gänsen und Schwänen, und im Frühling ist ein den Sardellen ähnlicher kleiner Fisch sehr häufig.

Das Klima ist fast wie in England; vom Mai bis Oktober ist sehr schönes Wetter, und der Wind bläst meist aus Nordwest oder Nordost; die nasse Jahreszeit beginnt im November mit frischen aber beschwerlichen Winden aus Südwest und Südost, begleitet von Regen oder Gewittern. Manche Jahre tritt auch der Frost schon in den ersten Tagen des Novembers ein und hält einen auch zwei Monate an, worauf wieder Regen folgt. Während des Sommers kommen Leute

von den Stämmen im Innern des Landes nach der Küste, das Bort mit Pelzen zu versorgen, und lagern sich dann an einer nahe gelegenen kleinen Bay, wo sie geschützt sind. Es fehlt alsdann nicht an Streitigkeiten mit dem Stamme des Königs Comley. Er hatte ehemals selbst Leute nach dem Innern abgesandt, um mit den dasigen Stämmen Pelzhandel zu treiben, indem er diese von dem Fort unter dem Vorwande entfernt zu halten suchte, dafs die Weifsen schlechte Menschen wären, die sie zu Sklaven machen würden. Die erkauften Pelze verhandelte er nun selbst an die europäische Niederlassung und verdiente nahe die Hälfte dabei. Hr. Corney bemerkt hier, dafs auch an dieser Westküste der Sklavenhandel von den Amerikanern noch stark getrieben werde. Sie kaufen sie nämlich in südlichen Häfen und tauschen dafür im Norden Seeotter- und andere Felle ein.

Die Hauptartikel, für welche von den Eingebornen dieser Küste Pelze eingetauscht werden, sind Gewehre, weifse Wollendecken, Pulver, Kugeln, rothe Farbe (mit welcher sie ihre Gesichter bemalen), Tabak, Glasperlen, Knöpfe und grobes Messing, woraus sie Armbänder, Ringe etc. machen. Auch fertig gemachte Kleidungsstücke werden sehr gesucht, doch sind ihnen kurze Waaren am liebsten. Das Land ist voller Bären, Wölfe, Tigerkatzen, Füchse, Waschbären, Kaninchen, Moschusratten, Waldratten, Rennthiere, Elennthiere, Flufsottern, Biber und anderer Thiere. Die Seeottern werden an den Küsten gefangen und gehen nie den Flufs hinauf.

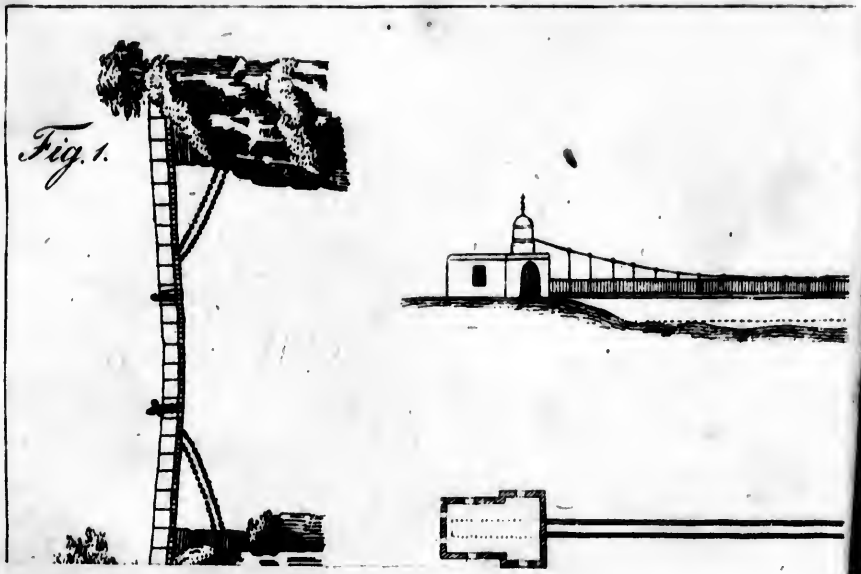
Die Kriegscanots dieser Indier bestehen wie die andern aus ausgehöhlten Bäumen, und sind eben so lang und breit. Vorn und hinten sind oberhalb des Randes 3 bis 4 Fuſs hohe Brustwehren mit Schieſsscharten, aus welchen Pfeile abgeschossen werden.

Was diese Indier vorzüglich in Erstaunen setzt, ist, daſs die weiſsen Leute, welche zu Schiffe ankommen, sogleich jene kennen, die zu Lande her gekommen sind, und daſs ferner die Letztern wieder zu Schiffe nach Hause kehren!

e andern
nd breit,
ufs hohe
le abge-

ist, dafs
sogleich
und dafs
hren!

Tab. I.



III.

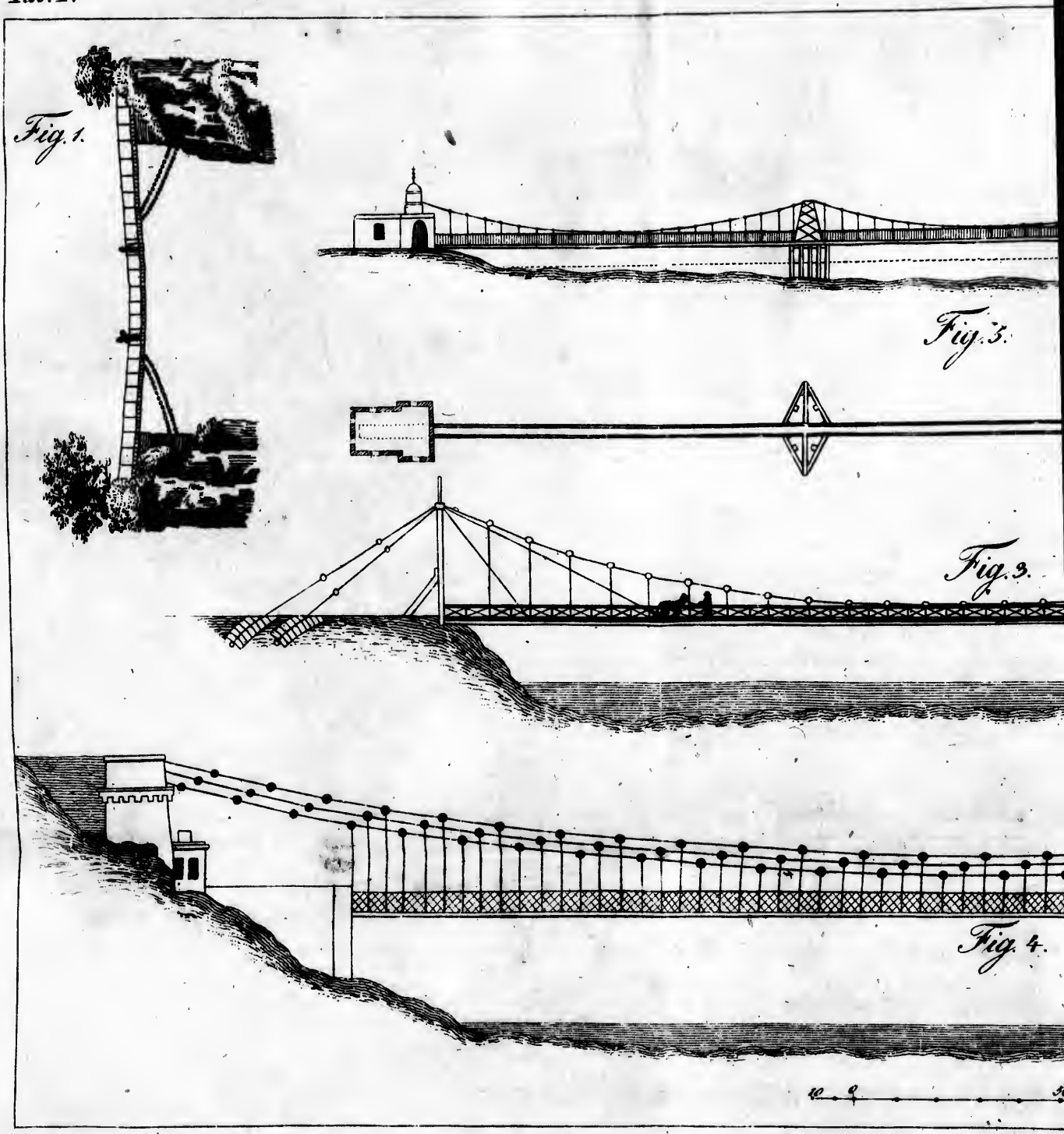
Hangende Brücken, namentlich in England.

(Mit einer Kupfertafel.)

Das Novemberheft der gehaltreichen, zu Genf erscheinen-
n Zeitschrift: Bibliothèque universelle, Jahrgang
22, enthält eine sehr lehrreiche, aus dem Edimburg
ilosophical Journal N. X. u. XI. entlehnte Beschrei-
ng der vorzüglichsten Hangebrücken, welche in der neusten
it an verschiedenen Orten in Grofsbritannien erbaut worden
d. Der Verfasser des Aufsatzes in der englischen Zeitschrift
der Civil-Ingenieur R. Stevenson. Wir halten diesen
satz, obschon er zunächst in die Wasserbaukunde gehört,
h in geographischer Hinsicht für zu merkwürdig, als dafs
Auszug aus demselben nicht einen Platz in diesem Taschen-
he verdienen sollte.

Die Kunst, Brücken zu bauen, oder sich andere Mittel
Ueberganges zu verschaffen, welche dieselben ersetzen,
fste mit der Civilisation beginnen. Noch heutiges Tages ist
en wilden Gegenden Amerika's und Hindostans die gewöhn-

Tab. I.



Zu Sommers Taschenbuch 1824 S. 73.

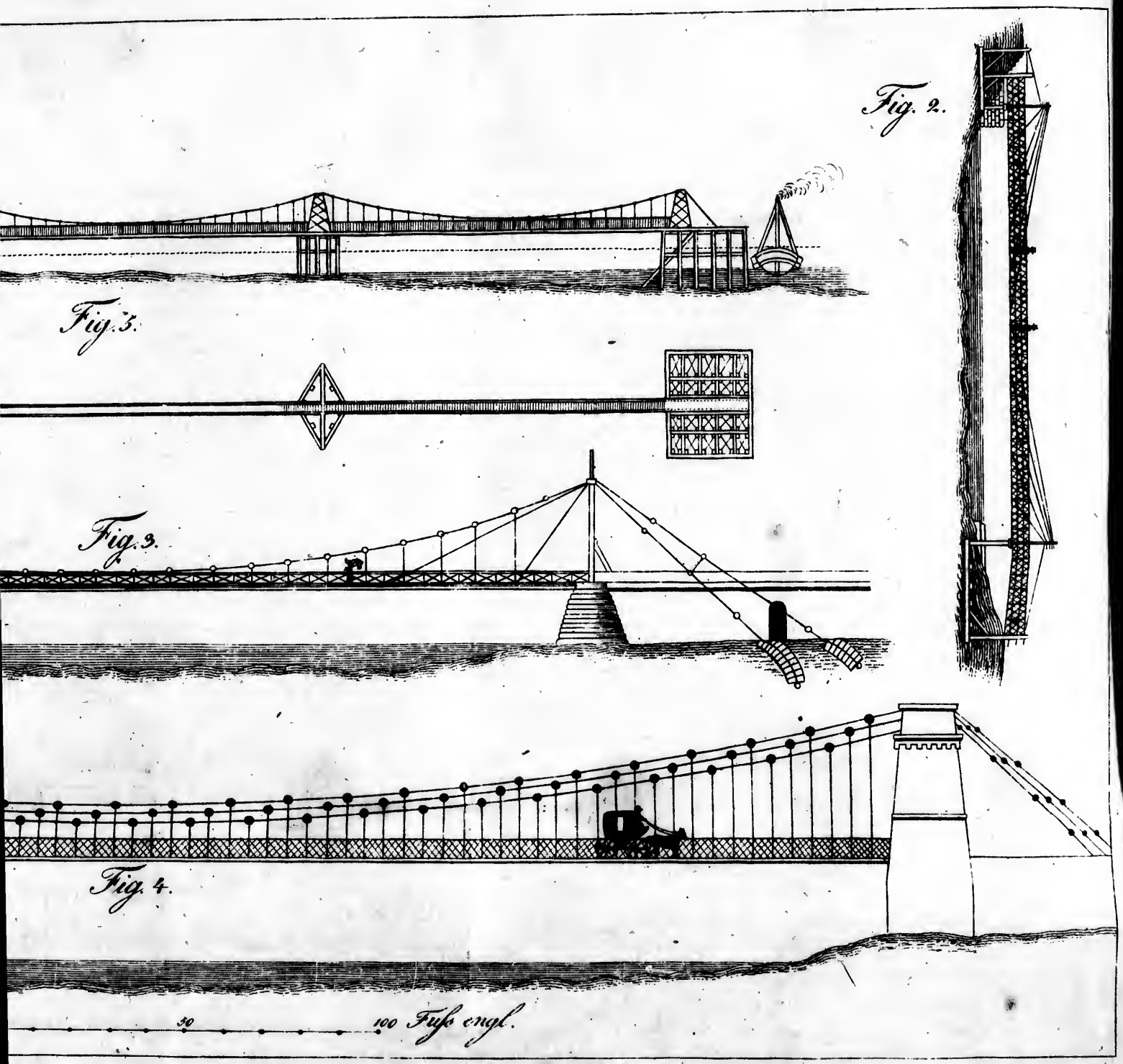


Fig. 2.
Fig. 3.
Fig. 3.
Fig. 4.
50
100 Fuß engl.

liche Art über Flüsse und tiefe Schluchten zu setzen, dafs man mit Hilfe von einem Ufer zum andern gespannter Seile eine Art von Brücke bildet, auf welche sich der Reisende mit seinem Gepäcke in einem Korbe wagt, indefs sein Lastthier durch den Flufs watet, oder sich hilft, wie es in den Giefsbächen kann.

Wäre es andererseits nicht ein Zurückschreiten in eben dieser Civilisation, wenn man diese schönen, so symmetrischen, so gediegenen Mauerbögen verlassen wollte für Hangebrücken mit biegsamen Ketten, welche gleich den rohen Hilfsmitteln wilder Völker ausgespannt sind? Nein, sagt der Verfasser, indem wir die Verdienste der modernen Baukunst völlig anerkennen, sind wir dem sinnreichen Mechanicus Dank schuldig, der, entweder in den Fällen, wo die Maurerkunst unanwendbar wäre, oder in ökonomischer Hinsicht, durch Vorrichtungen, welche vor kurzem noch für unausführbar gehalten worden wären, uns ein sicheres und leichtes Mittel an die Hand gibt, über einen Flufs, oder selbst über einen Arm des Meeres zu setzen.

Brücken mit Schwibbögen von Gufseisen.

Während der letzten Kriege, wo Holz und fremdes Eisen in England zu übermäfsigen Preisen gestiegen waren, wendete man alles an, um das Eisen, das in England erzeugt wird, in Werke aller Art einzuführen. Der Gedanke, Brücken aus Gufseisen zu bauen, bot sich sehr natürlich dar. Die erste

wurde im Jahr 1779 über die Saverne gelegt, nahe bei den Schmelzhütten von Colebrook-Dale, in der Grafschaft Shropshire. Sie bestand aus einem einzigen Bogen von 500 Fuſs im Durchmesser. Diese erste und kühne Unternehmung wurde bald nachgeahmt, und man baute in mehren Provinzen der vereinigten Königreiche Brücken aus gegossenem Eisen; die beträchtlichste derselben ist die über den Wear bei Sunderland, deren einziger Bogen 236 Fuſs im Durchmesser hat *). Später haben wir über die Themse mitten in London eine aus Eisen gebaute Brücke erhalten, deren mittelster Bogen nicht weniger als 240 Fuſs Oeffnung hat. Man hat selbst Bogen von mehr als 500 Fuſs in Vorschlag gebracht; aber diese riesenhaften Baue haben ihre Gränzen, theils in den Ausdehnungen, in welchen sie ausführbar sind, theils in den ungeheuren Kosten, welche sie erfodern. Der Baumeister muſste daher andere Hilfsquellen auffinden, um bei Gelegenheit ein anderes unmittelbares und fortdauerndes Uebergangsmittel an die Stelle der schwankenden, langweiligen und oft gefährlichen Fähre zu setzen. Dieſs ist mit überraschender Einfachheit und Ersparniſs durch die Anwendung der gekrümmten Linie (chainette oder Kettchen)

*) Dieses ist diejenige, an welche der Baumeister ein Schiff aufhing, um alle Furcht über die Gediegenheit derselben zu zerstreuen.

gelungen, deren Eigenthümlichkeiten ehedem von den Meſskünstlern nur als eine mathematische Sonderbarkeit betrachtet worden war, welche aber heut zu Tage, zusammengesetzt aus Ketten von streckbarem Eisen, ein nach unten convergirender Bogen wird, eine umgestürzte Wölbung, welche fähig ist, gradlinige Brücken zu tragen, und mit welcher man, in den meisten Fällen mit Vortheil, die gewöhnlichen Mauerbogen ersetzt.

Kettenbrücke zu Winch.

Die ältesten Hangebrücken, von welchen man Kenntniſs haben mag, sind die in China, wo sie in groſser Menge vorhanden seyn sollen. Der Major Rennel beschreibt eine dieser Art über den Sampos in Hindostan, ohngefähr 600 Fuſs lang; aber man nimmt an, daſs die erste in England erbaute Kettenbrücke die bei Winch über den Fluſs Tees gewesen sei, der die Grafschaften Durham und York von einander trennt. Sie ist beschrieben und der Abriſs derselben gezeichnet in den Alterthümern von Durham, von Hutchinson herausgegeben zu Carlisle 1794. Da dieses Buch sehr selten, und fast die ganze Ausgabe durch einen Brand vernichtet worden ist, so hat sich dasselbe der Verfasser dieses Artikels durch Erborgung von einem Freunde verschafft, welcher ihm erlaubte, die Zeichnung, welche man bei Fig. 1. sieht, abdrucken zu lassen. „Die Umgebungen des Flusses bieten die verschiedensten Landschaften dar,“ — sagt Hut-

chinson — „schöne Wasserfälle, sehr malerische Felsen, Grotten u. s. w. Ohngefähr 2 Meilen oberhalb Middleton, an einem Orte, wo der Flufs sich von Fall zu Fall stürzt, sieht man eine Hangebrücke, die mit Ketten an beiden Ufern in einer Höhe von 60 Fufs über der Tiefe an den Felsen befestigt ist; sie ist für Fufsgänger und besonders für Bergleute bestimmt, welche in jener Gegend zahlreich sind; diese Brücke hat nicht viel über 2 Fufs Breite; nur auf einer Seite ist eine Schranke angebracht, und man empfindet beim Hinübergehen ein Schaukeln, das für Fufsgänger, die nicht daran gewöhnt sind, sehr unangenehm ist; mehre wagen sich gar nicht darauf.“ Der Verfasser bedauert, die Zeit ihrer Erbauung nicht genau bestimmen zu können; aber nach guten Zeugnissen findet er Gründe zu glauben, dafs sie nicht über 1741 hinaufsteige.

Hangebrücken, welche in Amerika *) errichtet worden sind.

Man liest in einer Abhandlung über Brücken, die im Jahr 1811 in New-York von Hrn. Pope, dem Architekten dieser Stadt, herausgegeben wurde, dafs es zu jener Zeit in verschiedenen Gegenden Amerikas 8 Hangebrücken mit

*) Das heifst: Nord-Amerika, oder insbesondere die Vereinigten Staaten.

D. H.

Ketten gebe. Was die Frage über eine frühere Zeit in Bezug auf diese Art des Bauens betrifft, so ist es ausgemacht, dafs Pope das Werk Hutchinson's anführt und eine Beschreibung der Brücke zu Winch gibt. Aufserdem scheint es noch nach seinem Werke, dafs die amerikanische Regierung im Jahre 1808 die Erlaubnifs zu Errichtung von Hängebrücken ertheilte. Herr Pope beschreibt eine dieser Art, die im Jahre 1809 über den Flufs Merrimak im Staate Massachussett erbaut wurde, und aus einem Bogen von 244 Fufs besteht. Die Brücke selbst hangt zwischen 2 Ufermauern von 37 Fufs Höhe, und auf jeder derselben ist ein gezimmertes Gerüst von 35 Fufs aufgeschlagen. 10 Ketten, jede von 516 Fufs Länge sind zwischen den Ufermauern ausgespannt, und das Ende einer jeden ist ziemlich tief in den Boden befestigt, wo sie von sehr grofsen Steinen festgehalten werden. Zwei Wagen können auf dieser Brücke neben einander fahren; ihre Breite beträgt 30 Fufs. Drei Ketten bilden das Geländer an jeder Seite und 4 in der Mitte, welche den Weg der Fufsgänger bezeichnen, sichern diese vor den Wagen. Die Kosten dieses Baues beliefen sich, wie man sagt, auf 20,000 Piaster, und die Brücke ist berechnet für eine mögliche Last von 500 Tonnen (10,000 Centnern).

In Vorschlag gebrachte Brücke zu Runcorn.

Obgleich diese Unternehmung in dem Augenblicke, wo wir dieses schreiben, nur noch in einem Entwurfe besteht, so

ist doch die Auffassung desselben so kühn, dafs sie bekannt zu werden verdient. Man verdankt sie einigen reichen Gewerbsherren von Liverpool, welche einem der geschicktesten Baumeister in England, dem Herrn Telford, vorgeschlagen haben, eine Brücke über den Flufs Mersey, bei seiner Mündung in den Ocean, unweit Runcorn (gegen 20 Meilen von Liverpool), zu bauen. Diese Brücke von einem einzigen Bogen soll gegen 1000 Fufs Länge haben, und wenigstens 60 Fufs über das Wasser bei hoher See erhoben seyn, damit alle Schiffe, von welchen der Flufs bei der Lebhaftigkeit des Handels bedeckt ist, ungehindert durchlaufen können. Wir haben Ursache zu glauben, dafs die erste Idee zu dieser aufserordentlichen Unternehmung im Jahre 1813 gefafst worden sei, wo der Arbeitslohn sehr niedrig stand, und wo eine grofse Zahl Arbeiter in der Grafschaft Lancaster brodlos war. Ein Ausschufs der Theilnehmer verschaffte sich mehrere Pläne und Entwürfe, unter welchen eine Hangebrücke den Vorzug erhielt; die Herren Brown, königlicher Marine-Ingenieur, und Telford hielten beide die Sache für unausführbar. Letzterer machte einen umständlichen Bericht über den Gegenstand, und begleitete ihn mit einem Plane, welcher nach der Art der Ausführung, die man anzunehmen für rathsam halten würde, die Kosten nach der einen Verfahrungsart zu 63,000 Pfund Sterling, nach der andern zu 85,000 Pf. St. angab.

Kettenbrücke über den Menaï.

Die Meerenge Menaï, welche die Insel Anglesey von der Grafschaft Caernarvon trennt, ist den Reisenden, welche von England nach Irland über Holyhead und Dublin gehen und von dort kommen, ein grofses Hindernifs; man setzt über dieselbe bei Bangor auf einer sehr unbequemen Fähre, welche mit vielem Vortheile durch eine Brücke zu ersetzen seyn würde. Zu diesem Zwecke hat man verschiedene Entwürfe und Pläne gemacht; und nach den verschiedenen Systemen für die Ausführung beliefen sich die Kosten der Unternehmung von einem Minimum von ohngefähr 128,000 Pf. St. bis zu einem Maximum von 268,000 Pfund Sterling. Aber der, für welchen man sich bestimmt hat, und nach dem man in voller Arbeit ist, ist eine Hängebrücke mit Ketten; die Entfernung von einem Hangepunkte bis zum andern beträgt 560 Fufs und der Ueberschlag zur Ausführung beläuft sich auf 70,000 Pf. Sterling. Man hat schon nach demselben Mafsstabe eine Brücke über die Tweed gebaut (von welcher wir bald sprechen werden).

Wir gehen jetzt zu der Auseinandersetzung der Fortschritte des Brückenbaues in schmiedbarem Eisen über und wenden uns hier zuerst nach Schottland, einer Gegend, wo diese Kunst ihre erste Entwickelung in Grofsbritannien erhalten hat.

Brücke zu Galashiel aus Eisendraht.

Herr Richard Lees, Besitzer einer grofsen Tuchmanufaktur, welche die beiden Ufer des Flusses Gala einnimmt, kam im Jahre 1816 auf den Gedanken, die Verbindung zwischen beiden Ufern, in einem Zwischenraume von 111 Fufs, durch eine Brücke aus Eisendraht zu erleichtern; das Unternehmen hatte ganz den gewünschten Erfolg, und diese Brücke kostete nur 40 Pf. St. Ihr Bau war zwar nur für eine kurze Zeit dauernd und unvollkommen; aber sie war die erste dieser Art, welche in Grofsbritannien hergestellt wurde, und bot praktisch das erste Beispiel von der Zähheit des Eisens, wenn es auf diese Weise verwendet wird, und von dem Vortheile, welchen man daraus bei manchem durch die Ortsbeschaffenheit erschwerten Zugange ziehen könnte, dar.

Brücke aus Eisendraht bei Kings meadaws.

Man sieht (Fig. 2.) einen Abrifs dieser über die Tweed, unterhalb Peebles, errichteten Brücke. Sie hat 110 Fufs Länge und 4 Fufs Breite, und stöfst an ein ziemlich geschmackvolles Gebäude. Diese Brücke wurde von den Edimburger Ingenieurs, den Herren Redpath und Brown, um den Preifs von ungefähr 160 Pf. St. unternommen und aufgeführt.

Die Stützen auf beiden Seiten des Flusses sind 2 hohle Cylinder aus gegossenem Eisen, von 9 Fufs Höhe, 8 Zoll Durchmesser und $\frac{3}{4}$ Zoll Metalldicke. Sie haben, einer von

dem andern, 4 Fuſs Entfernung; eine Stange aus geschmiedetem Eisen ist in jedem eingesetzt, und an diese sind durch Riegelnägel mit Schraubenmuttern die Hangedrähte befestigt, deren Durchmesser ohngefähr $\frac{3}{10}$ Zoll ist. Die dicken Röhren ruhen unten auf einem Gerüste von Grundpfählen. Sie bilden gleichsam die Pfosten des Eingangsthores zur Brücke und sind gegen ihren Zug nach innen durch schräg laufende Arme von $\frac{3}{4}$ Zoll Durchmesser, die in Riegelnägel mit Schraubenmuttern ausgehen, aufrecht gehalten.

Der Fuſsboden wird getragen von Einfassungen aus geschmiedetem Eisen, auf welchen 6 Zoll breite und $1\frac{1}{2}$ Zoll dicke Breter aus Tannenholz angeschraubt sind. Aufrechtstehende Eisenstäbe, welche von oben in eine hölzerne Barriere auslaufen, bilden die Brustlehnen. Die Riegelnägel mit Schraubenmuttern haben 1 Zoll Durchmesser und sind 42 an der Zahl; durch ihr Anziehen und Schlieſsen befestigen sie auſserordentlich das ganze Werk, welches, wenn man versucht es zu rütteln oder in Schwingungen zu bringen, einen solchen Widerstand zeigt, daſs daraus auf eine groſse Festigkeit der Bildung zu schlieſsen ist. Man erprobte dieſs, indem man die Brücke mit so vielen Menschen belastete, als sie nur fassen konnte, und sie doch kein Zeichen der Biegung gab.

Brücke aus Eisendraht, zu Thirstane.

Der Capitain Napier hat bei seinem Schlosse Thirstane über den Fluſs Etterick eine Brücke aus Eisendraht, ohngefähr von 125 Fuſs Länge, bauen lassen.

Die 3 Brücken, welche eben beschrieben worden sind, hangen an Armen von Eisendraht, welche, so wie man bei Fig. 2. sieht, indem sie von der Spitze der aufrecht stehenden Stäbe ausgehen, von da strahlenförmig ablaufen, und, in verschiedenen schiefen Richtungen, ein jeder insbesondere, bis auf den Grund der Brücke reichen. Man hat also bei keiner dieser 3 Bauarten den Grundsatz eines Seiles angewandt, welches von einem Ende zum andern gespannt wäre, indem man die Krümmung, Kettchen (chainette) genannt, angenommen und an diese die Brücke gehängt hatte.

Man befolgte anfangs den Plan, dessen Fehler bei der Kettenbrücke von Dryburg über die Tweed angezeigt werden wird. Sie hat 260 Fuſs Länge von einem Hangepunkt bis zum andern, und 4 Fuſs Breite. Sie wurde von den Architekten John und W. Smith auf Kosten des Herzogs von Buchan errichtet und kostete 720 Pf. St. Ihr Bau war in 4 Monaten (im J. 1817) beendigt, und man bestimmte sie für Fuſsgänger so wie für Pferde, die an der Hand geführt würden.

Ein schon bemerkter Hauptfehler bei dieser Bauart zeigte sich sehr bald. Die Ketten, deren jede strahlenförmig abgesondert von den Hangepunkten ausgeht, um sich mit der Grundlage der Brücke zu verbinden, waren in verschiedenen Zwischenräumen bis zur Mitte ungleich ausgespannt, und bildeten Kettenabschnitte von ungleichen Strahlen. Diejenigen, welche lockerer gespannt waren als die andern, waren schnelleren Schwingungen ausgesetzt, und so, daſs 3 oder 4 Perso-

nen, welche sich sehr zur Unzeit das Vergnügen machten, diese Bewegungen aufs Höchste zu bringen, in dem Ganzen eine solche Schwingung verursachten, dafs eine der längsten strahlenförmig laufenden Ketten nahe an ihrem Hangepunkte zersprang. Man besserte sie aus, aber am 15. Jan. 1818 brachte ein sehr heftiger Windstofs in der ganzen Fügung Schwingungen von solcher Heftigkeit hervor, dafs die beiden längsten Strahlenketten zersprangen und das Ganze völlig zerstört wurde. Alle Zeugen des Vorfalls stimmten darin überein, dafs die Bewegungen der Brücke, welche in verticaler Richtung schwankte, wenigstens eben so stark gewesen seien, als ihr laterales Schwanken, und dafs diese Erschütterungen jedermann, der sich während dieses Zustandes auf die Brücke gewagt hätte, von der Tiefe in die Höhe über die Barriere geschleudert haben würden.

Der Vorfall machte grofses Aufsehen; mehre Theilnehmer an dem Plane der Brücke von Runcorn machten auf diese Veranlassung die Reise von Liverpool nach Dryburg, um die Ursachen und Umstände in der Nähe zu untersuchen. Jedoch war die während 6 Monate gemachte Erfahrung über die Vortheile dieser Brücke so entscheidend, dafs Lord Buchan den Muth nicht verlor; er liefs sogleich Hand ans Werk legen, und nach einem bessern Systeme, und mit einer hinzugefügten Summe von 200 Pf. St. wurde die Brücke in weniger als 3 Monaten dem Publikum wieder eröffnet; sie war diesmal nach dem Principe der krummen Linie (chainette)

gebaut. Man sieht sie bei Fig. 3. vorgestellt. Der Fufsboden ist durch senkrechte Stäbe von verschiedener Länge an ausgespannte Ketten gehängt, welche ihre natürliche Krümmung nehmen. Man hat den Fehlern, welche die Erfahrung bezeichnet hatte, abgeholfen; man hat alle Ringe, in welche die Ketten ausgehen, gelöthet; man hat die beiden Brustwehren aus starkem hölzernen Gitterwerk gebildet, welches sich sehr kräftig jener Schwingung, deren verderbliche Wirkung sich bei dem Sturme gezeigt hatte, in senkrechter Richtung entgegensetzt; endlich hat man auch an den Fufsboden der Brücke Seiten-Taue befestigt.

Diese neue Brücke besteht aus 4 Hauptketten, welche paarweise zwischen den Hangepunkten nach dem nämlichen horizontalen Plane angebracht sind. Der untere Theil der Krümmung eines jeden Paares reicht bis zu der Höhe des Seitengitterwerkes herab, so dafs sie, wie man es bei der Figur sieht, mit einander verbunden sind. Ein jedes Kettenglied ist ein cylinderförmiger Stab Eisen, ohngefähr von 10 Fufs Länge, und $\frac{3}{8}$ Zoll Durchmesser; die gelötheten Ringe, in welche jedes Kettenglied ausgeht, sind durch kurze ovale Ringe verbunden, sie haben ohngefähr 9 Zoll. Die senkrechten Stäbe, welche die Brücke an den Ketten festhalten, haben $\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser; jene hangen in den Ringen, durch welche diese laufen, mittelst eines verdickten Kopfes, der nicht aus denselben herausschlüpfen kann; und an ihrem untern Ende haben sie eine ausgebohrte Schraubenmutter, und tragen

durch diese die eisernen Bänder, welche den Boden der Brücke halten.

Die Hangepunkte ruhen auf gradestehenden Stützen, welche 28 Fuſs über die Fläche des Fuſsbodens emporstehen; sie sind aus Memelischem Tannenholze und paarweise aufgerichtet. Sie haben zwischen einander einen Raum von 9 Fuſs als Zugang zur Brücke. Oben sind sie durch einen starken Querriegel verbunden, auf welchem die Ketten ruhen, und von wo aus sie ihre Krümmung nehmen.

Die Kettenpaare stehen am Zugange zur Brücke 12 Fuſs von einander ab, aber sie convergiren gegen ihre Mitte hin, und sind da mit den Seitenstäben verbunden, in einer Entfernung von nur $4\frac{1}{2}$ Fuſs eine von der andern, und dieſs ist die Breite der Brücke. Diese schiefe Richtung ist dazu bestimmt, ihnen bis auf einen gewissen Punkt die Function von Tauen gegen die Seitenbewegung des Werkes zu geben. Der Verfasser der Beschreibung glaubt, daſs es besser gewesen seyn würde, sie parallel laufen zu lassen.

Der Boden der Brücke ist im Sommer 18 Fuſs über der Oberfläche des Wassers. Er ist an beiden Ufern aus zwei Tannenklötzen gebildet, welche durch Querzapfen verbunden, mit quer gelegten Bretern bedeckt sind und zwischen einander einen Raum von ohngefähr $\frac{3}{4}$ Zoll für das Ablaufen des Wassers lassen. Zwei Ketten aus cylinderförmigen Gliedern von 1 Zoll Durchmesser sind unter diesem Boden von einem Ende zum

andern ausgespannt, um dadurch noch eine Vermehrung der Sicherheit zu verschaffen.

Die Ketten, welche bestimmt sind, gegen den Druck derjenigen, welche die Brücke tragen, ein Gegengewicht zu bilden, sind aus cylinderförmigen Eisenstäben von 1 Zoll Durchmesser; sie reichen ziemlich tief in die Erde hinab, und gehen durch grofse platte Steine, welche mit einer Masse Mauerwerk in Form eines Bogens belastet sind, und die Stelle des Ballastes vertreten.

Man machte während der Erbauung der Brücke zu Dryburg eine Bemerkung, welche angegeben zu werden verdient. Es zeigte sich nämlich, dafs die gekrümmte Form der Ketten, wenn diese nur ihr eigenes Gewicht zu tragen hatten, eine andere war, als wenn man den Fufsboden der Brücke, an sie befestigt hatte. Am Ende dieser Ketten blieben von der einen und der andern Seite, und in der Mitte der Brücke, die Hangepunkte nach ihrer Belastung unbeweglich; aber zwischen der Mitte und der beiderseitigen Ufermauer bildete der Fufsboden merklich 2 Krümmungen, deren Abweichung ohngefähr 7 Zoll betrug. Man half leicht diesem Fehler ab, indem man so viel als möglich die Hangestäbe abkürzte.

Die Unions-Brücke.

Diese Brücke wurde über die Tweed, bei Norham-Ford, ohngefähr 5 Meilen von Berwick erbaut. Man sieht Fig. 4. die Skizze davon. Sie wurde im Monat August 1819

angefangen und den 26. Juli 1820 beendigt. Drei Jahre würde man zugebracht haben, um eine steinerne Brücke von der nämlichen Ausdehnung zu errichten. Ihr Baumeister war S. Brown, Capitain der königlichen Marine, derselbe, welcher mit so glücklichem Erfolge im militärischen und kaufmännischen Seewesen den Gebrauch von Ankerketten eingeführt hat.

Der Fufsboden dieses kühnen Baues ist aus Holz, mit eisernen Gleisen als Schutzmittel gegen die Räder versehen. Er hat 18 Fufs Breite und 381 Fufs Länge. Die der Länge nach gelegten Balken haben 15 Zoll Tiefe und 7 Zoll Dicke; die quer gelegten Breter haben 12 Zoll Breite und über 3 Zoll Dicke. Diese grofse ebene Fläche hangt in einer Höhe von 27 Fufs über dem Flusse (im Sommer); sie erhebt sich gegen die Mitte ihrer Länge ungefähr 2 Fufs, und aufserhalb der beiden Seiten hat man einen Kranz von 15 Zoll Dicke angebracht, welcher, abgesehen von der Zierde, welche er hervorbringt, dem Ganzen eine sehr grofse Festigkeit giebt.

Die senkrechten Stäbe, an welchen die Brücke hangt, haben 1 Zoll Durchmesser; sie gehen aber, in Gestalt eines Keiles, in Stücke aus gegossenem Eisen, welche man Sattel nennt und welche auf der Verbindung der Kettenglieder ruhen. Diese Stäbe gehen mit ihrem untern Ende durch eine eiserne Einfassung von 3 Zoll Dicke, welche alle Balken in der ganzen Länge der Brücke zusammenhält und welche von den senkrechten Stäben durch Schrauben festgehalten werden.

Die Hauptketten sind an der Zahl 12, paarweise, die einen über die andern, zwischen den Hangepunkten einer jeden Seite der Brücke angebracht. Alles diefs Eisen wurde aus dem besten von Wallis gewählt. Die Kettenglieder sind cylinderförmig und von ungefähr 2 Zoll Durchmesser; ihre Länge ist 15 Fufs; sie haben an jedem Ende eine Ausbauchung, durch welche ein Loch geht, welches einen ovalen, querliegenden Riegelnagel aufnimmt, der über beide Seiten herausgeht und $2\frac{1}{4}$ bis $2\frac{1}{2}$ Zoll in seinen beiden Durchmessern hat. Zwei zusammenstofsende Kettenglieder sind immer durch starke Ringe verbunden. Die senkrechten Stäbe hangen einer um den andern an jedem Kettenpaare, so dafs sie gleich gespannt sind und die Kettenglieder nichts von dem Druck leiden, der aus der Last, welche sie tragen, hervorgeht.

Die Zwischenräume von 5 Fufs, welche zwischen jedem dieser senkrechten Stäbe statt finden, sind bis zu einer Höhe von 5 Fufs mit viereckigen eisernen Gittern versehen, welche eine starke Barriere zur Sicherheit des Gehenden bilden und zur Haltbarkeit des Ganzen beitragen.

Obgleich die eigentliche Brücke nur ungefähr 561 Fufs Länge hat, so haben doch die Hauptketten nicht weniger als 432 Fufs, von einem Hangepunkte bis zum andern. Sie machen vom Ausgangspunkte an einen Winkel von 12 Graden mit der Horizontal-Fläche, und ihre geringste Neigung ist ungefähr 1 Fufs auf 7 Fufs Länge. Der Sinus versus von

dem Mittelpaare ist ungefähr 26 Fuſs. Diese 12 Ketten mit den ihnen zugehörigen Stücken wiegen jede ungefähr 20 Tonnen und das Gewicht der ganzen Brücke, von einem Hangepunkt bis zum andern, beläuft sich auf 100 Tonnen (2000 Centner).

Auf dem schottischen Ufer des Flusses gehen die Ketten über einen Mauer-Pfeiler, von 60 Fuſs Höhe und 9 Fuſs Breite in der Mitte, und $17\frac{1}{2}$ Fuſs Dicke; seine Basis ist parallelepipedisch bis zu einer Höhe von 20 Fuſs und wird in der Folge pyramidenförmig, in dem Verhältnisse von 1 Fuſs Neigung zu 12 Fuſs in horizontaler Richtung. Dieser Pfeiler ist durchbrochen von einem gewölbten Thore von 12 Fuſs Breite bei 17 Fuſs Höhe, welches den Zugang zur Brücke bildet. Jedes Kettenpaar geht durch diesen Pfeiler durch Oeffnungen, welche 2 Fuſs eine von der andern in verticaler Richtung abstehen; und da sie hier über Rollen gehen, so sind ihre Glieder an diesem Theile, so viel als nöthig ist, abgekürzt, damit sie diese Rollen gehörig umfassen können; von da fallen nun die Ketten schräg abwärts in den Boden, bis zu einer Tiefe von 24 Fuſs, wo sie durch sehr groſse Platten aus gegossenem Eisen gehen, unter welchem sie durch querliegende Riegelnägel verschlossen sind, deren elliptischer Durchschnitt 3 bis $3\frac{1}{2}$ Zoll beträgt. Diese Platten haben 6 Fuſs Breite, 5 Fuſs Länge und 5 Zoll Dicke in der Mitte, welche am Rande bis auf $2\frac{1}{2}$ Zoll abnimmt. Man belastet sie mit Steinen und andern schweren Körpern bis zur wagerechten Fläche des Bodens.

Auf der Seite der Tweed in England ist der Pfeiler, welcher die Ketten trägt, auf einem Sandsteinfelsen erbaut und hat nur 20 Fuſs Höhe; seine übrige Ausdehnung ist die nämliche, wie die des vorhergehenden. Die Ketten gehen hier nicht über Rollen, sondern über gegossene Eisenplatten. Die Platten des Ballastes sind von der nämlichen Ausdehnung wie die andern, aber man hat sie in den Felsen befestigt, fast an der Oberfläche des Pfeilergrundes, und hat ihnen eine so schräge Lage gegeben, daſs ihre Fläche fast perpendiculär ist mit der Last, welcher sie widerstehen sollen. Sie stützen sich überdieſs gegen einen horizontalen Mauerbogen, dessen Grundlagen nach Art eines Schwalbenschwanzes in die Masse des Felsens gefügt sind. Von dieser Seite kommt man zu der Brücke, ohne durch den Pfeiler zu gehen. Der Uebergang über dieselbe wurde den 26. Juli 1820 eröffnet.

Der Anblick, welchen dieser schöne Bau darbietet, ist im höchsten Grade interessant. Seine weite Ausdehnung, seine Leichtigkeit, seine zierliche Krümmung haben ihn mit vollem Rechte zum Gegenstande der Vergleichung mit einem Regenbogen gemacht. „Wir können,“ sagt der Verfasser, „die Neugierigen, welche bloſs in der Absicht um ihn zu besehen, die Reise unternehmen, versichern, daſs sie kein Bedauern darüber empfinden werden. Er verdient die Theilnahme des ganzen Landes auch noch aus einem andern Gesichtspunkte, nämlich als ein groſser Schritt, der zur Vervollkommnung einer Kunst von auſserordentlichem Nutzen gemacht worden

ist. Der Baumeister vom Fach sieht hier die erste in England erbaute Hangebrücke, welche Wagen trägt; endlich muſs das Beispiel, welches von Hrn. Molle und den groſsen Grundeigenthümern der angränzenden Grafschaften (Berwick und Northumberland), durch eine eben so schöne als nützliche Unternehmung, welche schnell und glücklich zu Ende geführt wurde, gegeben worden ist, überall, wo Oertlichkeiten die Erbauung steinerner Brücken, oder von Wölbungen aus Guſseisen schwierig oder unsicher machen, den Gedanken an gleiche Baue erregen; selbst auch da, wo ökonomische Rücksichten beobachtet werden müſsten; denn sie sind zu Gunsten der Hangebrücken."

Dieser Bau wurde vom Capitain Brown unternommen und für eine Summe von 3000 Pf. St. ausgeführt, indeſs eine steinerne Brücke von der nämlichen Gröſse viermal so viel gekostet haben würde. Die Gesellschaft der Theilnehmer an dem Baue war von der Uneigennützigkeit und den glücklichen Bemühungen dieses geschickten Ingenieurs so befriedigt worden, daſs sie ihm eine Summe von 1000 Guineen noch über den festgesetzten Preis zugestand.

Hier wollen wir der vom Verfasser dieses Artikels gegebenen Beschreibung noch die eines ähnlichen Werkes von gründlicherer Ausführung und gröſserem Nutzen hinzufügen. Wir ziehen sie aus dem folgenden Hefte dieses Edimburger Journales über Physik, welches uns den gegenwärtigen Artikel geliefert hat, und bemerken dabei, daſs sich diese Brücke

durch eine besondere und neue Anordnung auszeichnet; alle andere haben die Hangeketten unter sich, diese hat sie über sich; was die bis zu einer gewissen Höhe errichteten Stützen aus Mauerwerk unnöthig macht, und die Mittel, das Ende der Ketten sehr dauerhaft in den Boden zu befestigen, leicht an die Hand giebt.

Der Bau, von dem wir eben sprechen wollen, ist nicht eine eigentliche Brücke, sondern ein hangender Damm, der anstatt eines steinernen errichtet worden ist und in dem Hafen Newhaven, bei Edimburg, über den Arm des Meeres führt, der gewöhnlich Frith of Forth genannt wird, ein Damm, über dessen Gebrauch zur Anlegung kleiner Fahrzeuge ein Prozefs entstanden und der auch aufserdem noch bei grofsen Stürmen nicht ohne Gefahr war. Die grofse Gesellschaft derer, welche bei der Schiffahrt von London nach Leith, Edimburg und Glasgow interessirt sind, wandte sich wegen der Erbauung eines hangenden Damms an den Capitain Brown. Die Unternehmung wurde im Laufe des letzten Jahres unternommen und beendigt. Er ist in Fig. 5 vorgestellt. Man hat ihm den Namen Trinity-Damm gegeben, nach dem Titel der Gesellschaft, welche das Materiale für die vorzüglichsten Häfen Englands besorgt.

Die Länge dieses Dammes ist 700 Fufs; seine Breite beträgt 4 Fufs; er enthält 3 gleiche Theile, jeden von 209 Fufs, ohne die dazwischen stehenden Stützen; und der Boden der

Brücke ist 10 Fuſs über der Wasserfläche bei hoher See. Er geht in einen Kopf oder plattgeformten Ankerpunkt, von 60 Fuſs Breite und 30 Fuſs Länge aus und wird von 46 Pfählen getragen, welche 8 Fuſs tief in ein Bett von harter Thonerde eingerammt sind. Die Köpfe der Pfähle sind durch querlaufendes Zimmerwerk in rechten Winkeln und Diagonallinien verbunden, auf welchen ein 2 Zoll dicker Fuſsboden von Eichenholz ruht. — Die vordere Seite dieser Platte ist der groſsen Oeffnung des Meerbusens gegenüber und nimmt die Wellen auf, die von offener See kommen; auf der andern Seite muſs sie dem ganzen Zug der Brücke Widerstand leisten; auch hat man sie von hinten stark durch Arme oder Strebepfeiler gestützt, welche schräg in den Boden laufen. Die Pfeiler oder eingeschobenen Stützen haben nur das Gewicht der Brücke und ihrer Hangeketten in ihrer verhältnisſmäſsigen Vertheilung zu tragen, und ihr Flächenraum reicht hin, um die aufrecht stehenden Stäbe aus Guſseisen zu stützen, welche die Ketten tragen.

Der erste Pfeiler ist auf das feste Land gegründet, er ist ein fester Pfeiler aus Mauerwerk, von 6 Fuſs im Viereck und 20 Fuſs Höhe. Die Stangen, welche die Ketten tragen, gehen rückwärts in die Tiefe, in einem Winkel von 45 Graden und reichen tief in den Boden, wo sie an gegossene Eisenstücke von der Gestalt eines Ankers, Champignon genannt, befestigt und mit schweren Körpern bis zur wagerechten Fläche des Bodens belastet sind. Der Pfeiler ist auch

gegen den Zug der Brücke durch Stangen gestützt, welche sich in einem gleichen Winkel von 45 Graden neigen und durch Zapfen in einem Querbalken befestigt sind, welcher auf einem Gerüste von eingerammten Pfählen ruht.

Die Kettenglieder sind doppelte Stangen von $\frac{7}{8}$ und $\frac{3}{4}$ Zoll Durchmesser, die auf eine sehr gediegene Weise verbunden sind. Die Kette nimmt eine Krümmung, deren Sinus versus oder Querstütze ohngefähr 14 Fuſs in jeder der drei Abtheilungen beträgt. Die horizontalen Stücke, welche von diesen Ketten getragen werden und welche die Brücke bilden, haben 3 Zoll Höhe und gegen $\frac{3}{4}$ Zoll Dicke; sie sind in gerader Linie stark verbunden und durch verticale Riegel an die Ketten gehängt in einer zu der Krümmung passender Länge. Die Brücke ist mit eichenen Bretern von 2 Zoll Dicke belegt und auf beiden Seiten mit einem niederen Kranz und einem eisernen Gitterwerk darüber von 4 Fuſs Höhe, eingefaſst.

Der Erbauer dieses schönen Werkes hat mehre Hundert Versuche über die Zähheit des Eisens gemacht, um den verschiedenen Theilen seines Systemes die für jeden passende Haltbarkeit zu geben. Er hat demnach gefunden, daſs ein eiserner Cylinder von $1\frac{3}{4}$ Zoll Durchmesser, seiner Länge nach ausgespannt, durch ein Gewicht von 1470 Centner zerbricht, und daſs er durch die Wirkung von ungefähr $\frac{3}{5}$ dieser Last sich zu verlängern anfängt. Demzufolge hat er seine Ketten durch ein Gewicht von 882 Centner oder 40 Tonnen

geprüft; und nach der Erbauung der Brücke hat er diese ohne Nachtheil mit 21 Tonnen, aufser der gewöhnlichen Last der Darübergehenden beladen, eine wahrscheinlich gewichtigere Probe als Alles, was sie jemals zu tragen haben wird.

Er erörtert nun den Vorzug, der den nach den dargestellten Grundsätzen erbauten Dämmen vor denjenigen aus Mauerwerk zu geben sei; und entscheidet sich aus sehr triftigen Gründen zu Gunsten der erstern, wenn es sich blofs darum handelt, das Anlegen der Schiffe zu erleichtern und zu sichern. Man kann sich denen aus Steinen bei hoher See ohne die gröfste Gefahr nicht nähern, während die fast völlige Offenheit ersterer die Wellen ohne Brandung durchrollen läfst; noch mehr, jene Art Gitterwerk, welche die Plattform ihnen entgegenstellt, bricht sie so wirksam, dafs man unter dem Winde ohne Schwierigkeit bei jedem Wetter daselbst anlegen kann. Auch in ökonomischer Rücksicht verdient diese Bauart vor vielen den Vorzug; und was ihre Dauer betrifft, so kann man sie für eine unendliche Zeit verlängern, wenn man die Piloten in dem Mafse, wie sie zu Grunde gehen, mit leichter Mühe durch neue ersetzt.

Die Erfahrung über diese Eigenschaft der Gitterwerke, welche die Hangebrücken tragen, die Wellen zu brechen, führte den Erbauer auf die Idee, ähnliche Dämme in den Umgebungen der Dünen an der Mündung der Themse zu errichten, einem Orte, an dem das Meer bei grofsen Stürmen sich mit solcher Heftigkeit bricht, dafs die kühnsten Seeleute

von Deal, ungeachtet ihres Eifers und ihrer bekannten Aufopferung, es doch nicht wagen können, dem in Noth gerathenen Fahrzeuge zu Hilfe zu kommen. Ueberdiefs müfste man noch an den äufsersten Enden dieser Dämme Schaluppen haben, welche, wie an den Schiffen, angehängt und in wenigen Minuten Tag wie Nacht bereit wären, mit ihrer Mannschaft in See zu gehen.

Indem wir hier den Auszug aus dem ersten dieser beiden Aufsätze, welche uns beschäftigen, wieder vornehmen, ziehen wir daraus in der Kürze den Gehalt der Betrachtungen über Zähheit des Eisens, mit welcher Hr. Stevenson seine interessante und nützliche Schrift beschliefst. Nach dem Resultate seiner Erfahrungen glaubt er, dafs er, indem man einer Stange aus geschmiedetem Eisen von 1 Zoll im Viereck, ihrer Länge nach gespannt, eine Zähheit zuschreiben wollte, die fähig wäre, 540 Centner zu tragen, man sehr oft ihre wirkliche Kraft überschreiten würde.

Er macht als Augenzeuge den Lobredner der Zurüstungen, welche in dieser Art von Versuchen in den Schiffswerften des Capitains Brown und des Hrn. Brunton zu London gemacht wurden, vermittelst welcher man Lasten bis zu 2000 Centnern und drüber mit der gröfsten Leichtigkeit heben, und mit aufserordentlicher Bestimmtheit wiegen konnte. Er hat in diesen Werkstätten Eisenstangen ihrer Länge nach bis zu einem Maximum von 1840 Centner belasten sehen. Schon bei 200 Centner bemerkte man auf der Oberfläche Zeichen der Trennung

in den Oxid-Theilchen, womit sie bedeckt war; als die Last auf 1500 Centner stieg, bemerkte man, dafs der Theil, welcher am Ende weichen sollte, sich verdünnte und erwärmte; endlich, da der Zeiger der Zurüstung auf 1840 Centner wiefs, brach die Stange. Das Eisen war aus Wallis und, wie Hr. Brunton bei der Untersuchung des Bruches urtheilte, nicht von der besten Gattung.

Diese vorläufigen Erfahrungen waren um so nothwendiger, je mehr man bei dem Erbauen dieser Brücken auf den äufsersten Fall gefafst seyn mufs. Man sollte glauben, es wäre diefs derjenige, wenn die Brücke mit Vieh bedeckt wäre; aber die Erfahrung beweifst, dafs eine enge zusammengedrängte Last von Menschen jene beinahe in dem Verhältnisse wie 9 zu 7 überwiegt; glücklicherweise hatte der Capitain Brown die Möglichkeit dieses letzten Falles vorausgesehen, als er seine Unions-Brücke aufführte; denn ungeachtet aller getroffenen Vorsichtsmafsregeln war am Tage der Eröffnung des Uebergangs für das Publikum das Gedränge so grofs, dafs ohngefähr 700 Menschen, welche eine Last von 940 Centnern ausmachten, nebst dem Gewichte der Brücke sich auf einmal darauf befanden, ohne dafs sie eine merkliche Störung erlitt.

Folgende Berechnung ist sehr beruhigend. „Man hat gesehen," sagt der Verfasser, „dafs die Kettenglieder der Unionsbrücke ohngefähr 2 Zoll Durchmesser haben, und dafs eine solche Stange, der Länge nach gespannt, bis gegen

92 Tonnen trägt, ohne aus Eisen von der ersten Sorte zu seyn. Es sind 12 gleiche Ketten; sie würden also zusammen 12 mal 92 = 1104 Tonnen tragen. Das Gesammtgewicht der Brücke zwischen den beiden Hangepunkten beträgt ohngefähr 100 Tonnen; dazu fügen wir noch 47 als ein Maximum zufälliger Belastung, welche sie im Stande seyn könnte, aufzunehmen: so haben wir im Ganzen 147, oder in runder Zahl 150 Tonnen. Nehmen wir den Hangewinkel zu 12 Graden an, so ergiebt sich daraus eine Vermehrung des Zuges der Ketten, die sie im Ganzen auf 370 Tonnen steigert; nun aber können sie 1104 Tonnen tragen; es bleibt also ein Kraftüberflufs ohngefähr von 700 Tonnen, um jeder möglichen Belastung über 50 zu widerstehen, welche schon das Maximum ist von dem, was die Brücke fafst, gesetzt auch, dafs sie gedrängt von Menschen bedeckt sei.

Aber man hat sich hier nicht blofs gegen die todte Kraft eines Gewichtes vorzusehen; der Verfasser bemerkt, dafs man sich auch gegen die Wirkung schwingender Bewegungen, welche eine lebhafte Kraft äufsern, vorsehen müsse. Die stärkste Probe dieser Art, welche die Brücke zu Montrose auszuhalten haben mochte, war der Uebergang eines Regiments Infanterie, das in gemessenem Schritte ging. Eine Escadron Cavallerie hat weniger Wirkung wegen der Unregelmäfsigkeit der Pferdetritte; derselbe Fall ist es auch mit dem Uebergange einer Menge Menschen, oder vierfüfsiger Thiere, welche nicht eine gleichartige schwin-

gende Bewegung hervorzubringen sucht. Heftige, wiederholte Windstöfse haben denselben Nachtheil, als der Uebergang einer Truppe in regelmäfsigem Schritte; ein Gegenmittel dafür hat man in der Gediegenheit der Zusammenfügung des Fufsbodens und der gegitterten Brustlehnen, welche zusammen einen wenig biegsamen Canal bilden.

Wir wollen den letzten Artikel aus dem Memoire des Hrn. Stevenson wörtlich übersetzen; er erhebt sich in demselben zu allgemeinen Betrachtungen über den Gang der Fortbildung dieser Künste.

„Es ist nicht wenig neu und interessant," sagt er, „die Fortschritte der Entdeckungen und Vervollkommnungen in den Künsten und Wissenschaften zu studieren, und es wird nicht für unsern Gegenstand unpassend seyn, in dieser Rücksicht einige Thatsachen anzuführen. Was z. B. die Dampfschiffe anbetrifft, so wissen wir, dafs man die erste Idee davon dem Jonathan Hulls in London zu verdanken hat, der im Jahre 1737 eine kleine Schrift herausgab, wo dieselbe klar auseinander gesetzt ist.

Aber erst mehrere Jahre hernach geschah es, dafs Hr. Fulton sie im Grofsen in Amerika realisirte. Man wufste auch seit langer Zeit, dafs es in China Hangebrücken mit Ketten von beträchtlicher Länge gab; wir haben gesehen, dafs man um das Jahr 1741 eine Brücke dieser Art über den Flufs Tees baute, und dafs sie seit ohngefähr 80 Jahren die Communication zwischen den Grafschaften Durham und York

unterhalten hat. Vielleicht ist es hier das zweite Mal, dafs unsere Freunde jenseits des Atlantischen Oceans uns vorgegangen sind, und die Anwendungen dieses Mittels, bequem über Schluchten und Flüsse zu setzen, gezeigt haben.

Es ist schwer, die Entwickelungen und das Ziel der Fortschritte voraus zu sehen, für welche diese Entdeckung empfänglich ist; die Geschichte der Dampfmaschine mufs uns sehr behutsam machen, da es sich darum handelt, dem Geiste der Betriebsamkeit Schranken zu setzen. Als der Marquis von Worcester zuerst vorschlug, das kochende Wasser als Bewegkraft anzuwenden: wer unter seinen Zeitgenossen hätte die nicht zu berechnenden Vortheile voraus sehen können, die aus der Vervollkommnung dieser Erfindung durch unsern berühmten Landsmann James Watt hervorging? Auch die Hangebrücken berechtigen nach den für die Zukunft gemachten Vorschlägen, und nach den Unternehmungen dieser Art, welche schon ausgeführt worden sind, zu grofsen Erwartungen. Da man mit jenen unvollkommenen Brücken aus Eisendraht über die Gala, Etterich und die Tweed, und mit der Kettenbrücke über die Tees im Jahre 1741 begann, und es bis zur Unions-Brücke über die Tweed im Jahre 1820 brachte: so kann man auch über die glückliche Vollendung jener Unternehmung über die Meerenge Menaï nicht mehr zweifelhaft bleiben.

IV.

Boie's Reise nach Norwegen.

Herr F. Boie, königl. dänischer Justiz-Beamter zu Kiel, machte im Jahr 1817 eine Reise nach Norwegen, in der Absicht, Betrachtungen und Untersuchungen über die dortigen Vögel, insbesondere über die an der Westküste dieses Landes so häufigen Seevögel anzustellen. Sein Gefährte auf dieser naturhistorischen Wanderung war der Lieutenant v. Wöldike, welcher sich in Kopenhagen zu ihm gesellte. Obschon das im Jahr 1822 zu Schleswig, von dem Bruder des Reisenden, Herrn Dr. H. Boie herausgegebene Tagebuch dieser Reise *) gröfstentheils naturgeschichtlichen Inhalts ist, und besonders die Naturgeschichte der Vögel sehr ins Einzelne gehend behandelt, daher seiner Natur nach in dieser Hinsicht

*) Tagebuch, gehalten auf einer Reise durch Norwegen im Jahre 1817 von F. Boie. Herausgegeben mit Anmerkungen von H. Boie, Doct. Phil. Mit einer Charte. Schleswig, 1822. 8. VIII u. 352 S.

keines Auszuges für dieses Taschenbuch fähig zu sein scheint: so enthält es doch nebenher eine Menge anziehender Bemerkungen über Land und Volk, Naturbeschaffenheit und Sitten und Gebräuche, welche nicht blofs der Aufmerksamkeit des Naturforschers, sondern überhaupt jedes Gebildeten würdig sind, so dafs wir eine Auswahl davon unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben.

Die Reisenden machten sich im April von Kopenhagen aus auf den Weg und zogen, des schnellern Fortkommens wegen, den Landweg durch Schweden der Seereise vor. In Helsingborg kauften sie für einen wahren Spottpreis einen offnen, leichten, aber doch starken Korbwagen, auf dem es nun durch Schonen und Halland rasch vorwärts ging. — Die Schilderungen der Wasserfälle bei Trollhättan fand Hr. B. gleich vielen andern Reisenden zum Theil übertrieben. In dem Fremdenbuche standen eine Menge Klagen über unbefriedigte Erwartungen. Sehr merkwürdig war die Besichtigung der Schleusen und des durch die Felsen seitwärts gesprengten Canals, der 22 Fufs breit und 11 Fufs tief ist. Ein Mangel schien es, dafs die Seiten dieses Canals nicht gehörig geebnet sind, so dafs hin und wieder eckiges Gestein hervorstand. Auch liefsen die fünf auf einander folgenden Schleusen an mehren Stellen bedeutend Wasser durch. Die Reisenden waren so glücklich, den Zeitpunkt zu treffen, wo eben einige mit Holz beladene Schiffe durch den Canal gingen und aus einer Schleuse in die andere die ganze Höhe

von 120 Fuſs herab gebracht wurden. Ein wunderbarer Anblick!

Am 12. April langte man in Christiania an. Unterwegs war noch tiefer Schnee, zum Theil erst frisch gefallner, zu passiren. Die Gegend dieser Hauptstadt Norwegens wird der von Genf an die Seite gesetzt. Im Sommer soll der Aufenthalt auf den die Stadt umgebenden Landhäusern sehr angenehm seyn. Damals war der Fiord *) noch gröſstentheils mit Eis belegt. Die erst in der letzten Zeit, als Norwegen noch dänisch war, gegründete Universität hatte sich durch freiwillige Beiträge groſsherziger Mitbürger bereits eines ansehnlichen Fonds zu erfreuen, und die Büchersammlung enthielt an 70,000 Bände, von welchen eine bedeutende Anzahl, ein Geschenk des Königs von Dänemark, noch nach erfolgter Abtretung Norwegens an Schweden hingebracht worden war.

Die Art zu reisen ist in Norwegen, wenigstens in den südlichen Theilen dieses Landes, der mit Recht so gepriesenen in Schweden ganz gleich, und die Last der Fuhrpflichtigkeit soll eher noch in Norwegen gleichförmiger unter die Unterthanen vertheilt seyn. Zufolge der Verordnung vom 6. Juni 1816, welche die neusten hierauf Bezug habenden Bestimmungen enthält, sind für Entfernungen von 1 bis 2 Meilen

*) Fiord heiſst in Norwegen ein Meerbusen, eine Bucht oder Bay.
D. H.

auf der Heerstrafse Stationen angeordnet, auf denen 2 Personen, deren Geschäfte nur selten in Einer vereinigt sind, für den Reisenden zu sorgen haben. Sie sind der Wirth (Giestgiver) und der Skytsskaffer, der für die Herbeischaffung von Pferden sorgt, indem er diejenigen Einwohner, welche die Reihe trifft, anweist, sich auf der Station einzufinden. Der sich zu spät stellende Fuhrpflichtige verfällt in eine Geldstrafe, so wie auf der andern Seite der Reisende, der die Fuhrpflichtigen über $1\frac{3}{4}$ Stunde warten läfst, angehalten wird, diesen aufser dem gesetzlichen Fuhrgelde, noch ein Wartgeld zu bezahlen. Auf jeder Station legt der Wirth dem Reisenden ein eignes Buch vor, worin derselbe seinen Namen und den Weg, den er einzuschlagen gedenkt, so wie etwanige Beschwerden, einzutragen hat. Unter die Letztern gehören aber nicht Klagen über zu langsames Fahren, was der Reisende sich selbst beizumessen hat, indem es ihm frei steht, die Pferde selbst anzutreiben, da sein Verhältnifs zu dem Eigenthümer derselben nach den Regeln des Miethvertrags beurtheilt wird. Dem Fogd, als Polizeibeamten, wird das Buch an den Gerichtstagen vorgelegt und er bestraft nach Mafsgabe desselben und nach eingezogener Erklärung des Giestgiver, diejenigen, welche ihre Pflicht verabsäumten. Strengt der Reisende die Pferde über Gebühr an, so soll der Wirth auf der nächsten Station ihm so lange weitere Beförderung versagen, bis er sich mit dem Fuhrmann wegen des zugefügten Schadens abgefunden hat. Auf der Station ist

der Reisende schuldig, 1 Stunde auf Pferde zu warten, wenn die Fuhrpflichtigen ¼ Meile entfernt sind, 2 Stunden, wenn die Entfernung ½ Meile, und 3 Stunden, wenn sie 1 Meile beträgt.

Zur Beförderung können Reisende Reit- und Wagenpferde, auch einen Karren oder Schlitten, aber keinen eigentlichen Wagen bekommen. Der Bequemlichkeit und des schnellen Fortkommens wegen ist es am passendsten, einen sogenannten Forbud (Vorboten) vorauszusenden, d. h. einen Boten, oder auch einen blofsen Laufzettel, der alsdann nebst dem darauf verzeichneten Gepäck von einer Station zur andern weiter gesandt wird und bewirkt, dafs der Reisende bei seiner Ankunft die bestellten Pferde findet und sogleich seinen Weg fortsetzen kann. Bei dieser Einrichtung ist es möglich, bei guten Wegen, d. h. im Sommer, oder im Winter, an einem Tage 12 nordische Meilen *), mithin die Reise von Christiania nach Drontheim in 5 bis 6 Tagen zurück zu legen.

Von Christiania ging die Reise weiter fort über schneebedeckte Wege, rechts und links von mit Tannen bewachsenen Anhöhen umgeben. In Hundorp erhielten die Reisenden ein Zimmer im ersten Stocke einer eigends für Fremde erbauten Wohnung, wo ihnen die Zeit im Gespräch

*) 1 = 1½ geogr. Meilen.

D. H.

mit dem Wirthe und seiner Frau, die mit ihnen Thee tranken und speisten, recht angenehm verflofs. Die Treuherzigkeit der Einwohner dieser Gegend, welche damit ein feines Gefühl für Schicklichkeit und die gröfste Höflichkeit verbinden, wird sehr gerühmt. Mann und Frau redeten die Reisenden hier zuerst mit Du an, und es schien, als kenne man in diesem Thale (Guldbrandsdalen) gar nicht die Sitte, sich bei der Anrede der Mehrzahl zu bedienen. Wie schon auf den frühern Stationen hatte Hr. Boie auch hier Mühe, mit dem Wirthe über die Zeche einig zu werden, da man es für unschicklich hält, eine Rechnung zu machen. Als er endlich bezahlt hatte, gab man ihm von dem Gelde noch zurück, indem, wie der Wirth sich ausdrückte, er ja von den Reisenden wieder bewirthet worden sei.

Der Hof Tofte, an dem Flusse Lougens-Elv, — zu dem Hr. B. und sein Gefährte in den letzten Tagen des Aprils, über eine mit Schnee bedeckte Gebirgsgegend gelangten, wo sie oft vom Wagen steigen und über die gefährlichsten Stellen des Weges kriechen mufsten — wurde von einem Abkömmlinge alter nordischer Jarle bewohnt; sein Geschlechts-Name Paul Bath war aber in Paul Tofte umgewandelt; es ist nämlich Landessitte, dem Besitzer eines Hofes dessen Namen beizulegen. Das Innere des dortigen hölzernen Hauses (dergleichen sich in Norwegen überall auf dem Lande finden) war auf eine dem Wohlstande des Mannes angemessene Weise durch Schnitzwerk verziert, und

in den Zimmern fanden sich nach ähnlichem Geschmacke gearbeitete und bemalte Möbeln, an denen die grellsten Farben gegen einander abstachen. — An den Wänden war das beste Hausgeräth, silberne Löffel und vorzüglich viel englisches Steingut aufgestellt. Anstatt der Oefen sah man in den meisten Zimmern Camine. Der Wirth zeichnete sich durch Anstand aus und war in selbst verfertigten Zeug gekleidet.

In Fogstuen genossen die Reisenden guten Rath (god Raad); so heifst nämlich eine Art im Lande üblicher Kuchen aus Gerstenmehl.

In Jerkin, vor Drontheim, in dem Gebirge Dovrefield, wurde die erste Jagdpartie, und zwar auf Schneehühner, veranstaltet. Der Enkel des Wirths, ein rüstiger Bursche, diente den Reisenden als Führer. Er trug eine von ihm selbst verfertigte Hagelflinte, war mit einer grauen Jacke und dergleichen Beinkleidern angethan, nebst grünen Strümpfen und gut gegen das Eindringen des Schnees verwahrten Schuhen. Eine grüne Kappe verbarg den gröfsten Theil des Gesichts; um den Leib hatte er einen Gürtel, von dem ein zierlich zugeschnitzter Rennthierknochen herabhing, um daran das zu erlegende Wild zu befestigen. Aufserdem trug er noch Schneeschuhe (Sky), von welchen der für den rechten Fufs wohl 4 Ellen, der für den linken halb so lang seyn mochte. „Bald sahen wir“ — erzählt Hr. B. — „den Hof Jerkin nicht mehr, und eine unabsehbare Fläche von blendend weifsem Schnee, mit dem die wellenförmige Einöde bedeckt war, um-

gab uns von allen Seiten. In der Ferne ragten die Spitzen des Snehättan und Tinder (Hörner) anderer Berge von wunderbarer Gestalt hervor, hin und wieder neben uns der Gipfel einer im Schnee vergrabenen Birke. Die Schneedecke brach von Zeit zu Zeit mit uns ein, während unser Führer, nur unendlich schneller als wir, durch Hilfe seiner Schneeschuhe über sie hinwegglitt, pfeilschnell, wenn es bergab ging, und immer noch rasch genug bergauf, wobei er Seitenlinien beschrieb, wie ein kreuzendes Schiff; kamen wir an ein nacktes Gestein, so nahm er die Schneeschuhe, welche ungemein leicht sind, unter den Arm."

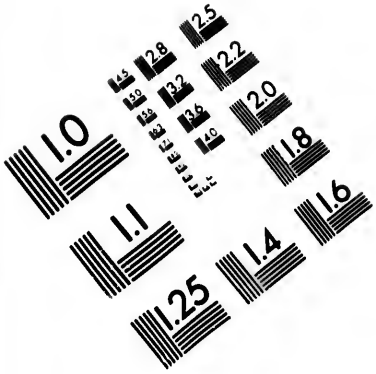
Als die Reisenden nach Hause kamen, erschienen ihnen alle Gegenstände ganz undeutlich, so sehr waren sie durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von der Schneefläche geblendet; ihr Gesicht war und blieb einige Tage lang geschwollen. Einen Beweis von Schärfe der Luft auf dem Dovrefield gab auch die kupferbraune Gesichtsfarbe der Männer zu Jerkin, die den amerikanischen Wilden ähnlich sehen. Von weifserer Gesichtsfarbe waren ihre Weiber, ohne jedoch sonderlich hübsch zu seyn, obschon sie sich, wie fast alle Bewohnerinnen des Guldbrandsdalens, durch ihr wahrhaft goldgelbes Haar auszeichneten.

Es war schon Mai, und das Weiterreisen ward in dem Schneegebirge immer schwieriger. Von Jerkin aus war der Wagen nicht mehr zu gebrauchen, und es wurde daher der Obertheil desselben auf einen sogenannten Langschlitten ge-

setzt, die Räder auf einen andern, und Hr. B. nebst seinem Gefährten befand sich auf dem dritten und vierten. Auf gleiche Weise ward die Fahrt nach Drivstuen fortgesetzt, und die Reisenden mufsten selbst die vor ihre Schlitten gespannten Pferde leiten. Wenige Minuten hinter Kongsvold kamen sie auf die sich schon in das Meer ergiefsende Driva, deren gefrornes Bett im Winter die Strafse bildet, während man im Sommer über den Vaarstin reist, einen Pafs, den man öfters mehre Hundert Fufs über dem Bette des Flusses in den steilen Abhang der Felsen eingesprengt hat.

„Jetzt ging es rasch" — erzählt Hr. B. weiter — „auf dem Eise bergab in eine grauenvolle Kluft hinunter, als es plötzlich zu krachen begann und das vorderste Pferd in das Wasser stürzte; der Schlitten folgte mit dem Führer, der sich indessen bald wieder herausarbeitete. Dem Pferde kostete es unglaubliche Anstrengung, wieder auf das Eis zu kommen, und eine andere eben so grofse stand nun den übrigen bevor. Unser Gepäck wäre nämlich völlig nafs geworden, wenn man es hätte wagen wollen, denselben Weg zu nehmen; und die Schlitten mufsten daher an dem rechten, nicht 5 Fufs breiten, abschüssigen Ufer des Flusses, das mit grofsen Felstrümmern bedeckt war, über diese geführt werden. Derselbe Auftritt ereignete sich mehrmals und wir wufsten alsdann nicht, ob wir die Geschicklichkeit der Pferde oder der beiden Leute, welche uns folgten, mehr bewundern sollten." . . . . . .

„Erst um 8 Uhr Abends hatten wir die zwei Meilen von Kongsvold bis Drivstuen zurückgelegt. Von den Anstrengungen des Tages äufserst ermüdet, sanken wir hier bald in einen tiefen Schlaf, machten uns aber am andern Morgen wieder zeitig auf den Weg. Das freundliche „Glück auf die Reise!“ oder „der Herr geleite Euch!“ welches man uns beim Abschied nachrief, schien uns von nun an nicht mehr bedeutungslos, und wir hatten begreifen gelernt, dafs diese Gewohnheit, die in Ländern, wo die Communication (der Verkehr) mit wenigen Gefahren verbunden ist, in Vergessenheit geräth, sich in diesem Lande erhalten müsse. — Das Bette der Driva diente uns von neuem als Weg, und da wir fortwährend bergab reisten, so war eine Vermehrung der Schwierigkeiten vom vorigen Tage vorauszusehen. Gern folgten wir auch dem Rathe, einen fünften Schlitten zu nehmen, um mit keiner zu grofsen Last über die dünne Eisdecke zu fahren; und in der That waren auch ganze Strecken in der Mitte des Flusses offen, aber das Bette desselben war weit genug, um bei möglichst starkem Antreiben der Pferde neben solchen Oeffnungen, auf der schrägen Abdachung des Eises gegen das Ufer hin fortzukommen. Kein Wunder, dafs auf einem solchen Wege jeder Schlitten wiederholt umwarf! Dazu brach das Eis verschiedentlich, und das Pferd vor dem die Spitze des Zuges bildenden Schlitten stand einmal bis an den Rücken im Wasser. Es war, als hätten die Pferde ein Vorgefühl davon, wenn das Eis



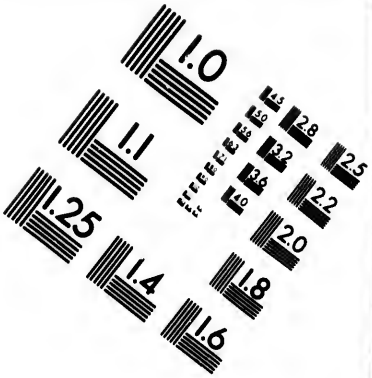
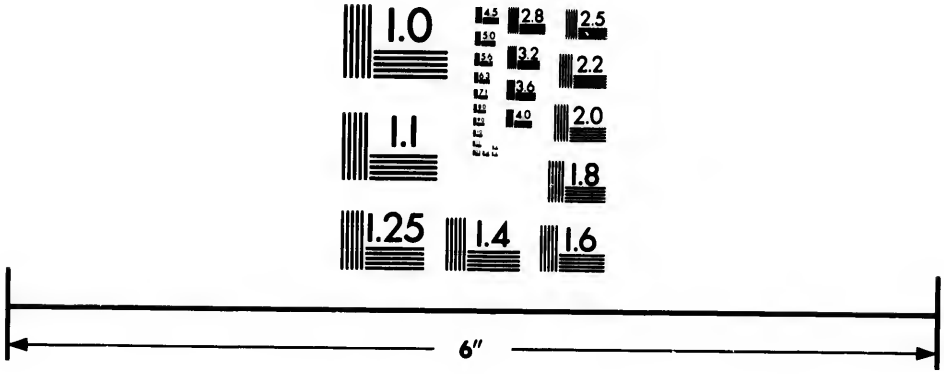
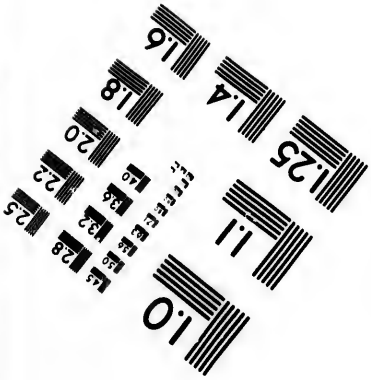
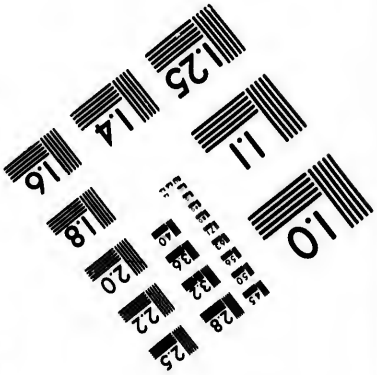


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503


2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
2.0
4.0
1.8


1.0

nicht stark genug war, sie zu tragen, wenigstens gaben sie vor dem Einbruche wiederholte Zeichen von Aengstlichkeit; lauter kräftige Thiere und besonders eines von auffallender Schönheit und feinem Bau der Füfse. Auch sind die Pferde des Thals im ganzen Lande berühmt und stehen in einem verhältnifsmäfsig hohen Preise."

So reist man also, noch im Anfange des Maimonats, im südlichen Norwegen!

In Drontheim wurden die Reisenden von der Familie des Etatsraths Knudson mit aufserordentlicher Gastfreundschaft aufgenommen. Einer seiner Söhne führte sie zu dem berühmten Wasserfall Leerfos, den die Nid-Elve in der Nähe dieser Stadt bildet. Sie stürzt in zwei Absätzen mit bedeutender Wassermasse gegen 70 Fufs herab. Die Umgebungen sind äufserst romantisch und malerisch. Oberhalb dieses Wasserfalles hat sich im Jahre 1816 ein Erdfall ereignet und eine Kirche, den nahgelegenen Hof und mehre Menschen vergraben, und noch zeigten von dieser Begebenheit die am Ausflusse der Nida aufgeschwemmten Lehmwände.

In den Strafsen von Drontheim lag noch Schnee. Auch auf der Weiterreise fand man in den Gebirgen noch an 16 Fufs tiefe Schneemassen.

Die Strecke von Drontheim bis Nummedalen wird für eine der fruchtbarsten in ganz Norwegen gehalten. Diefs bewiefs auch das Ansehen der Wohnungen. Die Zimmer in den hiesigen Bauerhöfen waren geräumiger und reinlicher,

als man es erwartet hatte. Die Gewohnheit, den Boden der Zimmer statt des Sandes mit kleinen Tannen- und Wachholderzweigen zu bestreuen, die von den Reisenden schon in Schweden und in Christiania-Stift bemerkt worden war, fand sich durchgängig auch hier. Der Einrichtung der Häuser entsprachen die Besitzer, von welchen einige durch Kenntnisse und richtiges Urtheil Erstaunen erregten. Lästig dagegen wurden die Fuhrleute durch das Uebermafs ihrer Fragen: „Was bist Du für ein Landsmann? Wie alt? Leben Deine Eltern noch? Bist Du verheirathet?“ Das nahm kein Ende.

Man bauet hinlänglich Korn, nicht blofs zum Bedürfnifs, sondern auch zum Verkauf. Mehr Gewinn aber bringt die Viehzucht, so mühsam es auch ist, das nöthige Futter für Kühe, Schafe und Ziegen, die besonders häufig gehalten werden, für den 9 Monate dauernden Winter herbeizuschaffen; aber die Nähe der Stadt und die Leichtigkeit der Verbindung zu Wasser mufs den Eifer der Landleute rege erhalten.

Von Aargard aus mufste die Reise zu Wasser gemacht werden. Bis zum äufsersten Finnmarken hinauf bedient man sich zur See nur der sogenannten Nordlands-Böte. Man baut sie von verschiedener Gröfse, und von dieser, oder eigentlich von der Anzahl der an den Seiten befestigten, zum Halt der Ruder dienenden Pflöcke, schreiben sich die Benennungen dieser Böte her, nämlich Fierring (für 4 Ruder), Sexring (6 Ruder), Ottring (8 Ruder) und Femböring (5 Paar Ruder). Ein Boot für 4 Ruder ist so klein, dafs

nicht wohl mehr als zwei Menschen darin Platz finden, und man bedient sich ihrer auch nur zur Fischerei in der Nachbarschaft der Höfe. Gröfser ist ein Sexring, und in einem Ottring glaubt der Nordländer schon einem tüchtigen Winter trotzen zu können, wefshalb man sich ihrer auch vorzugsweise auf Reisen bedient. Die Länge eines solchen Fahrzeuges beträgt gegen 16 Pariser Fufs und auf den Bänken können zwei Ruderer in jeder Hand eines der überaus leichten Ruder führen. Das Ende, der Vordertheil und der Kiel der Nordlandsböte laufen sehr spitzig zu, und ein einziges Segel nimmt fast die ganze Länge des hohen Mastbaumes ein, an den es oben durch ein in der Mitte ringförmig ausgehöhltes Querholz befestigt ist, und mit diesem aufgezogen und herabgelassen werden kann. Die Planken und auch die Querbalken sind ungemein dünn und daher auch das ganze Fahrzeug gewissermafsen biegsam und so leicht, dafs es wenige Menschen ans Land ziehen und in das Seehaus, dergleichen bei jedem Hofe eines ist, bringen können. Eine Mafsregel, ohne welche die Böte bei eintretenden Windstöfsen oder hohler See an dem überall felsigen Ufer verloren gehen würden; denn ein ausgeworfener Anker gewinnt in den die Klippen bedeckenden Seegewächsen nicht leicht festen Halt. Man rühmt diese Böte als die schnellsten Segler, besonders bei halbem Winde. Während die Bauart des Ganzen und der nur fingerbreit über das Wasser emporragende Rand dem Reisenden Bedenklichkeiten einflöfsen, erfüllt ihn das un-

verhältnifsmäfsig grofse Segel mit der Hoffnung, in kurzer Zeit eine grofse Strecke Weges zurückzulegen; und er braucht überhaupt nur einen Blick auf das ruhige muthige Wesen des Schiffsvolks zu werfen, um keiner Furcht weiter Raum zu geben.

Weiter nach Norden erhielten die gewöhnlichen Bauernhäuser ein anderes Ansehen. Im südlichen Norwegen ist es nämlich Regel, dafs jedes Haus ein, wenn auch nur von oben geschütztes Vorhaus hat, und man tritt erst von da in die Stube ein, in der sich freilich oft zugleich die Küche und der Webstuhl der Frau vom Hause befinden. Hier im Norden fällt die Stube weg und Alles wird enger und unreinlicher. Nur die freundlichen fensterreichen Höfe der Giestgiever, denen man schon von aufsen die Nettigkeit des Innern ansieht, machen eine Ausnahme.

Als Hr. B. in Seyerstad am 19. Mai nach der Zeche fragte, führte ihn die Frau vom Hause an das Fenster, zeigte auf das Meer und die das Haus umgebenden Felder hin, und sprach die schönen Worte aus: „So lange noch das Land uns Korn, und die See uns Fische giebt, soll uns kein Reisender nachsagen können, dafs wir Geld von ihm angenommen hätten!“

Vier Seeleute waren zur Leitung des Fahrzeuges bestimmt. Der älteste, ein Mann von ehrwürdigem Ansehen, übernahm das Steuerruder, und ein jüngerer setzte sich nach der Landessitte am Vordertheil auf den Rand des Bootes, theils

um gegen die das Boot oft auf eine Seite legenden Windstöfse ein Gegengewicht abzugeben, theils aber auch, um das Segel im Falle der Noth augenblicklich niederreifsen zu können. — „Wir safsen im Hintertheile des Fahrzeuges, und freuten uns der herrlichen Natur und der kräftigen Menschen.“

In Foldereid hatten unsere Wanderer Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie wenig regelmäfsig und schnell der Gang der Posten in diesen nördlichen Gegenden ist, und wie selten sie überhaupt von Reisenden besucht werden. Ein Mann, der bald nach der Abreise der Herren Boie und Wöldike nach Seyerstad gekommen war, hatte gehört, dafs sie nach Hundsholmen in Salters Fogderie (Voigtei) zu reisen Willens seien und ihnen Aufträge mitzugeben gewünscht. Er war ihnen defshalb nach Lougen gefolgt, dann noch weiter bis Foldereid, und hatte die nämlichen Beschwerden der Wasserfahrt ertragen müssen. Bei ihrem Erwachen am 21sten Mai trafen sie ihn im Zimmer schreibend, empfingen seine Briefe und begleiteten ihn an den Fiord, wo er sich sogleich wieder einschiffte, um den Rückweg nach Seyerstad (eine Entfernung von gewifs 10 deutschen Meilen) anzutreten!

Die Verschiedenheit der Gegend zwischen hier und Drontheim war auffallend, ungeachtet man nur um einen Grad nördlicher gekommen war. Dort (in Drontheim) eine allmähliche Erhöhung des Ufers an beiden Seiten bis ans Ge-

birge und überall Höfe, deren Aecker noch hin und wieder an einander stofsen, Wege, Handel und Menschen, — hier nur senkrecht gegen das Wasser aufgethürmte unfruchtbare Felsmassen, überall Todesstille, und nur höchst selten einmal ein Hof und der Anblick von Menschen, die, der Gelegenheit beraubt, mit einander zu verkehren, nur mühselig der Natur den täglichen Unterhalt abgewinnen. Die Saat leidet durch Nachtfröste und die Fische der See dringen nicht in Massen bis hierher. Der letzte Grund namentlich macht es begreiflich, warum man im Norden den Aufenthalt an der nackten Meeresküste dem im Innern vorzieht, wo nichts als Holz zu finden ist. Auch schon ein Blick auf die Karte zeigt den grofsen Unterschied der Bevölkerung dieser Gegenden. Bei Drontheim — wie viele Namen von Höfen, die nicht einmal alle bezeichnet sind! Hier nur Namen von Seen und Gebirgsmassen, die selbst den Bewohnern des Hofes Foldereid unbekannt waren, dem weder gegen Westen, noch bis zu den Gränzen der schwedischen Wüsten von Umea-Lapmark irgend ein anderer Wohnsitz zur Seite liegt.

Das gewonnene Getreide wird zum Theil in den Häusern selbst vermahlen, und man bereitet aus dem Rockenmehl einen Brei, die tägliche Speise des nordischen Bauern, und aus dem Hafer- und Gerstenmehl ein dünnes Brod, welches zu den gedörrten und frischen Fischen gespeist wird.

Während des dreitägigen Aufenthalts in Foldereid ruhten die Reisenden am Tage aus und gingen des Nachts auf die

Jagd, denn es ward in diesen hohen Breiten nun schon gar nicht mehr finster. Obgleich das Eis der Bäche noch trug, so hatte doch nun, bei dem anhaltenden Thauwetter, der Schnee so abgenommen, dafs es wenigstens möglich, wenn auch beschwerlich war, im Walde fortzukommen, und gegen das Verirren schützte das weitschallende Getöse eines Wasserfalls in der Nähe des Hofes, wodurch sich immer der Rückweg zum letztern finden liefs. „Etwas unbeschreiblich Erhabenes hatten für uns diese dämmernden und doch feierlich stillen Nächte! Die Beschaffenheit der Gegend brachte es mit sich, dafs wir uns unwillkürlich von einander trennten, und dann konnte mich nur ein Flintenschufs meines Gefährten aus dem Traume wecken, als sei ich das einzige menschliche Wesen in dieser Wildnifs. Laut unterbrach indefs die allgemeine Stille der melancholische Gesang der Singdrossel, und auch das Rothkehlchen, das Morast-Schneehuhn, der Auer- und Birkhahn, und das Haselhuhn liefsen sich die ganze Nacht hindurch hören. . . . ."

Das braunroth und weifs angestrichne Wohnhaus zu Teraack mit seinem Rasendache, gewährte schon von fern einen freundlichen Anblick und dem Aeufsern des Gebäudes entsprach die gastfreie Aufnahme. Die Ankunft eines Fremden scheint für diese braven, an Einsamkeit gewöhnten Leute eine Art von Festtag zu seyn, mit so sichtbaren Zeichen von Wohlwollen waren die Beweise der Gastfreundschaft verbunden. Hier wurden unsern Reisenden die, auch im südlichen

Norwegen bekannten, Multebär (rubus chamaemorus) mit Rahm vorgesetzt, eine, so genossen, den Erdbeeren an Lieblichkeit zu vergleichende Speise. Die Frucht ist in Gestalt und Gröfse der Brombeere ähnlich, aber von gelber Farbe, etwa wie die reifen Maiskörner, und nur an der Sonnenseite mitunter kirschröthlich. — Die dortigen Seefische wurden äufserst wohlschmeckend, und zum Theil viel fetter gefunden, als bei Helgoland oder in der Ostsee. Ein Thee aus getrockneten Erd- und Heidelbeerblättern schmeckte ganz erträglich.

Auf der weitern Reise nach Alstenöe, welche immer längs der Seeküste, in den Fiorden, zwischen Inseln und Klippen hindurch fortging, waren Hr. B. und sein Gefährte durch stürmisches Wetter genöthigt, am 28. Mai, um Mitternacht, auf der Insel Tiötöe zu landen. Von Wind, Regen und überspritzenden Wellen ganz erkältet und durchnäfst, empfanden sie hier doppelt engenehm das Erfreuliche der patriarchalischen Landessitte, das Haus auch nicht in der Nacht zu verschliefsen, und Fremde, ohne einmal nach ihren Namen und Absichten zu fragen, ächt homerisch aufzunehmen. Diese Insel gehörte einem Herrn Brodkorb, und wurde für die schönste Besitzung nördlich von Numedalen gehalten. Mit dem wahrhaft prächtigen Wohnhause des Besitzers können sich selbst nicht viele in Drontheim vergleichen. Die Reisenden baten die Dienerschaft, den Hausherrn ungeweckt zu lassen, und wurden, obgleich unbekannt und nafs, in die

schön geschmückten Fremden-Zimmer geführt, wo sie die noch übrigen Stunden der Nacht mifslaunig über den abermaligen Aufenthalt zubrachten. Hr. B. fürchtete gezwungen hier länger verweilen zu müssen, und erinnerte sich einer ihm von dem verstorbenen Besitzer Forviig's erzählten Anekdote, welcher einst Fremden das Steuer aus dem Boote entwenden liefs, um sie nur so lange bei sich behalten zu können, bis ein neues gemacht worden war.

Am Morgen wurden die Reisenden bei der Familie, dem Besitzer der Insel und dessen gleichfalls verheiratheten Sohne, zum Frühstücke eingeführt.

Höchst unterhaltend waren die Räubereien der Schmarotzer-Meven, welche andern Wasserraubvögeln ihre Beute abjagen. Kaum hatte eine Sturmmeve oder eine Seeschwalbe einen guten Fang gethan, so erschallte schon von Fern das verhängnifsvolle „Jo", das jammernde Geschrei des Verfolgten mischte sich darein, und der Räuber war nahe! Der Kampf währte nicht lange, denn mit Blitzesschnelle griff nun der Letztre den ausgewählten armen Schlucker an, bald oben bald unten ihn kneipend und schreckend, und der ausgewürgte Fisch wurde, wenn er noch kaum die Hälfte des Falles bis zur Oberfläche des Wassers zurückgelegt hatte, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit aufgefangen und nunmehr in langsamen Fluge der Späh- und Raubveste zugetragen.

Vom Hofe Kaapperdaal auf Löötland setzten Herr Boie und sein Begleiter zu Anfang des Juni die Reise in Gesellschaft der Herren Lossius und Berg, Besitzer der Höfe Söviig und Kaaperdaal, fort. Diese hatten das Geschäft, in Lofodden den Zehnten von der Winterfischerei einzufodern, und waren unsern Reisenden, da sie überall wohl bekannt waren, sehr willkommene Gefährten. Am 6. durchschnitten sie den Polarkreis. Es folgen hier im Tagebuche einige allgemeine Bemerkungen über Helgelands Fogderie *).

Die Thäler sind äufserst eng und eine Verbindung zwischen ihnen durch Landwege findet gar nicht statt. Es führt nicht einmal immer ein Fufssteig von einem Hofe zum andern, und die Nachbaren statten sich nur zu Wasser Besuche ab. — Die Masse des innern Landes besteht aus nackten Felsen, die gröfstentheils und fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckt sind. Die Ufer der sich tiefer ins Land erstreckenden Fiorde (Buchten oder Busen) hingegen fangen in einer Entfernung von einigen Meilen vom Meere an, mit Waldung

*) Norwegen wird bekanntlich in die Stifter Christiania (oder Aggerhuus), Christiansand, Bergen, Drontheim und Nordland eingetheilt. Das letzte dieser Stifter zerfällt wieder in die zwei Aemter Nordland und Finnmarken, von welchen das erstere aus den Fogderien (Vogteien) Helgeland, Salten und Lofodden besteht.

D. H.

bekleidet zu seyn, welche dann auch an den Ufern der Flüsse fortläuft, die sich in die Fiorde ergiefsen. An den beiden gröfsten Fiorden, dem Vefsens- und dem Ranens-Fiord, soll die Waldung unermefslich seyn, und so weit diese reicht, erstreckt sich auch das Gebiet der Höfe. Mancher Hofbesitzer weifs gar nicht, wo sein Gebiet gegen Osten hin aufhört. Ungleich stärker bewohnt als die Fiorde sind aber die an der See gelegenen Inseln, und nur hier kann mit einigem Vortheil Ackerbau getrieben werden. An den Fiorden bleibt der Schnee zu lange liegen, als dafs die Saat zeitig genug in die Erde gebracht werden könnte, und die herbstlichen Nachtfröste treten schon im August regelmäfsig ein. Aber nicht allein die günstigere Lage zum Ackerbau giebt den nackten Seeküsten und den Inseln den Vorzug, sondern weit mehr noch die einträglichere Fischerei, welche in diesen Gegenden gleichsam der Mittelpunkt wird, auf welchen alle Anstrengungen der Menschen gerichtet sind. Für Fische tauscht der Hofbesitzer seine Bedürfnisse und Luxusgegenstände in Bergen ein, und in dieser Münze bezahlt er auch das gelieferte Brennholz, die Böte und die Pelzwaaren, welche letztere er wieder an die Russen vertauscht, wenn sie der Fischerei wegen Finnmarken besuchen.

Auf die niedern Strecken der von Waldung entblöfsten Gebirge (Field) lassen die Hofbesitzer den Sommer über ihre Kuh-, Ziegen- und Schafheerden treiben, und bewohnen dort mitunter Sennhütten (Saeter), aber die höhern Ge-

birge haben allein die Finnen (Lappen) inne, die hier im Sommer ihre Rennthiere weiden und den Winter wieder in die schwedischen Lappmarken hinabziehen. Nur sie kennen das Gebirg und haben die einzelnen Strecken benannt. Junge Finnen dienen hier und da bei den Bauern im Thale, kehren aber stets zur vorigen Lebensweise zurück, und man hat kein Beispiel, dafs sie sich im Thale eigentlich angesiedelt hätten.

Helgeland enthält 1233 eingeschriebene (immatriculirte) Höfe, und da die Zahl der Höfe, welche eine Person besitzen darf, unbeschränkt ist, so hat diefs eine auffallende Ungleichheit in der Vertheilung des Grundeigenthums verursacht. Ein Kriegsrath Coldevin zu Dönnes z. B. ist Eigenthümer von sechshundert Höfen, und Hr. Brodkorb auf Tiötöe fast der ganzen Boygd (Reihe von Höfen an einem Flusse oder Fiord) von Vefsen. Das Gesetz hat indessen dafür gesorgt, dafs die Höfe nicht unbebaut bleiben, indem die Einwohner sie bei Strafe dreifacher Schatzungen (Oedeskat) entweder selbst bewohnen oder durch eine gewisse Art von Vertrag (Boyxselbrief) an Andere übertragen müssen. Der Annehmer entrichtet bei Antritt des Hofes eine durch Vertrag bestimmte Summe an den Eigenthümer desselben, und dann jährlich nur einige unbeträchtliche Neben-Leistungen. Abgaben werden durch den königlichen Fogd (Vogt) erhoben. Gemeiniglich übernehmen mehre Bauern zusammen einen solchen Hof, bewohnen dicht neben

einander stehende Häuser, heifsen alsdann Nachbarn, und erhalten jeder einen Theil des Bodens zur Benutzung. Der Annehmer bewohnt den Hof Zeit Lebens und nach seinem Tode dessen Wittwe, so lange sie nicht zur zweiten Ehe schreitet. Stirbt er dagegen gleich nach eingegangenem Vertrage, ohne eine Wittwe zu hinterlassen, so bleibt die bezahlte Summe dem Eigenthümer des Hofes und auch für gemachte Verbesserungen wird den Erben des Verstorbenen nichts vergütet. Einem solchen Inhaber steht auch das Recht des freien Holzschlagens in den angehörigen Waldungen zu, und dadurch scheint sich, bei dem geringen Belauf der Abgaben, der Vortheil sehr auf seine Seite zu neigen. Der Holzhandel ist indefs hier nicht von Bedeutung, und die Hofbesitzer haben höchstens von den nahe gelegenen holzarmen Inseln her auf Abnahme zu rechnen.

Helgeland bildet in kirchlicher Hinsicht eine Propstei, und Oberbeamter ist der Amtmann von Nordland. Die Rechtspflege, welche der Sorenskriver (Gerichtsschreiber) verwaltet, ist von dem Verwaltungsfache getrennt, und es wird drei Mal im Jahre an den einzelnen Gerichtsstellen (Thingsteder) Gericht gehalten, wobei dem Beamten in Odels- (Aastaedts-), Lebens- und Ehrensachen Beisitzer (Thingmaend) an die Seite gesetzt sind. Bevor Streitsachen gerichtlich verhandelt werden, müssen die Partheien vor dem Vergleichs-Commissarius erscheinen und vom Ausspruche des Sorenskrivers kann an den Oberrichter (Laug-

mand), deren es einen für die Nordlande giebt, appellirt werden. Die Lehnsmänner sind die untersten Beamten, denen sowohl der Fogd (Vogt) in Verwaltungs- und Polizeisachen, als der Gerichtsschreiber in Rechtssachen Aufträge zu ertheilen das Recht hat. Sie sind von mehren Abgaben befreit.

Eine wichtige Klasse von Einwohnern des Landes sind die Handelsleute, denen für einzelne Bezirke das ausschliefsende Vorrecht zusteht, die Einwohner mit Waaren, deren sie bedürftig sind, zu versehen. Die Provinz treibt keinen andern Handel als mit den Russen, nach Drontheim und vorzüglich nach Bergen. Hin und wieder finden sich Besitzer von Jachten, die auf diesen zwei Mal im Sommer die Reise nach Bergen machen, und solchen überläfst der Bauer seine getrockneten Fische, um sie gegen Erlegung gewisser Procente in dieser Stadt gegen Mehl und andere Waaren, oder baares Geld, umsetzen zu lassen.

Bei Rödöe fanden sich Eiderenten in vorzüglich grofser Menge. In Svinevaer hatten die Weibchen ihre Nester in den Holzstöfsen unweit des Hauses, und man konnte nahe hinzutreten, um sie zu beobachten. Man erzählte von Bauernhäusern in der Nähe, wo sie in den Küchen brüten und sich auf dem Neste streicheln lassen. Die Reisenden wurden ersucht, hier nicht zu schiefsen, und es war überhaupt bei 10 Reichsthaler Strafe verboten, einen Eidervogel zu tödten, worauf indefs nicht überall gehalten wird.

Eine andere merkwürdige Erscheinung unter den Vögeln dieser Gegenden war der Fitis *), der beinahe auf jeder Klippe, wo sich auch nur ein Birkenstrauch befand, und überhaupt allenthalben so hoch hinauf als Birken wachsen, seinen schwermüthigen Gesang hören liefs. „Es ist kaum glaublich", sagt Hr. Boie, „dafs dieses Vögelchen die Wanderung an dieser Küste über die ungeheuern Schneeflächen, womit noch überall das hohe Land bedeckt ist, und auf denen es vor Kälte und aus Mangel an Nahrung umkommen müfste, ertragen sollte. Man wird daher annehmen müssen, dafs es längs den bei der Südspitze von Norwegen beginnenden Scheeren von Gesträuch zu Gesträuch fortschlüpfe. Aber mit welchen Hindernissen hat ein so kleines Geschöpf auch hier zu kämpfen, bei eintretendem Schneegestöber und da, wo schroff hervortretende Felsen einen anhaltenden Flug über Meeresstrecken zu erfodern scheinen! — Das sind naturgeschichtliche Räthsel, zu deren Aufklärung es noch einer langen Reihe von Erfahrungen und an den verschiedensten Orten angestellter Beobachtungen bedarf. . . ."

---

*) Sylvia Trochilus, ein auch in Teutschland nicht seltner 4½ Zoll langer, olivenfarbner Vogel, der sich in Obstgärten, Wäldern, in Ebenen, an Bächen etc. aufhält, und von Insekten und Beeren lebt.

D. H.

Am 7. Juli befanden sich die Reisenden zu Breivig auf der Insel Vaeroe, der südlichsten der Lofodden-Kette, etwa unter 67° 40′ nördlicher Breite. Man erhält, wie Hr. Boie bemerkt, eine sehr richtige Vorstellung von der nordischen Küste überhaupt, wenn man sich ein mit seinen weitläuftigen Thälern halb in die See versenktes Gebirge denkt. Sollte einst das Land, welches jetzt die Kette der Lofodden-Inseln bildet, höher über die Meeresfläche emporgehoben werden, so würden sich die jetzigen Räume zwischen diesen Inseln als enge Schluchten einer und derselben Bergkette darstellen. Uebrigens erschien hier Alles öder und unfreundlicher; das östliche Ufer der Insel Vaeroe war, mit Ausnahme der Steinmoose, von allem Pflanzenwuchse entblöfst, und bot einen Anblick der schrecklichsten Verwüstung dar. Dennoch wohnten einige Familien daselbst, und die Lofodden gehören überhaupt unter die wichtigsten Bezirke des Reiches, da die Fischerei hier so viele Menschen versammelt und bereichert.

Die Fahrt nach den Lofodden war, ungeachtet zu Ende Juni, des Schnees, Regens und Sturmes wegen, äufserst beschwerlich. Die ringsum mit gedörrten Fischen umgebenen Häuser von Stamsund waren auf herabgefallenen Felstrümmern erbaut. Nirgends war eine Spur von Ackerland. Ein Felsenrücken von etwa 300 Fufs Höhe, aus lauter Trümmern bestehend, erhebt sich unmittelbar hinter Stamsund vom Ufer an. Die Reisenden erstiegen ihn, und fan-

den oben in der Mitte einer moorigen Ebene einen noch halb zugefrornen See, an dessen Ufer verkrüppelte Birken umher standen. Steile Felsen schlossen das Thal in Süden ein und ein Versuch, weiter vorzudringen, mifslang.

Bei Ramsvick am Buxnes-Fiord lag eine nordländische Jacht aus Helgeland, um gedörrte Fische einzunehmen. Die Reisenden bestiegen das sonderbar gebaute Fahrzeug, das besonders wegen der eigenthümlichen Längenverhältnisse der einzelnen Theile auffiel. Der Mast hatte da, wo er den Rand der Seiten des Fahrzeugs erreichte, 6 Pariser Fufs im Umfange, und das Schiff hatte 60 Schuh Länge bei 30 Schuh Breite. Ohne Compafs, allein durch die Kenntnifs der Küsten geleitet, segelt der Normann auf einem solchen Fahrzeuge nach Bergen und zurück, wobei er jedoch sorgsam die offene See vermeidet, denn so dünne Planken an ein so schmächtiges Gerippe gefügt, können den gröfsern Wellen auf einer so langen Reise nicht trotzen. Die erwähnte Jacht war ohne Verdeck und konnte 10,000 Vog *) getrocknete Fische laden, die dann bis auf die Hälfte der Höhe des Mastes aufgestapelt und lagenweise mit Netzen befestigt werden.

Es ist sehr begreiflich, dafs man sich in jenen nördlichen Gegenden, wo alle Reisen zu Wasser längs den Scheeren hin gemacht werden, nicht viel um die Meilenzahl küm-

*) Der nordische Vog enthält 36 Pfund, der russische nur 30.
D. H.

mert, da die scheinbare Entfernung der Orte und die Zeit, in der man von einem Hofe zum andern gelangt, von Wind und Wetter so abhängig bleiben. Hr. B. fragte, wie weit es von Stamsund nach Ramsvick sei, und erhielt zur Antwort: Eine halbe Meile. Aber sie brauchten mehr als zwei Stunden.

Gegen den Herbst zeigt sich in dieser Meeresgegend der Brugden oder Pferdehai (Squalus maximus) *) in manchen Jahren häufig, und man zieht bedeutenden Gewinn aus seinem Fange. Um sich seiner zu bemächtigen, hat man eine Wurfangel (Harpune) von besonderer Einrichtung. Sie ist an eine Leine von 300 Faden Länge befestigt. Wenn der getroffene Fisch, dem man sich übrigens leicht und ohne Gefahr nähern kann, die Leine straff anzieht, so löst sich die 1 Fuſs lange Spitze von der Wurfangel, auf welche sie bloſs gesteckt war, ab, und obgleich eine in der Mitte befestigte Kette sie noch zweifach mit derselben verbindet, so kann doch nun ihre Schwerkraft nicht mehr dahin wirken, das Eisen aus dem Körper des Fisches zu ziehen. Dieser martert sich ab, und wird endlich mit Lanzenstichen völlig getödtet.

---

*) Ein spindelförmiger, schwärzlichbrauner Fisch aus der Gattung der Haie, von $29\frac{1}{3}$ Fuſs Länge, 16 Fuſs Umfang und 160 Centner Schwere.

D. H.

Zu Luroe, Budoe und Kerringoe hatten die Reisenden keine geheizten Zimmer mehr gefunden; aber zu Stamsund, wo sich sogar Nachtfröste einstellten, mufsten sie sich wieder einheizen lassen und so geschah es auch zu Ramsvick und zwar mit Birkenholz vom Fiorde Ofoden herbeigeholt, obgleich es der Insel selbst nicht an einem andern Brennstoffe, nämlich sehr festem Torfe, fehlte.

Die Lofodden sind zuweilen sehr heftigen Erdbeben ausgesetzt. Man zeigte den Reisenden grofse Felsblöcke, die zu verschiednen Malen von der Höhe herabgestürzt waren, unter andern noch im November 1816, wo sechs auf einander folgende Erderschütterungen der ganzen Inselkette grofse Besorgnisse eingeflöfst hatten. Und die nämlichen Wohnungen dieser Küsten, welche jeden Augenblick von den über ihnen hangenden Felsblöcken zerschmettert zu werden drohen, werden bei Stürmen aus Südosten vom Schaume des Meeres bedeckt.

Eine ganz eigne Lage hatte der Hof Reine auf der Insel Moskenöe. Von Grausen und Schwermuth erregenden Felstrümmern umgeben, erblickte man ein lieblich grünendes Plätzchen, etwa 1000 Schritte lang und 400 breit, mit Wohlstand verrathenden Gebäuden besetzt und über diesen wieder Trümmer auf Trümmer gehäuft, gleichsam als Treppe erscheinend zu einem wohl 500 Fufs höher gelegenen, von gräfslich schwarzen Felsen senkrecht eingeschlossenen Schlunde, über dem sich endlich Schnee zeigt und zwei gewaltige Ge-

birgshörner sich an 2000 Fuſs über die Meeresfläche pyramidalisch erheben! Des Besitzers vor Kurzem verstorbene Frau lag neben der Kirche begraben, oder richtiger: über ihrem Sarge waren gröſsere und kleinere Felstrümmer als einzige Bedeckung geworfen. „Das kann man wohl schwerlich ein Versenken in den ruhigen Schoos der Erde nennen!“ bemerkt Hr. B. sehr richtig. Eine nicht minder traurige Lage hatte der Hof Sund auf der Küste von Flagdastöe, der gleichwohl für die vorzüglichste Besitzung auf Lofodden gehalten wird. Hr. B. fragt, wie es möglich war, daſs Menschen hier an eine Ansiedelung denken konnten. Dieser Hof lag in einer über alle Beschreibung traurigen Schlucht. Eigentlich war nur Platz für 4 Gebäude gewesen, und man hatte zwei andere zum Hofe gehörige Häuser über den Meeresstrom hinbauen müssen. Ein Garten, den man beim Aussteigen erblickte, war gewiſs in diesen Gegenden eine schon an und für sich auffallende Erscheinung, aber noch auffallender durch die Eigenthümlichkeit der Anlage. Man hatte nämlich auf eine alte Jacht Bretter gelegt und diese mit Erde bedeckt, worauf nun Petersilie, Kresse und sogar als Zierde einige Wucherblumen (Chrysanthemum segestum) wuchsen.

Die Fahrt über den verrufenen Malström (Mahlstrom) *), am 27. Juni, lief glücklich ab.

---

*) Hr. B. beschreibt und erklärt diesen Meeresstrudel im Ganzen

Die Insel Mosken liefert einen Beweis, wie sehr in südlichern Gegenden das Vieh durch zu sorgliche Wartung verzärtelt zu werden pflegt. Auf der hohen Abdachung dieser Insel leben Jahr aus Jahr ein gegen 150 Kühe und Stiere und gar viele Schafe, ohne der Kälte des Winters zu unterliegen, in einem an Wildheit gränzenden Zustande, und man bemächtigt sich ihrer im Winter, wo sie am feistesten sind, nur durch Hilfe des Schiefsgewehrs. Der Mangel an Schnee, der auf dem Eilande nicht liegen bleibt, macht es den Thieren möglich, die nöthigen Mittel zu ihrem Unterhalt zu finden, und sie pflanzen sich, wie man versichert, sogar fort. Nur wird das junge Vieh sehr bald eine Beute der Adler. Bei heftigen Stürmen soll sich die ganze Heerde, die gröfsten Thiere an der Spitze, auf die äufsersten Absätze derjenigen Seite begeben, woher der Wind kommt, und so demselben widerstehen.

Nun auch ein Beispiel, was der Mensch in diesen Gegenden zu ertragen vermag. Ein Mann, Namens Johann Frank, Familienvater und auf Moskenöe wohnhaft, ruderte im Jahre 1814 oder 1813, im November, nach den zahlreichen, westlich von dieser Insel gelegenen Klippen, und legte bei einer derselben an, um Seeottern zu schiefsen. Er

---

auf dieselbe Weise, wie diefs in meinem Gemälde der phys. Welt, III. Bd. S. 468 u. f. geschehen ist.

D. H.

stieg zu dem Ende aus, mochte aber unterlassen haben, das Boot gehörig zu befestigen; denn man fand bald nachher die Ueberreste desselben auf dem Wasser treibend, und trug, ihn für todt haltend, kein Bedenken, seine Verlassenschaft gesetzlich unter die Erben zu vertheilen. Einen Monat weniger drei Tage später kommt jener Klippe zufällig ein Boot nahe, und man entdeckt den Unglücklichen, der sogleich, ohne ein Wort zu sprechen, über die Speisen im Boote herfällt! Man fand ihn fürchterlich durch den Hunger entstellt, allein noch vermögend aufrecht zu stehen. Die Beamten kamen bald darauf in diese Gegend und sollen seine Aussagen zu Protokoll genommen haben. Er behauptete, nur von Moorerde gelebt, und Schnee, anstatt des süfsen Wassers, das ihm auch fehlte, genossen zu haben. Vermuthlich hatte er aber auch Muscheln und Seesterne gegessen, woran es auf einer Klippe von einigen Hundert Schritten nicht fehlen konnte, und diefs zu gestehen für schimpflich gehalten. Er fiel nach seiner Rettung in eine schwere Krankheit, überlebte sie aber noch um volle 4 Jahre. Er soll sich durch einen vorzüglich starken Körperbau ausgezeichnet haben.

Auf der Insel Vaeröe giebt es im Winter eine aufserordentliche Menge von Seeadlern *). Sie werden zu die-

*) Hr. B. ist ungewifs, ob es der Falco leucocephalus L. ist, oder ob er zur Species Albicilla gehört.

D. H.

ser Jahreszeit eine wahre Landplage, indem man es ihretwegen durchaus nicht wagen darf, das Vieh aus den Ställen zu lassen. Selbst ein bejahrter Mann wurde einst am Strande von einem solchen Adler angegriffen, der schon die Krallen in dessen Jacke eingeschlagen hatte und so gefangen wurde. Um sich dieser räuberischen Gäste so viel als möglich zu entledigen, führt man aus Steinen kleine Hütten auf, in denen nur eine geringe Oeffnung gelassen wird, nachdem der Fänger sich noch vor Eintritt der Morgendämmerung darin versteckt hat. Die Lockspeise, ein gefallnes Stück Vieh, oder nur ein blofses Stück Fleisch, ist an einem Seile befestigt, welches sich von der Hütte aus anziehen läfst, und dieses geschieht, sobald der Raubvogel sich auf die vermeintliche Beute herabgelassen hat. Durch diese Bewegung des Köders wird der Adler nur noch hitziger, krallt sich immer fester ein, und wird endlich ganz in die Hütte gezogen und so erschlagen. Auf diese Art hatte ein einziger Knabe im vorhergegangenen Winter 26 Adler gefangen, woraus man auf ihre Menge schliefsen kann. Wahrscheinlich sind es die grofsen Schwärme der Alpen-Schneehühner, welche sie den Winter über in so nördlichen Gegenden festhalten, denn alle hier brütenden Seevögel sind alsdann, mit Ausnahme einiger Meven, verschwunden.

Von der ungeheuern Menge Seevögel, die es während des Sommers hier giebt, zeugt folgende Stelle aus des Verf. Briefen: „Noch bemerkten wir nur das gewöhnliche See-

geflügel, und schon lagen die Gebäude von Mosta unter der steilen Felswand vor uns, als wir von unsern Begleitern auf einen grofsen dunkeln Streif im Wasser aufmerksam gemacht wurden, der aus lauter Vögeln bestehen sollte. Das schien uns ganz unmöglich; aber nun setzte sich jener Streif in Bewegung, gerade auf uns zu, und es entwickelte sich ein Schwarm von Seevögeln, ... von dessen Gröfse Du Dir kaum einen Begriff machen wirst, wenn ich Dir sage, dafs ich meine Doppelflinte 10 Mal abdrücken und wieder laden konnte, bevor alle vorüber waren. Dabei nahm der Zug eine Breite von wenigstens 1000 Schritten ein, aber die Vögel flogen nicht dicht gedrängt, sondern jeder für sich nahe hinter den andern her, und bei der Schnelle ihres Flugs und der geringen Entfernung — denn keine 10 Schritte über unserm Kopfe strichen sie hin — waren wir anfangs so verwirrt, dafs wir keinen Schufs anzubringen wufsten. Solcher Flüge gab es zwei bis drei in der Gegend, die sich auch auf dem Wasser gelagert sehr nahe kommen liefsen, und man begreift kaum, wie das Gebirge für eine so ungeheure Menge von Vögeln noch Brüteplätze genug darbieten kann, und doch hatten wir nur erst Alken und Langivien gesehen! . . . . . Nun fuhren wir weiter zur südlichsten Spitze der Insel, und kamen an eine tiefe Felsspalte, die eine Höhle bildet, in welche wir mit dem Boote fahren konnten, und diese, nebst der ganzen an Absätzen reichen Felswand umher, ward von dreizehigen Meven bewohnt. Ein aus Seegras gebautes

Nest berührte fast das andere so hoch hinauf, als das Auge Gegenstände unterschied, und so tief herab, dafs wir die untersten Nester mit den Händen erreichen konnten, und Männchen und Weibchen safsen dabei in lieblichen Stellungen dicht an einander gedrängt, ohne sich durch unsere am Abhange und in der Höhe selbst gewagten Flintenschüsse abschrecken zu lassen. Schwärme von ihnen machten ganze Scheeren schneeweifs, und mit einem Doppelschusse streckte ich 9 Stück derselben zu Boden."

Merkwürdig ist, dafs alle diese Seevögel jedes Jahr zu dem beschriebenen Brüteplatz auf Vaeröe zurückkehren, und dafs dabei jede Art den gewohnten Platz wieder einnimmt. Dieselbe Erscheinung bietet sich auf Fuglöe und Lovunnen, Sverholt in Finnmarken, auf Röst, auf der grönländischen Insel Orpiksauk, nördlich von Disko, und auf dem sogenannten zu Island gehörigen Vogelberge dar. „Man fragt hier unwillkürlich" — bemerkt der Verf. — „nach dem höhern Naturgesetz, welches diese Thiere bestimmen mag, gerade nur gewissen Felseninseln vor so vielen andern den Vorzug zu geben, die nicht minder passend für ihren Zweck zu seyn scheinen. Offenbar müssen so viele, auf dieselbe oder ganz ähnliche Weise lebende Vögel, den einzelnen die Auffindung der Nahrungsmittel erschweren, und es wird also ein anderer Grund vorhanden seyn, der allen denselben Ort so anziehend macht; denn zufällig ist, wie überhaupt in der Natur, hier gewifs nichts, und dem Naturfor-

scher kann die Erklärung aus dem blofsen Hang zur Geselligkeit dieser Vögelarten nicht genügen. Man müfste alle jene erwähnten Brüteplätze besucht haben, und aus mehrjähriger Erfahrung genau die Nahrungsmittel und alle äufseren Lebenserscheinungen jeder Art kennen, um hier mit einiger Sicherheit zu schliefsen. Aber was Vaeröe anbelangt, so ist es mir nicht unwahrscheinlich, dafs die Lage dieser Insel jenen Seevögeln um defswillen so willkommen ist, weil eben hier, aus nicht näher bekannten Gründen, unzählige Fische ihren Laich absetzen, und die junge Fischbrut jenen eine unerschöpfliche Quelle der Nahrung darbietet. Insofern wären nun freilich alle Küsten von Lofodden gleich günstig für einen allgemeinen Brüteplatz der Art, aber eigenthümlich ist wenigstens an Vaeröe die steile Abdachung gegen Süden mit Schutz gegen Nord- und Nordwest-Winde, und die ganze Beschaffenheit des Felsens mit seinen vielfachen Höhlungen und Spalten macht ihn für die Vögel unläugbar doppelt günstig. . . . . ."

Als Hr. B. mit seinem Gefährten den Gebirgsrücken von Vaeröe bestieg, trat ihnen eine neue Merkwürdigkeit entgegen, eine Frau nämlich, mit zwei zum Vogelfang abgerichteten Hunden. Es waren insbesondere Papageitaucher, mit deren Fang sie beschäftigt war. Die Felsart an diesem Platze und an den übrigen der Insel, welche der Papageitaucher sich vorbehalten hat, ist Schiefer, der, schon an sich reich an Vertiefungen, von den Vögeln noch

mehr durchlöchert worden ist. Jede dieser Höhlen, für ein Pärchen bestimmt, ist bei einer Breite von 6 Zoll im Durchmesser 1 bis 2 Klafter tief, und es läſst sich nicht bezweifeln, daſs der Vogel sie mit Hilfe seines groſsen harten Schnabels und seiner Klauen selbst gräbt. Ganz ans Ende dieser Höhle legt das Weibchen Ein schmutzig weiſses ungeflecktes Ei, von der Gröſse eines Hühnereies, nur mehr abgerundet an beiden Enden. Die erwähnten Hunde (an Gestalt und Zeichnung den Dachshunden ähnlich, aber höher von Beinen und durch eine doppelte Klaue am Hinterdaumen ausgezeichnet) begannen in Gegenwart unserer Reisenden, welche die Frau, die schon nach Hause gehen wollte, ersuchten, wieder mit ihnen umzukehren, sogleich wieder hitzig ihre Jagd, und man sah sie in den Höhlen verschwinden, mit Beute hervorkommen und von neuem andere Löcher durchstöbern. Sie haben im Innern dieser Löcher einen schweren Stand mit dem sich heftig vertheidigenden und bis aufs Blut beiſsenden und kratzenden Vogel zu bestehen, und die Fängerinn, die nach ihrer Aussage 20 Hunde hält, behauptete schon viele derselben eingebüſst zu haben, die nicht wieder zum Vorschein gekommen seien. Uebrigens bringen gut abgerichtete Hunde den Vogel noch lebend aus der Höhle, und er wird alsdann, wie es auf Entenfängen mit den gefangenen Enten zu geschehen pflegt, ohne Verletzung der Haut, durch bloſse Anziehung des Kopfes und Trennung des Atlas vom Hinterhaupte getödtet. — Der erwähnte Gebirgsabhang ist unter

die Bewohner von Mosta vertheilt, welche fast ausschliefslich vom Vogelfange leben. Man verspeist die Vögel frisch und eingesalzen; aber so grofs auch der Verbrauch seyn mag, so wird ihrer doch verhältnifsmäfsig nur eine geringe Anzahl getödtet. Denn gerade die Plätze, welche den zahlreichsten Schwärmen zum Aufenthalte dienen, ist der Mensch zu erreichen nicht im Stande, so grofse Waghälse es auch hier in dieser Hinsicht giebt. Viele Vogelfänger lassen sich an den steilsten Stellen an Seilen den Abhang hinab, und es darf nicht befremden, wenn sich dabei von Zeit zu Zeit Unglücksfälle ereignen. Ueberhaupt wurde Hrn. B. versichert, dafs der Vogelfang auf Mosta-Field von Jahr zu Jahr gefährlicher werde, angeblich weil die Felsen durch den scharfen Koth der Vögel immer morscher und von diesen mehr und mehr durchwühlt würden.

Als unsere Reisenden an einem Sonntage Morgens in der Wohnung des Lehnsmannes mit dem Bereiten der Vogelhäute etc. beschäftigt waren, ging fast die ganze Bevölkerung von Sörland und Mosta keine sechs Schritte — so eng war der durch Felsen beengte Raum — vor ihren Fenstern vorüber zur Kirche nach Nordland, und Alle ohne Ausnahme steckten den Kopf in die Thüre, und riefen ihnen ein „Gesegnete Arbeit!“ zu. „Ein harmloses, auf dem Lande furchtsames Völkchen,“ — setzt Hr. B. hinzu — „das wir so gut

hätten unterjochen können, wie Jörgensen Island *). Vor den geübten Schützen hatten alle den gröfsten Re-

---

Jörgen Jörgensen, ein dänischer gemeiner Soldat, war im Kriege 1807 von den Engländern zum Kriegsgefangnen gemacht worden, und nachher als Handlungsdiener zu einem Londner Kaufmann, Phelps, gekommen. Er ging in Gesellschaft desselben 1809 mit einem Schiffe nach Island, um dort Handelsverbindungen anzuknüpfen. Man wollte sie aber in Reikiavik, der Hauptstadt dieser Insel, nicht in den Hafen lassen und die daraus hervorgehenden Streitigkeiten wurden so ernsthaft, dafs Hr. Phelps den dänischen Statthalter der Insel gefangen nahm und ihn an Bord seines Schiffes brachte. Diefs und das Folgende war sehr leicht, da es Reikiavik an aller Vertheidigung fehlte, und die Kanonen des englischen Schiffes den ganzen Ort hätten zerstören können. Der erwähnte Jörgensen warf sich nun, während Hr. Phelps sich still in sein Schiff zurückzog, zum Beherrscher der Insel auf, proclamirte das Aufhören der dänischen Herrschaft, und befahl, bei Strafe augenblicklichen Todes, den Dänen in ihren Häusern zu bleiben. Aus den Eingebornen wurde einige Mannschaft zu ordentlichen Soldaten gebildet, und der neue Statthalter oder Protector, wie er sich nannte, fing an, sich alles öffentlichen und Privat-Eigenthums zu bemächtigen, zu welchem Ende er das Land durchreiste. Die Herrlichkeit währte indefs nur kurze Zeit. Nach der Ankunft des Capitäns Jones von der (engl.) Kriegsschaluppe Tal-

spect. . . .“ Die Winterfischerei war auf Vaeröe in den letzten Jahren bedeutender als sonst gewesen, und dadurch der Wohlstand einzelner Einwohner sehr gewachsen. Davon schien ein Drontheimer Jachtführer, der eben dort vor Anker lag, Vortheil zu ziehen, und setzte Waaren mancherlei Art ab, besonders Luxusartikel, nach welchen die Leute ein kindisches Verlangen zeigten, Branntwein, und selbst Wein, dessen Genuſs sich also bis auf diese öden Klippen erstreckt. Indessen bemerkt Hr. B., daſs auch viele Haushaltungen auf den Lofodden den für den Bezirk bevorrechtigten Kaufleuten sehr verschuldet seien. Von ihnen nämlich müssen sie Mehl und andern Hausbedarf gegen die gefangnen Fische eintauschen, und die Natur der Sache bringt es mit sich, daſs nun der Kaufmann den Preis macht. In allen Haushaltungen war man mit dem Einbringen des Torfes beschäftigt, den Sörlandsmyren sehr gut liefert, und ohne welchen die Insel nicht bewohnt seyn würde.

Ein Besuch der benachbarten Insel Röst (westlich von Vaeröe gelegen und die südlichste der Lofodden), wurde unsern Reisenden durch das stürmische Wetter vereitelt; sie

---

bot, wurde er seiner Gewalt entsetzt, und der Statthalter wieder frei gelassen. S. Mackenzies Reise durch Island, im Sommer 1810. Aus dem Engl. Weimar, 1815. S. 578 u. ff.

D. H.

hatten aber Gelegenheit von dem Küster von Röst, der sich gerade damals auf Vaeröe aufhielt, Erkundigungen darüber einzuziehen. Sie ist, obwohl kleiner, der letztern sehr ähnlich. Ihre Entfernung beträgt $3\frac{1}{4}$ Meilen, und ungeachtet auch auf dieser Strecke die See voller Brechungen ist, denen des Malströms ähnlich, so bedient man sich dennoch zu der ziemlich gefahrvollen Reise dahin nur der gewöhnlichen unbedeckten Böte. Mit bedeckten Fahrzeugen würde die Ueberfahrt weniger gefährlich seyn; aber die Vorfahren bedienten sich ihrer nicht, und die Nachkommenschaft will nicht kleinmüthiger erscheinen als sie. Dazu ist der Tod in den Wellen ein zu gewöhnlicher, als dafs Unglücksfälle zur See überhaupt noch Eindruck machen könnten, und da es viele Beispiele giebt, dafs Leute aus den allerdrohendsten Gefahren wunderbar gerettet wurden, so ist leider der Glaube an eine absolute Prädestination herrschend geworden. Nach den Listen des Predigers war in dem Zeitraum von 20 Jahren fast die Hälfte aller Verstorbenen männlichen Geschlechts zur See umgekommen, und ein besonderes unglückliches Ereignifs vor 12 Jahren war noch in lebendigem Andenken. Damals bestand die männliche Bevölkerung von Röst aus 25 Personen, von denen 16 in fünf Böten nach Vaeröe herüber gekommen waren. Da der Wind nicht günstig war, so widerrieth man ihnen die Rückreise, aber vergebens, und Alle ohne Ausnahme mufsten das Wagstück mit dem Leben büfsen und versetzten ihre Familien in die traurigste Lage.

Am 14. Juli, Abends um 11 Uhr, wo die Sonne noch über dem Horizont stand, verliefsen unsere Reisenden Vaeröe, und gingen nach den nördlichen Lofodden zurück, wo sie am 17. an der Küste von Ost-Vaagen landeten. Die dortige Pfarre Vaagen ist diejenige, welche einst der berühmte Egede freiwillig in frommem Eifer verliefs, um die heidnischen Grönländer im Christenthum zu unterrichten. Sie wird jetzt für eine der besten in Norwegen gehalten, da ihre hauptsächlich in Fischen bestehenden Einkünfte äufserst bedeutend sind. Storvaagen und Finesse sind die beiden Höfe, bei denen sich zur Zeit der Winterfischerei die meisten Böte versammeln. Aus Süden und Norden strömen Menschen herbei und Alles ist von Fischern und andern Fremden angefüllt; denn es giebt wenig Höfe im ganzen Lande, die nicht wenigstens einigen Antheil an den nach Lofodden gesandten Fischerböten hätten. Man berechnet die Anzahl derselben zu fast 4000, und für jedes 5 Mann Besatzung aus den kräftigsten und geübtesten Seeleuten der Provinzen. Die Fischerei beginnt in der Mitte des Jäners, und um Ostern fährt Alles nach der einmal herrschenden Gewohnheit nach Hause. Um diese Menschenmasse, von der wohl der fünfte Theil auf Vaagen bleibt, aufzunehmen, sind hölzerne Baracken erbaut, in denen das ermattete Volk Ruheplätze findet, wobei die Mannschaft mehrer Böte sich mit einer und derselben Hütte behelfen mufs, um hier zugleich zu schlafen, sich zu trocknen, Speise zu bereiten und

zu geniefsen. Bei Storvaagen gab es ganze Reihen dieser kümmerlichen Wohnungen, aber dennoch finden nicht alle darin ihr Unterkommen, und diese pflegen dann unter ihren umgekehrten Böten zu schlafen. Allen müssen übrigens die, öfters ganz durchnäfsten, Seekleider statt des Bettes dienen.

Man begreift es anfangs nicht, wie Menschen solche Mühseligkeiten, ohne in Verzweiflung zu gerathen, ertragen können; vielmehr sehen die Fischer der Reise nach Lofodden mit Sehnsucht entgegen; jeder drängt sich dazu, die Reise mitmachen zu dürfen. Eine nähere Bekanntschaft mit dem Treiben der Nordländer erklärt diese Erscheinung hinlänglich. Sie sind nämlich von Jugend auf an die gröfsten Strapatzen zur See, auch stets eng bei einander wohnend, an das Unangenehme einer verdorbenen Stubenluft gewöhnt. Die meisten Wohnungen sind so eingerichtet, dafs die Küche zugleich Wohn-, Efs- und Schlafzimmer ist, und aufserdem noch benützt wird, die täglichen Vorräthe aufzubewahren und die nassen Kleider zu trocknen. Kaum also wird der Aufenthalt in einer Vaagen'schen Baracke viel unbehaglicher seyn können, und zudem ist die Kälte an der Küste überall nicht so aufserordentlich heftig, und läfst sich schon in ledernen Jacken und Beinkleidern ertragen. Dagegen haben die Fischer die Aussicht, in Lofodden durch gewisse Procente vom Fange zu gewinnen, erhalten den Branntwein reichlicher, nebst fetten Dorschlebern, von denen Hr. B. mit einer Art von Begeisterung reden hörte, und vertauschen hier ein

sonst ungeselliges Leben mit dem Umgange vieler Bekannten in den Ruhestunden. Sehr nachtheilig werden indefs die nicht seltenen Fälle, wo in einer Reihe von Tagen anhaltende Stürme den Böten nicht auszulaufen erlauben, und nun die ganze Menschenmasse, dicht bei einander gedrängt, so lange ruhen mufs. Aber bei alle dem ist die Sterblichkeit nicht so auffallend grofs, und die hier herrschenden Krankheiten sollen meistens Folgen der Unmäfsigkeit seyn. Indessen waren doch im Winter von 1816 auf 1817 in der Zeit von beinahe drei Monaten, welche die Fischerei währt, gegen 200 Menschen gestorben, und insgesammt auf dem Kirchhofe bei Vaagen beerdigt worden.

Am Sonntage fanden sich aufser den Bewohnern der Nachbarschaft auch Eingepfarrte von Hindöen zum Gottesdienste in Vaagen ein, zwei Männer und eine Frau, welche letztere den ersten Kirchgang nach kaum überstandenem Wochenbette hielt. Diese Leute hatten defshalb eine Fahrt von fünf nordischen Meilen machen müssen. Schlechtes Wetter verwandelt eine solche Fahrt zuweilen in eine mehrtägige Reise, und alsdann bittet man den Geistlichen bei ihm übernachten zu dürfen.

Gegen Ende des Juli verliefsen Hr. B. und sein Gefährte die Lofodden und segelten über das West-Fiord (den Busen zwischen den Lofodden und dem festen Lande) nach Salters-Fogderie zurück. Bei Hundholmen, wo sie am 2. August

eintrafen, fielen ihnen die russischen Gesichtszüge eines Trupps von Menschen auf, die sich auf Klippen am Strande gelagert hatten. Es waren wirklich Russen, die zur Mannschaft russischer Lugger gehörten, deren fünf in der Bucht vor Anker lagen, Fahrzeuge von der Gröfse nordischer Jachten, aber schwerer gebaut und mit zwei Masten versehen. Die Ladung dieser Fahrzeuge, deren man noch verschiedene erwartete, bestand aus Roggenmehl in Matten festgestampft, und sie tauschten dagegen Fuchs- und Otterbälge zu sehr hohem Preise ein, den Werth des Mehls auf Silber reducirt, den Otterbalg zu 5 bis 8 Thaler, und den Kreuzfuchsbalg ebenfalls zu 8 Thaler. Nach Bärenfellen, so wie nach Weifsfuchs- und Hermelinfellen fragten sie jetzt nicht, bezahlten aber die blauen Füchse von der ersten Sorte mit 80 bis 100 Thalern, auch in baarem Silber. Besonders auffallend war der hohe Preis der an und für sich unansehnlichen graubraunen Otterfelle. Die Russen verkaufen sie nach ihrer Aussage an Kaufleute in Archangel, von wo aus sie nach Petersburg, und dann nach Moskau verschickt werden. Hier erst bereitet man sie, vergoldet die Spitzen der Haare, welches bei keinem andern Pelzwerke möglich seyn soll, und versendet sie nach der Tatarei nnd nach China. Die kostbaren Fuchsfelle bleiben in Petersburg und Moskau, und wenn sie hier in der zweiten Hand schon so hoch bezahlt werden, so ist es begreiflich, wie eine Besetzung von blauem Fuchspelz nur ein so äufserst kostbarer Schmuck seyn kann.

Hundholmen ist eine ganz neue, erst seit 1807 angelegte Stadt. Die dortige Handelsniederlassung, welche durch den gleich nach ihrer Gründung ausgebrochenen Krieg zwischen Dänemark und England sich sehr im Aufblühen gehemmt gesehen hatte, wurde im Sommer 1817 zu Drontheim öffentlich versteigert. Unmittelbare Versendungen von Fischen nach Spanien wurden von den Unternehmern nur in den ersten Jahren gemacht, und der Handel beschränkte sich zur Zeit der Anwesenheit des Hrn. B. auf Drontheim und auf den Umsatz mit den Russen, welche die Küste besuchen. Die englische Niederlassung, zu welcher die von Buch'sche Reise Veranlassung gegeben hatte, bestand damals seit zwei Jahren, und versorgte die Provinz mit Weinen, Stahl- und Manufactur-Waaren, die bisher noch nie in Salten feil geboten worden waren, und deren Anhäufung Viele nicht eben als ein Glück für die Provinz ansehen wollten. Eine Nebenbestimmung des englischen Comptoirs war die Versendung trockner Fische nach England, und im Sommer 1816 war auch ein, obwohl nicht glücklicher Versuch gemacht worden, Walfische auf dem Westfiord zu fangen. Diesen Thieren stellen dagegen, wie man Hrn. B. sagte, mit mehr Glück die Seefinnen in Tromsöens Fogderie und in Finnmarken, seit 1812 nach. Sie bedienen sich zu diesem Zwecke blofser Wurfangeln (Harpunen), ohne daran befestigte Leinen zum Nachlassen, und überlassen es dann Wind und Wetter, den getroffenen Walfisch an die

Küste auszuwerfen. Um Zwistigkeiten zu verhindern, ist jeder Fänger schuldig, seine Harpunen mit einem Zeichen zu versehen, welches der Beamte ins Gerichtsprotokoll einträgt. Hierdurch wird Jeder, dessen Fangeisen man in einem ans Ufer getriebenen Thiere steckend findet, als rechtmäfsiger Eigenthümer desselben angesehen. Diese sonderbare Art des Fangs war im Laufe des Sommers 1817 die Veranlassung, dafs ein Finne einem Kaufmanne in Tromsöe seine blofsen Ansprüche auf einen Walfisch, den er tödtlich verwundet zu haben glaubte, zum Verkaufe anbot. Der Kaufmann willigte in den Vorschlag, und wirklich ward das Thier einige Tage später auf dem Wasser treibend gefunden, und dem Käufer zugesprochen. Schon eine beträchtliche Anzahl von Walfischen sind auf diese Weise gefangen, aber ungleich mehr getödtet worden, ohne dem Fänger Nutzen zu gewähren. Ausrüstungen im Grofsen auf den Walfischfang, nach Art, wie ihn die Grönlandsfahrer treiben, sind übrigens darum an den nordischen Küsten nicht thunlich, weil die Nordkaper hier einen zu grofsen Spielraum zum Entweichen haben, während sie im Eismeer oft so von Eismassen umringt sind, dafs ihnen das Entkommen unmöglich wird.

Wir beschliefsen hier den Auszug aus dem Tagebuche unsers Reisenden, welcher nebst seinem Begleiter im Oktober desselben Jahrs glücklich wieder in seiner Heimath ankam.

V.

Campbells Reise ins Innere von Südafrika.

Herr John Campbell, ein brittischer Missionär, war von der Direction der Londner Missionsgesellschaft schon im Jahr 1813 nach Südafrika geschickt worden, um die dortigen Missionen der Ansiedlung am Vorgebirge der guten Hoffnung zu untersuchen. Er war auf dieser Reise bis nach Lättäku, weit über die Gränzen dieser Ansiedlung hinaus, unter 27° südlicher Breite, gekommen, und da dieser Ort damals ziemlich der äufserste Punkt nach Norden hin war, von welchem man Kenntnifs hatte, so erregte die Beschreibung, welche Campbell nach seiner Rückkunft von dieser Reise herausgab, allgemeine Aufmerksamkeit.

Im Jahr 1818 erhielt er von der erwähnten Direction der Londner Missionsgesellschaft abermals den Auftrag, jene Missionen in Südafrika, zu welchen seit 1813 mehre neue hinzugekommen waren, zu bereisen. Er verliefs in Folge dieses Auftrags London am 10. November 1818 und kam am 26. Februar 1819 in der Capstadt, am Vorgebirge der gu-

ten Hoffnung, an. Wir theilen aus seiner im Jahr 1822 zu London in zwei Bänden unter dem Titel: Travels in South Africa, undertaken at the Request of the London Missionary Society; being a Narrative of a Second Journey in the Interior of that Country etc. *) erschienenen Beschreibung dieser Reise, dasjenige mit, wodurch die Kenntnifs des Innern von Südafrika im Wesentlichen erweitert worden ist. Obschon es Hrn. Campbell an den nöthigen Kenntnissen mangelte, um diese Reise für die Wissenschaften so gewinnreich als möglich zu machen: so bestätigt sie doch, wie das Quarterly Review (Nr. 54, 1822, S. 365) treffend bemerkt, den alten Spruch: Africa semper aliquid novi offert.

Unser Reisender verliefs Capstadt am 18. Jan. 1820, bereiste die Missionsorte im Gebiete der Ansiedlung, setzte am 7. März über den grofsen Oranienflufs (der etwa unter 29° südl. Br. von Osten nach Westen dem Atlantischen Meere zuströmt) und traf am 14. desselben Monats in Griqua-Stadt (holländisch Klaarwater) ein. Die dortigen Missionen befanden sich in gutem Zustande. In der Schule

*) Teutsche Uebersetzungen dieser Reise im Auszuge sind erschienen in Bertuchs Neuer Bibl. der wichtigsten Reisebeschreibungen, 2te Hälfte der 1sten Centurie, XXX. Band, Weimar, 1823, und in Dr. Brans Ethnographischem Archiv, XIX. Bd. 1stes Heft, Jena, 1822.

D. H.

wurden über hundert Kinder beiderlei Geschlechts nach der Bell-Lancasterschen Methode unterrichtet; vier Hottentottenknaben waren schon so weit gebracht, dafs sie als Gehilfen (Moniteurs) gebraucht werden konnten. Die Einwohner (vom Stamme der Griquas) wohnten zum Theil in gut gebauten steinernen Häusern, mit ordentlichen Dächern, Thüren und Fenstern. Drei, auf europäische Weise gekleidete, Weiber sah Campbell an baumwollenen Zeugen nähen; er beschenkte sie mit Nadeln, Zwirn, Fingerhüten etc.

Acht Tage darauf verliefs Campbell diesen Ort und begab sich nach dem etwa 20 teutsche Meilen nördlicher liegenden Neu-Lättäku, an den Quellen des Kruman, eines ansehnlichen Flusses, welcher sich in den Oranienstrom ergiefst, aber während der dürren Jahreszeit ganz austrocknet. Seit Campbells voriger Reise war in dieser Stadt ein bequemes Bethaus, das 400 Menschen fafste, so wie eine lange Reihe zur Missionsanstalt gehöriger Häuser errichtet worden, hinter welchen treffliche Gärten lagen. 10 teutsche Meilen nördlicher liegt Alt-Lättäku. Jede dieser beiden Städte hat etwa 4000 Einwohner vom Stamme der Buschuanas oder der Matschappihs, wie sie Campbell auch zuweilen nennt. Schon eine Stunde nach seiner Ankunft in Neu-Lättäku erhielt er Besuche von dem dortigen Könige Matihbi, von Kossih, dem Könige von Maschau (das mehr als 30 teutsche Meilen weiter nordöstlich liegt) und einigen andern vornehmen Personen. Campbell machte ihnen

am folgenden Tage die üblichen Geschenke, von welchen Matihbis Antheil in einer Säge, die seinen ganzen Beifall hatte, einem Feuerzeug, einem Kaleidoskop (aus dem er sich wenig machte), vergoldeten Knöpfen und Glasperlen bestand. Um den Schulbesuch der Kinder stand es hier schlechter als zu Griquastadt. Als Campbell dem Häuptlinge sein Bedauern darüber zeigte, antwortete dieser ganz ruhig: „Die Kinder müfsten das Vieh hüten.“ Die Missionäre sagten, sie könnten Schüler und Zuhörer genug haben, wenn sie dieselben füttern und beschenken wollten. Campbell wollte den Matihbi bei einer andern Gelegenheit einige Belehrung über die Himmelskörper ertheilen, und ihm unter andern die Ursachen der Sonnen- und Mondfinsternisse erklären. Aber diser wollte nicht glauben, dafs die Erde je zwischen Sonne und Mond zu stehen kommen könnte. Als er ihm ferner sagte, die weifsen Leute kämen von Norden, aus Gegenden, die hinter dem Lande der Schwarzen lägen, schüttelte er den Kopf und zeigte nach Süden, als ob er sagen wollte, dafs er diefs besser wisse. Die Einwohner schienen im Ganzen ein friedliches und gutmüthiges Völkchen zu seyn, dessen Geisteskräfte aber sehr beschränkt waren. Die Männer bringen den Tag mit Müfsiggehen und Schlafen hin, während die Weiber alle Haus- und Feldarbeiten verrichten müssen. Doch lassen sich die Erstern auch herbei, das Vieh zu hüten, welches auf den entferntern Weideplätzen nicht selten von den benachbarten Buschmännern überfallen und geraubt wird.

Bei solchen Gelegenheiten wird die ganze männliche Bevölkerung von Lättäku zur Verfolgung der Räuber aufgeboten, welche, wenn man sie erreichen kann, ohne Barmherzigkeit umgebracht werden. Die zurückkehrenden Sieger werden dann im Triumph von den Weibern und Kindern eingeholt, welche sie, unter Gesang und Tanz auf den öffentlichen Marktplatz führen. Hier wird nun ein Pitso, oder eine allgemeine Versammlung der Anführer gehalten, worin die Vornehmsten in wohlgesetzten Reden der Versammlung den ganzen Hergang des Kampfes erzählen, u. s. w. Dergleichen öffentliche Versammlungen werden auch bei andern wichtigen, das gemeine Wesen betreffenden Vorfällen und Unternehmungen veranstaltet, und Campbell bemerkte in den dabei gehaltenen Reden, wo Jeder, auch in Gegenwart des Häuptlings, seine Meinung frei sagen durfte, etwas so Regelmäfsiges und Taktartiges, dafs es ihm schien, als würde in Versen gesprochen.

Unter die Personen, welche ihre Landsleute an Geschicklichkeit und Klugheit übertreffen, und daher auf Kosten ihrer Leichtgläubigkeit sichs wohl seyn lassen, gehört der Regenmacher. Man findet diesen wichtigen Mann überall in jenen Gegenden. Das alte Sprichwort aber, dafs ein Prophet nirgends weniger gilt als in seinem Vaterlande, bestätigt sich auch hier. Lättäku schickt seinen Regenmacher nach Maschau, und Maschau den seinigen nach Kurrikani, welches wieder jenen zwei Orten mit seinen Regenmachern

aushilft. Da der Regen unumgänglich zum Gedeihen der Erndten nothwendig ist, so besteht das Geschäft dieser Leute darin, bei eintretender Dürre die Wolken zusammen zu treiben und sie zu zwingen, dafs sie sich ihrer Feuchtigkeit entladen. Um nun diefs zu bewirken (oder vielmehr um Zeit zu gewinnen), denken sie auf irgend eine langdauernde und schwierige Beschäftigung für das Volk, von deren Erfolg angeblich das Gelingen ihrer Bemühungen abhängig seyn soll. Schlägt es fehl, so sind sie gar nicht verlegen, eine glaubwürdige Entschuldigung zu ersinnen.

Nächst dem Regenmacher ist der Arzt die wichtigste Person, welcher theils mit einfachen Arzneimitteln, Kräutern etc., theils mit Quacksalbereien seine Kuren verrichtet. So lange in einem Hause Jemand krank ist, wird an der Umzäunung von der Thüre ein Rohr aufgesteckt, zum Warnungszeichen, dafs kein Fremder hineingehen möge. Nicht etwa, als ob man dadurch der Gefahr der Ansteckung vorbeugen wollte, sondern weil, so lange der Doctor hier zu thun hat, alles Bewegliche, was sich im Hause befindet, sein Eigenthum ist, und er würde dieses Recht daher auch bei jedem Fremden geltend machen, der unberufen in seinen Bereich käme. Als daher Hr. Campbell zwei Stücke Holz zu erhalten wünschte, mit welchen er den König Matihbi hatte Feuer anmachen sehen (indem er in der darin angebrachten Vertiefung ein anderes Holz schnell umdrehte): so wurde ihm dieses abgeschlagen, unter dem Vorwande, dafs Matihbi krank

gewesen und seine ganze fahrende Habe sich noch in den Händen des Lättäku'schen Hippokrates befinde.

Hier folgen noch einige Gebräuche dieses Volkes. Wenn ein Buschuana von einer Reise zurückkehrt, so wäscht er sich vom Kopfe bis zu den Füfsen, und scheert sich die Haare von Kopf und Bart glatt weg, damit die Zaubereien des fremden Volkes, bei dem er war, keine Macht über ihn haben. — So lange das Getreide wächst, darf Niemand an einem trüben Morgen aufs Feld gehen, damit er nicht den Regen verscheuche. So begierig die Buschuanas nach Salz sind, so suchen sie solches doch niemals aus den dortigen Salzseen oder Teichen selbst zu gewinnen, sondern sie kaufen es von den Fremden, und obschon sie gern Kartoffeln essen, so kann man sie doch nicht bewegen, dieselben anzupflanzen, weil ihre Voraltern diefs auch nicht gethan haben und sie streng und abergläubisch an deren Sitten und Gebräuchen festhalten. Die Weiber essen mit ihren Männern zwar zu Hause gemeinschaftlich, dürfen aber nicht bei öffentlichen Festen gegenwärtig seyn. Wenn eine Frau dem Manne seine Mahlzeit nicht gehörig zubereitet, so führt er sie vor die Hausthüre und erzählt der ganzen Nachbarschaft mit lauter Stimme ihre Ungeschicklichkeit oder Nachlässigkeit. Bringt eine Frau Zwillinge zur Welt, so wird das eine Kind getödtet. Das Alter, welches bei den meisten Völkern in so hoher Achtung steht, wird bei den Buschuanas gänzlich verachtet. Während Campbells Anwesenheit liefs man ein altes

Weib vor Hunger sterben, und als sie todt war, schleppte man den Leichnam, wie ein Aas, vor die Stadt hinaus, damit er von den Wölfen aufgezehrt werden möge. Ein Greis, um dessen Pflege sich Niemand mehr bekümmerte, ward von den Hunden bei lebendigem Leibe aufgefressen. Gleichwohl bemerkt Campbell, dafs die Buschuanas gegen einander und gegen ihre Kinder freundlich und liebreich seien und den Tod eines nahen Anverwandten herzlich betrauern. Merkwürdig ist, dafs unter diesem heidnischen Volke der Gebrauch des Beschneidens eingeführt ist.

Der König von Maschau, einem etwa 30 Meilen weiter nördlich liegenden Lande, welcher sich bei Campbells Ankunft zu Lättäku eben daselbst befunden hatte, munterte diesen auf, auch sein Land zu besuchen. Campbell nahm die Einladung an, und machte sich in Gesellschaft eines andern dortigen Missionärs, Hrn. Read, am 11. April auf den Weg. Am 13. kamen sie nach Alt-Lättäku, wo sie den dortigen Häuptling Mahuau Pilu mitten auf dem Marktplatze antrafen, umgeben von seinen Hauptleuten, um die Reisenden zu empfangen, und dabei beschäftigt, sich eine lederne Kappe zu nähen. Es liefs ihnen zu ihrer Erquickung sogleich zwei Töpfe voll saurer Milch reichen, und trank vorher selbst davon, zum Zeichen, dafs sie nicht vergiftet sei. Die Hauptleute umringten sie, schüttelten ihnen treuherzig die Hände, und bettelten um einigen Schnupftabak.

Am 15. verliefs Campbell Alt-Lättäku. Sein Weg führte ihn gleich hinter der Stadt bei einem ungeheuern, mit lauter Kafferkorn (Holcus) angebauten Felde vorbei, das wenigstens 2 (engl.) Meilen lang und 1 breit war. Nach sechs Tagen kamen sie in Meribohwhey, der Hauptstadt der Tammahas, an. Das Land bis dahin war überall mit hohem Gras bedeckt, das an manchen Stellen den Ochsen bis an die Bäuche ging. Mitten aus diesen Wiesen erhoben sich von Strecke zu Strecke die herrlichsten Baumgruppen, so dafs sich die Reisenden oft in einen englischen Park versetzt glaubten. Das Nashorn, der Löwe, das Camelopard, das Gnu, das Quagga, und andere im südlichen Afrika einheimische wilde Thiere, theilten sich in den Besitz dieser Gegend, und beunruhigten die Reisenden oft in ihrem Nachtlager. Diese erlegten mehre, unter andern ein schönes grofses Quagga, das dem Zebra gleich gestreift war. Ihr ganzer Verlust auf diesem Wege bestand in einem Ochsen, der die Beute eines Löwen wurde.

Als sie der Stadt Meribohwhey näher kamen, liefen die Weiber und Kinder schaarenweise von den naheliegenden Getreidefeldern herbei, um sich an dem neuen Schauspiele wandernder Häuser (der Wagen) zu ergötzen. Sie blieben indefs in scheuer Entfernung, einige Knaben ausgenommen, welche kühn genug waren, sich der Strafse zu nähern, um die Bewegung der Räder genauer betrachten zu können. Es schien ihnen ein wahres Wunder, wie eine Speiche in die-

sem Augenblicke oben und gleich darauf wieder unten seyn konnte, und sie machten einander mit grofsem Freudengeschrei darauf aufmerksam. Als Cámpbell und sein Gefährte bei der Stadt angelangt waren, kam ihnen eine grofse Anzahl Einwohner entgegen, die mit Lanzen, Streitäxten und langen Stäben bewaffnet waren, Mützen, Mäntel und Schuhe von rohen Thierfellen trugen und sich alle roth angestrichen hatten. So schreckhaft ihr Anblick war, so kamen sie doch nur in der Absicht, die Reisenden aufs freundschaftlichste zu empfangen.

Die Bevölkerung der Stadt Meribohwhey schätzte Campbell auf 6 bis 700 Seelen. Nachdem er ihnen einen religiösen Vortrag gehalten hatte, der ihnen durch den Dolmetscher erklärt wurde, setzte er nebst Hrn. Read seine Reise nach Maschau fort. Sie durchzogen ausgebreitete, mit Kafferkorn bewachsene Ebenen, und erreichten hierauf einen mit Mimosen bedeckten Hügel, von welchem sie eine Aussicht genossen, die an Schönheit Alles übertraf, was sie bisher von dieser Art in Afrika gesehen hatten. Der Weg ging von hier über mehre andere reich bewaldete Hügel und Thäler, bis man endlich die auf einer Anhöhe liegende Stadt Maschau erblickte, deren Einwohner haufenweise den Reisenden entgegen eilten. Gleich nach ihrer Ankunft wurden die Reisenden zu einem grofsen, der Wohnung des Königs gegenüberliegenden, umzäunten Platze geführt, wo der König Kossih (den Campbell, wie wir wissen, schon in Lättäku

kennen gelernt hatte) nebst seinen Weibern, mehren Verwandten und andern angesehenen Personen sie empfing. Um den Platz her war eine zahlreiche Menge von Männern, Weibern und Kindern versammelt. Campbell hielt ihnen später einen religiösen Vortrag, den sie aufmerksam anhörten, und bald ertheilte der König auch die Erlaubnifs, dafs sich Missionäre dort niederlassen dürften.

Campbell sagt, dafs er neun und zwanzig Dörfer von Maschau aus gesehen habe, und schätzt die Bevölkerung der Umgebungen dieser Stadt, auf 20 (engl.) Meilen im Umkreise, auf 10 bis 12,000 Seelen. Das Land ist sorgfältig, und meist mit Kafferkorn angebaut, dessen Halme eine Länge von 8 bis 9 Fufs erreichten. Diese Völkerschaft war übrigens den Buschuanas ganz gleich; doch hatten sie besser gebaute und bequemer eingerichtete Häuser, mit einem Vortritt oder Söller an der Vorderseite, von drei Fufs Breite und halbmondförmiger Gestalt. Die Weiber schienen mehr auf Putz zu halten; Arme und Hals waren mit Glasperlen u. dgl. ganz bedeckt. Die Blatternimpfung war hier eingeführt, und geschah an der Stirn. Die Einwohner sagten, dafs sie diesen Gebrauch von „weifsen Leuten“ in Nordosten (ohne Zweifel von den Portugiesen aus Mozambik) gelernt hätten.

Campbell war Zeuge eines ziemlich summarischen Criminalprozesses. Er betraf einen Dieb, der eine Ziege gestohlen hatte. Der Häuptling safs selbst zu Gericht, war in we-

nig Minuten mit dem Verhör fertig, und vollzog eigenhändig die Strafe. Drei Männer warfen den Kerl auf die Erde und hielten ihn an Armen und Beinen. Ein Fünfter hatte, so wie der König, eine Peitsche aus Nashornhaut (einen sogenannten Schambok), und Beide zerhieben nun ganz kaltblütig nach dem Takt den Rücken des Verbrechers. Auf der dunkeln Haut entstand nach jedem Hiebe ein weifser Streifen, und er sah am Ende so weifs aus, als ob er mit Kreide eingerieben worden wäre.

Gegen Ende des Monats April verliefsen unsere Reisenden Maschau und machten sich auf den Weg nach dem weiter nordöstlich liegenden Lande der Marutzis. Der Anblick der Landschaft wurde immer reizender, je weiter man kam. Bis jetzt hatten alle Flüsse, über die man gekommen war, einen westlichen Lauf gehabt; zwei Tagreisen hinter Maschau begannen sie östlich zu laufen. Die Bäume wurden so zahlreich, dafs man in einem Walde zu reisen glaubte. Thiere der gröfsten Art sah man in Ueberflufs. Gnus *), Hartebeests **), Quaggas ***) und Nashörner lieferten reich-

*) Antilope Gnu; eine Antilopen-Art, welche durch ihre Mähne auf dem Nacken einige Aehnlichkeit mit dem Pferde hat. D. H.

**) Antilope Bubalis, L. Die Büffel-Antilope. D. H.

***) Equus Quagga; ein Thier aus dem Pferdegeschlecht, welches auf ähnliche Art gestreift ist wie das Zebra. D. H.

liche Nahrung. Einmal sahen die Jäger einen Löwen, der auf die Erde gekauert safs, und schossen nach ihm; aber er rührte sich nicht. Sie wagten sich näher und fanden ihn todt. Vom Hintertheil des Körpers war schon Einiges abgefressen, wahrscheinlich von Wölfen. Ein fettes Gnu, welches geschossen wurde, hatte die Gröfse einer jungen Kuh. Da das Schiefsgewehr in diesen Gegenden das Wild fast niemals verfolgt, so vermehrt es sich, ungeachtet seiner Feinde, der Löwen und Wölfe, in reichem Mafae. Auch ein Nashorn ward geschossen. Die ganze Reisegesellschaft (d. h. eine Anzahl Eingeborne, welche Hrn. Campbell als Wegweiser, Fuhrleute und Gefährten dienten) machte sogleich Halt, um das ungeheure, über 11 Fufs lange Thier, zu zerstücken. In weniger als einer Stunde war Alles aufgepackt, und nur eine Pfütze Blut blieb zurück. Als man Abends still hielt, sah man in kurzer Zeit nicht weniger als funfzehn Feuer brennen, um welche 89 Personen safsen, alle beschäftigt, Nashornfleisch zu kochen und zu braten, und es mit der gröfsten Gefräfsigkeit zu verzehren. Zur Bereitung der untern Theile des Fufses und der Klauen, welche bei den Epikuräern dieses Landes für die gröfsten Leckerbissen gelten, benützt man auf eine sehr sinnreiche Art die drei Fufs hohen, aus festem Lehm gebauten Nester der Termiten oder weifsen Ameisen, welche die Gestalt eines Bienenkorbes oder auch eines Zuckerhutes haben. Nachdem man den innern Bau der Ameisen herausgeworfen hat, heizt man die Höhlung mit Reifs-

holz und erhält auf diese Art den vortrefflichsten Brat-Ofen.

Auf diesem Wege setzte Campbell über den Molopo, einen nach Westen strömenden Flufs. Diefs ist der Punkt, von welchem man die letzten Nachrichten in Betreff des unglücklichen Cowan und seiner Gefährten erhalten hat *). Nicht weit davon strömten andere Gewässer nach Osten. Campbell befand sich also jetzt auf dem höchsten Gebirgs-

*) Dr. Cowan und Capitain Donovan, Offiziere der englischen Besatzung von Capstadt, wurden im September 1808 vom Statthalter auf Entdeckungen ins Innere von Südafrika ausgeschickt, um zu versuchen, ob sie nach der portugiesischen Niederlassung in Mozambik an der Ostküste von Afrika vordringen könnten. Sie reiseten in Gesellschaft eines holländischen Ansiedlers, Namens Jakob Krieger, zweier gemeinen englischen Soldaten und gegen 15 Hottentotten, hatten 4 Wagen etc. Am 24. Dezember dess. J. hatten sie den Flufs Molopo erreicht. Seit dieser Zeit hat man nicht die geringste Nachricht von ihnen erhalten, und man hat Ursache zu glauben, dafs sie entweder Alle umgekommen oder vielleicht von einem Negerfürsten gewaltsam zurückgehalten worden seyn mögen. In Steins Handbuch der Geographie etc. dritte Auflage, III. Bd. S. 333 wird gesagt, sie seien einem afrikanischen Könige in die Hände gefallen, der starken Sklavenhandel treibt.

D. H.

rücken dieses Theils von Afrika, welcher mit den Schneebergen, dem Neuenfelde, und den auf mehren Karten westlich von Mozambik verzeichneten Lupata-Gebirge zusammenhangt. Die Portugiesen sind die Einzigen, welche dieses Gebirge bis jetzt besucht haben, aber ihre Nachrichten darüber sind sehr dürftig und unbestimmt. Dafs das Land im Innern, nach dem Aequator zu, immer höher ansteigt, leidet keinen Zweifel, und die aus dieser Erhebung über das Meer, selbst in der heifsen Zone, hervorgehende Rauhigkeit des Klima, erhellt aus den Erzählungen einiger Sklavenkinder, welche auf den Markt von Zanzibar (nördlich von Mozambik) gebracht und von einer Dame aus Bombay gekauft wurden, die sie in der englischen Sprache unterrichtete. Sie sagten, dafs sie längs den Ufern eines grofsen Binnensees hingezogen wären, bis zu einer Stelle, wo das Wasser „hart" geworden sei und sie hätten darüber gehen können. Wahrscheinlich war diefs der grofse, auf manchen Karten westlich vom Lupata-Gebirge verzeichnete Marawi- oder Zemba-See.

Campbell war entzückt über den herrlichen Anblick der Landschaft, welcher immer mehr zunahm, je weiter man nach Norden vorrückte. Acht Tage nach der Abreise von Maschau mufste man über einen grofsen Flufs setzen, welcher nach Osten flofs und Lukuwhai genannt wurde. Der Weg führte von hier durch ein malerisches Thal in eine weite Ebene, mit ausgebreiteten Getreidefeldern. In der Ferne

erblickte man den Zielpunkt der Reise, die Hauptstadt der Marutzis, Kurritschähn, auf einem Hügel gelegen, der unter die höchsten in diesem Theile von Afrika gehörte. Als man näher kam, strömten auch hier Männer, Weiber und Kinder von allen Seiten haufenweise herbei, um die Fremden und besonders ihre Pferde anzustaunen, welche ein Gegenstand allgemeiner Neugierde waren. Ueberall herrschte Lärmen und Verwirrung, und die Luft ertönte vom wildesten Freudengeschrei. Die Fremden wurden, nach dem Landesgebrauch, auf einen weiten, mit einer steinernen Mauer umgebenen Platz, mitten in der Stadt, geführt. Der König war noch minderjährig, und es regierte ein Reichsverweser, welcher die Reisenden höflich empfing. Campbell wollte ihn mit dem Zwecke seines Besuchs umständlich bekannt machen, erfuhr aber, dafs diese Angelegenheit nur in einer öffentlichen Versammlung (Pitso) abgemacht werden könne.

Unterdessen wurden den Fremden Milch, gekochtes Kafferkorn und Zuckerrohr geschickt. Sie bestiegen hierauf eine benachbarte Anhöhe, von welcher sie einen Ueberblick der ganzen Stadt genossen, deren Gröfse sie in Erstaunen setzte. Jedes Haus war mit einer guten steinernen Mauer umgeben. Einige waren gelb angestrichen und auch sonst auf eine nicht eben geschmacklose Art roth und gelb bemalt. Der Boden zwischen dem Hause und der Mauer war mit schön geebnetem Thon überzogen. Von dieser nämlichen Anhöhe überblickte man auch das ganze umliegende Land, das einen

Umfang von 80 bis 100 (engl.) Meilen haben mochte. Es sollen sehr viel Elephanten und Büffel daselbst hausen. Auch erblickte man in der Ferne noch einige andere Städte. Am 5. Mai erhielten sie von vielen Einwohnern, welche sie noch immer schaarenweise besuchten, Süfsrohr, (Sweet cane, doch wohl einerlei mit Zuckerrohr) zum Geschenke. Schon in Maschau und Meribohwhey waren sie öfters mit diesem Gewächse, welches dort überall sehr häufig angebaut wird, beschenkt worden. Es wird an sechs bis acht Fufs hoch und ist von vortrefflicher Beschaffenheit. Aber die Einwohner verstanden noch nicht, es zur Bereitung des Zuckers zu benützen. Wahrscheinlich kann diese, wenn sie ihnen von den Missionären gelehrt wird, eine reiche Quelle des Wohlstandes für sie werden. Nach dem Frühstück wurden die Reisenden vom Regenmacher, der auch bereits in Lättäku gewesen war, um dort Regen zu machen, nach seiner Wohnung geführt. Seine Frau machte ihnen ein Geschenk von zwei Reihen Metall-Corallen, welches Campbell durch fünf metallne Knöpfe erwiederte. Sie war aber damit nicht zufrieden, sondern erwartete noch einige Glaskorallen. In dem Theile der Stadt, wo der Weg nach des Regenmachers Wohnung sie durchführte, bot sich mancherlei Merkwürdiges dar. Die Einwohner zeigten in der That schon bedeutende Fortschritte in der Gesittung. Besonders geschickt waren sie in Töpferarbeiten und andern Thonbildnereien. Campbell sah allerlei irdene Gefäfse, die sogar überglast (glasirt) und mit

Malereien geziert waren. Auch verstehen die Marutzis die Kunst, aus Getreide ein bierähnliches Getränke zu brauen, und Eisen und Kupfer zu schmelzen und zu verarbeiten. Der Regenmacher zeigte den Reisenden einen ihrer aus steinhartem Thon gebauten Eisen-Schmelzöfen. Oben befand sich ein Loch, das Erz hinein zu schütten, und unten eine Vertiefung für das Feuer, welche nach hinten und vorn zwei Oeffnungen hatte, um Brennstoff zuzulegen und den Blasebalg anzubringen. Einen Kupferofen konnte man nicht zu sehen bekommen; es schien, als ob die Einwohner ein Geheimnifs daraus machten. Ein Schmidt, den man bei seiner Arbeit antraf, hatte zum Ambos einen grofsen Stein, und bediente sich eines Hammers mit einem eisernen Kopfe. Der Blasebalg bestand aus Thierhäuten und war an der Oeffnung mit einem Kühhorn versehen. Auch grofse Viehzucht ward hier getrieben. Campbell sah eine Heerde von der Weide zurückkehren, die auf der Strafse eine zwei (engl.) Meilen lange Strecke ohne Unterbrechung einnahm. Eine Menge Männer waren auf den öffentlichen Plätzen mit dem Gerben und Zuschneiden der Häute beschäftigt, woraus sie ihre Kleider machen. Die Weiber verrichten die häuslichen Geschäfte, dreschen das Getreide etc. Auch aus Elfenbein verstehen die Marutzis allerlei Gesäthschaften, z. B. Messerhefte, Pfeifen, Ringe für Arme und Beine etc. zu verfertigen. Aus Binsen machen sie Körbe und Mützen, aus Leder Mäntel, Kappen, Schuhe und Schilder; aus Holz allerlei Hausgeräthe, Tische und Löffel, end-

lich aus einer weichen Steinart Pfeifen, um Tabak daraus zu schmauchen, welchen sie, nach Campbells Aeufserung, in grofser Menge anbauen sollen. Vielleicht ist es Hanf, der auch bei den Buschuanas und andern südafrikanischen Völkern die Stelle des Tabaks vertritt.

Wie die Buschuanas, impfen auch die Marutzis die Blattern an der Stirn, zwischen den Augenbraunen ein, und Campbell erfuhr, dafs sie den Impfstoff von einem nach Nordosten hin wohnenden Volke, den Mahalatyclas, erhielten, welche auf Elephanten ritten. Gegen das Kopfweh machen sie sich Einschnitte in die Schläfe; auch lassen sie sich bei verschiedenen Uebeln zur Ader.

Aus mancherlei Umständen, namentlich aus dem Gebrauche der Beschneidung und der Sitte des Königs, am Thore zu sitzen und Gericht zu halten, glaubt Campbell schliefsen zu können, dafs diese Völker entweder arabischen oder jüdischen Ursprungs seyn müssen. Die Sache ist sehr glaublich, zumal da die Kaffern, mit denen sie verwandt sind, unbestreitbar aus einer Mischung von Arabern mit eingebornen Afrikanern entstanden sind. Wahrscheinlich nähern sich die Bewohner dieses Hochlandes von Afrika, je weiter nach Norden hin, immer mehr dem jüdischen Volksstamme, bis sich endlich in Abyssinien (wo bekanntlich noch ein ganzer Judenstaat vorhanden ist) die letzte Negerspur verliert.

Die Missionärs hielten wie gewöhnlich ihren Gottesdienst, und es fanden sich dabei jedes Mal eine aufserordentliche Menge Zuschauer ein. Am meisten gefiel ihnen das Singen der Hottentotten. Sowohl die Predigt als die Gebete hörten sie ruhig an; als aber die Feierlichkeit zu Ende war, fingen sie aus vollem Halse an zu lachen, und sie schienen das Ganze nur als eine Unterhaltung betrachtet zu haben.

Campbell hatte keine Gelegenheit, die Häuser in Korritschähn zu zählen, aber er schätzt die Zahl ihrer Einwohner auf wenigstens 16,000. Nach allen Erkundigungen, welche er einzog, scheint die ganze Gegend östlich von dem Hochlande, auf dem Korritschähn liegt, sehr fruchtbar und bevölkert zu seyn. Aber nach Westen hin erstreckt sich eine ununterbrochene Wüste, auf welcher nur einige Horden von Buschmännern ihr Daseyn kümmerlich fristen; sie erstreckt sich nördlich bis an die portugiesischen Niederlassungen an der westlichen Küste von Afrika, oder bis zum 15. Grade südlicher Breite. Campbell meint, dafs man diese Wüste füglich die Grofse südliche Sahara nennen könne. Korritschähn, der äufserste nordöstliche Punkt, bis zu welchem er auf dieser Reise gelangte, liegt ungefähr unter $24\frac{1}{2}^{\circ}$ südl. Breite, oder etwa $1\frac{1}{2}^{\circ}$ nördlicher als die De la Goa-Bay an der Ostküste. Vermuthlich ergiefsen sich daher die Flüsse, welche Campbell nach Osten laufen sah, in einen der grofsen Ströme Lorenzo, Marques, Makumbo und Tumbu, welche in jene Bay fallen; oder es waren diese Ströme selbst.

Am 10. Mai ward endlich der von den Missionärs so sehnlich erwartete Pitso, oder die allgemeine Versammlung der Häuptlinge gehalten, wo Jene ihr Anliegen vorbringen sollten. Gegen 11 Uhr Vormittags kamen Abtheilungen von 20 bis 30 Mann, auf den öffentlichen eingehägten Platz. Die meisten waren mit Hassagais, Streitäxten und Schilden von Ochsenhaut bewaffnet. Sobald sie eingetreten waren, begannen sie ihre gräfslichen Kriegsspiele, bei welchen sie unter andern bewundernswürdige Sprünge machten. So wie jede Abtheilung fertig war, verliefs sie den Platz und zog in Parade durch die Stadt. Endlich trat der Reichsverweser an der Spitze eines grofsen Gefolges herein, und liefs sich nach geendigten Kriegsspielen in der Nähe des östlichen Winkels nieder. Hierauf rückten auch die andern Abtheilungen ein und setzten sich in wohlgeordneten Reihen dem Verweser und seinem Gefolge gegenüber. Die ganze Versammlung mochte an 3 bis 400 Personen betragen.

Alle stimmten jetzt einen Gesang an, worauf einer der ersten Häuptlinge sich erhob und Stille gebot. Dann stiefs er ein dreifaches Geheul aus, stützte sich auf seinen Speer, und fragte die Versammlung, ob sie ihn anhören wolle. Diefs wurde mit einem beifälligen Brummen erwiedert. Dann fragte er, ob sie seiner Rede auch Aufmerksamkeit schenken wollten. Das Zeichen wurde wiederholt. Nun brachte er einen Kriegszug gegen die Bouquains in Vorschlag, wobei er mit seinem Speer nach Norden zeigte, wo jenes Volk wohnt,

und die Versammlung gab ihren Beifall durch Pfeifen zu erkennen.

Nachdem Mäulweh (der älteste Sohn des verstorbenen Königs, der aber nicht zur Regierung gelangen konnte, weil seine Mutter nicht die älteste Königin gewesen war) einen Tanz ausgeführt hatte, stand der Matschappih Pilängei, der Campbell und seinem Gefährten von Maschau bis Korritschähn als Führer gedient hatte, auf und stiefs ein dreimaliges Geheul aus; nach jedem Male machte er eine Pause von einer halben Minute. Da seine Art zu heulen sich von der zu Korritschähn üblichen unterschied, so erhob der weibliche Theil der Zuschauer ein unmäfsiges Gelächter darüber. Jetzt sprangen 3 oder 4 von Pilängeis Leuten hervor und tanzten einige Minuten lang vor der Gesellschaft. Als einer derselben den Angriff auf einen Feind vorstellte, fiel er, so lang er war, auf die Erde, was ein allgemeines Gelächter hervorbrachte. Pilängei hielt nun seine Rede an die Versammlung, welche mit der Rechtfertigung begann, dafs er weifse Männer hierher gebracht habe; er sagte, sie seien Männer des Friedens und Feinde des Diebstahls. Bei diesen Worten drehten sich die Leute um und gafften die Missionäre an, als ob sie solche noch nie gesehen hätten. Kaum hatte der Redner geendet, als der Vorsänger einen Gesang anstimmte, in welchen die ganze Versammlung einfiel. Wahrscheinlich haben diese Gesänge zum Zweck, dem neuen Redner einige Zeit zur Vorbereitung zu lassen. Während gesun-

gen wurde, stand ein anderer Matschappih, Munamihts, auf, bellte drei Mal wie ein junger Hund, und dann traten 3 bis 4 seiner Leute aus den Gliedern hervor, um gleichfalls zu tanzen. Da sie schon alt waren, so kamen ihre Bewegungen zum allgemeinen Gelächter etwas steif heraus. Munamihts sprach viel zum Lobe der Missionärs und wie Gottes Sohn der beste Regenmacher sei, und schlofs mit dem Wunsche, dafs der Verkehr zwischen Korritschähn und Lättäku immer lebhafter und der Weg von einem Orte zum andern nie wieder unsichtbar werden möge. Auch der Verweser erhob sich und setzte in einer Rede die guten Eigenschaften der Missionärs auseinander. Es wurden noch mehre Reden von andern angesehenen Personen gehalten, und die Versammlung ging endlich, nachdem sie vier Stunden gedauert hatte, auseinander.

Die versammelte Menge bot den Anblick der verschiedensten Trachten dar, welche indefs alle darin übereinstimmten, dafs der Körper vom Kopf bis zum Fufs mit Pfeifenthon bemalt war. Jeder trug auch eine Art von weifsem Turban, von der Haut des wilden Schweines verfertigt, dessen Borsten so weifs wie das weifseste Rofshaar sind. Viele trugen Tiegerfelle, und Einige waren mit 8 bis 10 Pelzkragen geziert, welche ihnen von den Schultern herabhingen. Andere trugen dieselben um den Leib gegürtet. In den ledernen Mänteln ohne Haare zeigte sich eine grofse Mannichfaltigkeit. Trotz allem diesem Putze bot das Ganze dieser Versammlung ein

wahrhaft wildes, an das Gräfsliche streifendes Schauspiel dar. Die Stimmen und die Bewegungen der meisten Redner waren jedoch nicht ohne Anmuth und Ausdruck; auch besafsen sie grofse Geläufigkeit im Sprechen. Keiner schien im mindesten blöde, und ihre Aeufserungen trugen alle das Gepräge der Freimüthigkeit. Es war in der That eine seltsame Verschmelzung von Wildheit und Gesittung in ihrem Benehmen sichtbar. Die Weiber, welche in der Entfernung von etwa 20 Schritten umher standen, gaben ihren Beifall zuweilen dadurch zu erkennen, dafs sie den Buchstaben r in einem lauten und singenden Tone aussprachen.

Am andern Tage hatte Campbell eine Zusammenkunft mit dem Reichsverweser und mehren Häuptlingen, worin ihnen der Beschlufs mitgetheilt wurde, dafs es von nun an christlichen Missionärs erlaubt sei, sich in Korritschähn niederzulassen. Da der Zweck der Reise erreicht war, so wollte Campbell mit seinem Gefährten nun wieder nach Maschau zurückkehren. Die Marutzis wollten diefs aber nicht zugeben und sagten, sie lernten sie jetzt erst ordentlich kennen und würden sich sehr einfältig vorkommen, wenn sie wieder fort wären. Der Bruder des Reichsverwesers sagte, sie wären über den Besuch der weifsen Männer so erfreut, dafs sie sie in die Luft werfen und nicht wieder auf den Boden kommen lassen würden, wenn sie nicht so schwer wären. Die Rückreise wurde aber dennoch am 12. Mai, in Begleitung einer grofsen Menschenmasse angetreten.

Es fiel ein heftiges Regenwetter ein, und man mufste in der Nähe eines alten Weideplatzes, unter einigen niedrigen Hütten eine Zeitlang verweilen. Obgleich Campbells Leute Ueberflufs an Fleisch hatten, so waren sie doch durch das anhaltende nasse Wetter so mifsmuthig geworden, dafs ihr Anblick Mitleiden erregte, und an das Ansehen des Hühnervieh bei solcher Witterung erinnerte. Zwei Matschappis, welche nicht mit Tabakspfeifen versehen waren, erfanden eine ganz eigne Vorrichtung, um zu rauchen. Sie gruben ein Loch in den Boden, in welchem sie mit den Fingern einen runden Gang bildeten. Diesen überwölbten sie mit Thon, bedeckten dann das Ganze mit Erde, und liefsen nur die beiden Enden des Ganges offen. Dann steckten sie ihren Tabak (oder vielmehr wilden Hanf) mit brennendem Zunder in die Oeffnung, legten ihren Mund an die andere, und sogen so den Rauch heraus.

Am 18. Mai trafen unsere Missionärs wieder in Maschau ein, wo während ihrer Abwesenheit mehre Nashörner in die Stadt eingedrungen und zwei derselben von den Einwohnern getödtet worden waren. Am folgenden Tage brachten die Jäger aufser dem Fleische mehrer erlegten Nashörner auch den Kopf eines dieser Thiere mit, welcher sich von allen denjenigen unterschied, die man früher erhalten hatte. Das gemeine afrikanische Nashorn hat ein krummes Horn, das sich 9 — 10 Zoll über die Nase erhebt und nach hinten zu gebogen ist. Unmittelbar dahinter

sitzt ein kurzes dickes Horn auf. Allein an dem Kopfe, den Campbells Leute nach Hause brachten, befand sich ein gerades Horn, welches etwa 10 Zoll über der Nasenspitze aufsafs und 3 Fufs lang war. Die Stellung desselben, sagt Campbell, gleicht der, welche man an dem Horne des fabelhaften Einhorns im brittischen Wappen bemerkt. Gleich dahinter stand ein niedriger, aber dicker, horniger, 8 Zoll langer Körper, den man in der Entfernung von 100 Schritt kaum an dem Thiere bemerken dürfte, und welcher die Bestimmung zu haben scheint, dasjenige festzuhalten, was das grofse Horn durchbohrt oder angespiefst hat. Der Kopf kam an Gröfse einem Fasse von 9 Gallonen *) gleich und mafs vom Munde bis zum Ohre drei Fufs; da er folglich weit gröfser war als derjenige von dem Nashorne mit dem krummen Horne, so mufs auch das Thier, dem er angehörte, weit gröfser gewesen sein. Fast keiner der Eingebornen würdigte den Kopf einiger Aufmerksamkeit; sie betrachteten ihn vielmehr als einen sehr bekannten Gegenstand. Wegen der grofsen Schwere des Kopfes und der weiten Entfernung der Kapstadt war es nicht möglich, den ganzen Kopf mitzunehmen, sondern die untere Kinnlade mufste abgelöst

---

*) Eine englische Gallone hält 191 alte franz. Cubikzolle; 9 Gallonen sind ungefähr $2\frac{1}{2}$ niederöstreichische Eimer.

D. H.

und zurückgelassen werden. Campbell legte diesen Schädel bei seiner Zurückkunft nach London im Museum der Missionsgesellschaft nieder, wo er von mehren englischen Naturforschern untersucht und wirklich für das, bisher für fabelhaft gehaltene Einhorn der Alten erklärt wurde. Campbell hat eine Zeichnung des Schädels seiner Reisebeschreibung als Kupferstich beifügen lassen. Der Berichterstatter im Quarterly Review, welcher den Schädel im Museum gesehen zu haben versichert, bemerkt indefs, dafs diese Abbildung demselben gerade so ähnlich sei, wie der Kopf einer Kuh dem Kopfe eines Pferdes. Ueberhaupt sollen die Kupfer zu diesem Reisewerke Campbells elende Sudeleien (paltry daubs) seyn.

Sir Everard Home behauptet (Philosophical Transactions, part. 1. 1822.), zwischen diesem Nashornschädel und den fossilen Schädeln, welche man in Sibirien so häufig findet, herrsche eine so auffallende Aehnlichkeit, dafs man in Versuchung komme, beide für einerlei zu halten, und dafs dadurch die bisherige Meinung der Naturforscher, „alle fossile Knochen gehören solchen Gattungen von Thieren an, die nicht mehr vorhanden sind," bedeutend erschüttert werde.

Am 10. November desselben Jahrs traf Hr. Campbell glücklich wieder in der Capstadt und von da am 7. Mai 1821 wieder in England ein.

VI.

Die Llanos oder Steppen im nördlichen Theile von Süd-Amerika.

Der Länderstrich im nördlichsten Theile von Süd-Amerika, welchen die spanische Regierung Capitania general de Caracas oder auch die Vereinigten Provinzen von Venezuela nennt, begreift, längs den Meeresküsten, die Landschaften Neu-Andalusien oder Cumana (zu welcher auch die Insel Marguarita gehört), Barcelona, Venezuela oder Caracas, Coro und Maracaybo; landeinwärts die Landschaften Varinas und Guiana, jene längs den Flüssen Santo-Domingo und Apure, diese längs dem Orenoko, Casiquiare, Atabapo und Rio-Negro. Was die natürliche Beschaffenheit des Bodens dieser sieben Landschaften betrifft, so kann man drei abgesonderte, von Osten nach Westen sich ausdehnende, Erdstriche deutlich unterscheiden. Zuerst zeigen sich längs der Küste und in der Nähe der Küstengebirge angebaute Ländereien, hernach, bis zum Orenoko hin, Savanen, Lla-

nos oder Viehtriften, und endlich, jenseits des Orenoko und am obern Theile desselben, unermefsliche Waldungen, welche blofs auf Wasserstrafsen, d. h. nur auf den sie durchströmenden Gewässern zugänglich sind. Wenn die Urbewohner dieser Waldungen ausschliefslich von der Jagd lebten, so könnte man sagen, diese drei Erdstriche stellten das Bild der drei Stände der menschlichen Gesellschaft dar, den Stand des wilden Jägers (in der dritten Zone), den Hirtenstand (in der zweiten) und den Stand des Landbauers (in der ersten).

Humboldt hat Gelegenheit gehabt, auf seiner Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents, aus welchen wir schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches einige belehrende Bruchstücke geliefert haben, diesen ganzen Länderstrich genauer, als irgend ein europäischer Reisender vor ihm kennen zu lernen. Er hat zuerst *) auf die merkwürdige Verschiedenheit dieser drei Zonen von Venezuela aufmerksam gemacht. Seine Beschreibung der zweiten, oder der Llanos (Ebenen) **), ist so anziehend, und verbreitet über einen

*) Reise in die Aeq. Geg. etc. II. Theil, S. 361 u. ff.
D. H.

**) III. Theil, S. 248 u. ff. Das Wort Llano ist spanisch und das doppelte l am Anfange wird wie lj ausgesprochen.
D. H.

wichtigen Gegenstand der physischen Geographie so viel Licht, dafs sie hier im Auszuge mitgetheilt zu werden verdient.

Humboldt und sein Begleiter Bonpland gelangten von Norden her, von Neu-Valencia, über Villa de Cura und San Juan in die Llanos. Die Bergkette, welche den See von Tacarigua in Süden begränzt, kann gleichsam als das nördliche Ufer dieses grofsen Beckens der Savanen von Caracas betrachtet werden. Um aus den Thälern von Aragua in dieselben zu gelangen, mufs man die Berge von Guigue und Tucutunemo übersteigen. Der Punkt, wo die Reisenden, in der ersten Hälfte des Märzmonats 1800, in die Llanos eintraten, lag unter $9\frac{1}{2}^{0}$ nördlicher Breite. Die Sonne stand fast im Scheitelpunkte, und die Wärme des Bodens stieg da, wo er von Pflanzenwuchs entblöfst war, bis auf 48 und 50^{0} Reaum. Die erstickende Luftwärme wurde durch die Sandwinde, oder ununterbrochene Wirbelwinde vermehrt, welche aus der ungleichen Temperatur des nackten Sandes und der mit Pflanzen bedeckten Erde entstehen. Rings um schien die Ebene zum Himmel anzusteigen, und die ausgedehnte und stille Einöde stellte sich als ein mit Tang oder Meergras bedeckter Ocean dar. Je nachdem die Dünste durch die Atmosphäre gleich oder ungleich vertheilt waren, und die Temperatur der übereinander liegenden Luftschichten wechselte, erschien der Horizont an einigen Stellen genau abgesondert, an andern zeigte er sich wellenförmig, schlängelnd und gleichsam gestreift. Mitten durch den trocknen Nebel und

ie Dunstschichten erblickte man in weiter Ferne Palmbaumtämme, welche, ihrer Blätter beraubt, den Mastbäumen on Schiffen ähnlich sahen, die das Auge am Horizont entteckt.

Der einförmige Anblick dieser ungeheuern Ebenen würde rhaben genannt werden können, wenn er nicht zugleich etwas Trauriges und Finsteres an sich hätte. Alles ist hier wie rstarrt, nur selten fliegt der Schatten einer kleinen, durch en Scheitelpunkt ziehenden Wolke, welche die Annäherung er Regenzeit verkündet, über den Boden hin. Humboldt agt, er wolle nicht entscheiden, ob der erste Anblick der Llanos nicht eben so überraschend sei, wie der der Andenkette. Alle Gebirgsländer, wie verschieden sie auch in ihrer Höhe seyn mögen, haben etwas Gemeinschaftliches in ihrer Physiognomie. Aber man gewöhnt sich nicht leicht an das Aussehen der Llanos von Venezuela oder der Pampas von Buenos-Ayres, welche 20 und 30 Tagereisen nach einander so eben erscheinen wie der ruhige Meeresspiegel. Die Llanos der Mancha in Spanien und die Steppen, welche sich von Jütland durch Lüneburg und Westphalen bis in die Niederlande erstrecken, gewähren nur eine unvollkommne Vorstellung von den unermefslichen Llanos in Süd-Amerika. Die Steppen Rufslands, zwischen dem Dnieper, dem Don und der Wolga, und die Puszten Ungarns haben den Vorzug, dafs sie der Einbildungskraft mehr Beschäftigung geben.

Humboldt sagt, dafs die verschiedenen Benennungen Heiden (Landes), Steppen, Wüsten, Savanen, womit man charakteristische Züge der verschiedenen Welttheile aufzufassen geglaubt habe, Unterschiede aufstellen, die so wenig in der Natur der Dinge, als im Geiste der Sprachen liegen. Das Daseyn eines Heidelandes, sagt er, setzt allezeit das Vorkommen von Pflanzen voraus, die zur Heidekraut-Sippe (Erica) gehören. Asiens Steppen sind nicht alle mit Salzpflanzen bewachsen. Die Savanen von Venezuela enthalten, aufser ihren Gräsern, krautartige Mimosen, Schotengewächse u. a. Die Ebenen Songariens, so wie diejenigen, welche sich zwischen dem Don und der Wolga ausdehnen, und die ungarischen Puszten sind wahre Savanen, mit reichlichem Graswuchs versehene Viehweiden, während die Savanen in Osten und Westen des Felsengebirges und Neu-Mexikos mit Pflanzen bewachsen sind, welche kohlensaure und salzsaure Soda enthalten. Die Wüsten von Arabien, Gobi und Persien sind von allem Pflanzenwuchs entblöfst. Seitdem man die unter dem unbestimmten Namen der Sahara zusammengefafsten Wüsten des Innern von Nord-Afrika näher kennen gelernt hat, beobachtete man, dafs hier, wie in Aegypten und Arabien, mitten im nackten und unfruchtbaren Lande, fruchtbare Viehweiden angetroffen werden. Jene mit Kies bedeckten und von allem Pflanzenwuchs entblöfsten Wüsten kommen in der Neuen Welt äufserst spärlich vor. Nur im tiefern Theile von Peru, zwischen Amatope und

oquimbo, an den Küsten der Südsee, hat Humboldt ergleichen gefunden. Auch nennen sie die Spanier nicht lanos, sondern Desiertos. Eben so dürften, nach umboldt, die Campos dos Parecis in Brasilien, eine ausgedehnte Sandebene auf einem Gebirgsrücken, elche an den Gobi der Mongolei erinnert, den Namen Wüte verdienen.

Manche Schriftsteller haben die amerikanischen Savanen, mal diejenigen in der gemäfsigten Zone, Wiesengründe enannt. Dieser Name dürfte jedoch für die öfters sehr dürn, obgleich mit 4 — 5 Fufs hohen Pflanzen besetzten, iehweiden nicht anwendbar seyn. Die Llanos oder Pamas des südlichen Amerika sind wahre Steppen, während er Regenzeit mit schönem Pflanzengrün überdeckt, und nur ur Zeit der grofsen Trockenheit das Ansehen einer Wüste aben. Die Pflanzen zerfallen alsdann in Staub; die Erde ekommt Spalten und Risse; das Krokodil und die grofsen chlangenarten bleiben im vertrockneten Schlamm liegen, bis ie ersten Frühlingsregen sie aus der langen Erstarrung aufecken. Doch bieten sich diese Erscheinungen nur an solhen Stellen, wo die Savane von keinen Flüssen durchströmt ird, dar, und am Ufer der Bäche so wie um die kleinen achen von Sumpfwasser her stöfst man von Zeit zu Zeit, gar auch während der gröfsten Trockenheit, auf Büsche der auritia, einer Palmenart, deren fächerförmige Blätter ihr länzendes Grün nie verlieren.

Die Steppen Asiens liegen alle aufser den Tropenländern und bilden ansehnliche Hochebenen (Plateaux). Auch Amerika hat auf dem Rücken der Gebirge von Mexico, Peru und Quito Savanen von bedeutendem Umfange; aber seine gröfsten Steppen, die Llanos von Cumana, Caracas und Meta, sind nur wenig über die Meeresfläche erhöht, und gehören alle der Aequinoctialzone an. Diese Umstände ertheilen ihnen einen eigenthümlichen Charakter. Sie besitzen nicht, wie die Steppen des nördlichen Asiens und Persiens Wüsten, jene Seen ohne Abflufs, jene kleinen Systeme von Flüssen, die sich entweder in Sand oder durch unterirdische Einseihen verlieren, sondern sie neigen sich nach Osten und Süden hin, und giefsen ihre Gewässer in den Orenoko aus.

Humboldt war früher durch den Lauf dieser Flüsse zu der Meinung verleitet worden, dafs diese Llanos Hochebenen bildeten, welche wenigstens 100 bis 150 Klafter über die Meeresfläche erhöht seyn müfsten. Allein aus den zu Calabozo, in der Villa del Pao und am Ausflusse des Meta in den Orenoko angestellten barometrischen Beobachtungen ergab es sich, dafs sie nur 40 bis 50 Klafter über dem Meere liegen. Der Fall der Flüsse ist äufserst gering, oft beinahe unmerklich, und ihr Wasser kann durch den schwächsten Wind oder durch einen höhern Wasserstand des Orenoko zurückgedrängt werden. Sehr häufig zeigt sich dieses Aufwärtsfliefsen am Rio Arauca, wo die Indier oft

Fluſs abwärts zu fahren glauben, während sie in der That von der Ausmündung zu den Quellen aufsteigen.

Das Auffallendste in den Savanen oder Steppen des südlichen Amerika ist der gänzliche Mangel an Hügeln und Unebenheiten, die vollkommen wagrechte Gestaltung aller Theile des Bodens. Eben daher haben sie, seit den Zeiten der ersten Entdeckung, von den Spaniern die Benennung Los Llanos, die Ebenen, erhalten. Auf 30 Geviertmeilen stellt der Boden oft kein fuſshohes Hügelchen dar. Diese Aehnlichkeit mit der Meeresfläche tritt am meisten an jenen Stellen hervor, wo durchaus keine Palmbäume wachsen, und wo die Entfernung von den Bergen des Küstenlandes und vom Orenoko so groſs ist, daſs man sie nicht sehen kann. Diese gleichförmige Bodenfläche wird noch vollkommner angetroffen im Meridian von Calabozo, als ostwärts zwischen Cari, Villa del Pao und Neu-Barcelona. Sie ist hingegen ununterbrochen vorherrschend von den Mündungen des Orenoko bis zur Villa de Araure und nach Ospinos, auf einem Breitenkreise von 180 Meilen *) Länge, und von San Carlos bis in die Savanen von Caqueta, auf einem Mittagskreise von 200 Meilen. Sie bildet den eigenthümlichen

*) Französische oder Seemeilen, deren 20 auf einen Grad des Aequators gehen.

D. H.

Charakter der Llanos des neuen Festlandes, so wie auch den der niedrigen asiatischen Steppen zwischen dem Dnieper und der Wolga, und zwischen dem Irtisch und dem Obi. Dagegen finden sich in den Wüsten des Innern von Nord-Afrika, Arabiens, Syriens, Persiens etc. viele Ungleichheiten des Bodens, Hügelreihen, Schluchten ohne Wasser, und aus dem Sande hervorragende Felsen.

Indessen müssen zwei bemerkenswerthe Unebenheiten des Bodens, welche der aufmerksame Reisende auch an den Llanos wahrnimmt, hier erwähnt werden. Die erste ist unter dem Namen der Bänke (Bancos) bekannt. Es sind wirkliche Klippen, seichte Gründe (Hautfonds) im Becken der Steppen, gebrochne Sandstein- oder dichte Kalksteinlager, welche 4 bis 5 Fuſs auf der übrigen Fläche emporstehen. Diese Bänke haben zuweilen 3 — 4 Meilen Länge; sie sind völlig eben und ihre Oberfläche steht wagrecht, so daſs man nur durch Untersuchung der Ränder oder Seitenwände ihr Daseyn inne wird. Die andere Art von Unebenheit, welche Mesa heiſst, kann nur auf dem Wege der Meſskunst, durchs Nivelliren oder durch den Lauf der Flüsse erkannt werden. Sie besteht in kleinen Plattformen (Plateaux) oder vielmehr gewölbten Erhabenheiten, welche nur ganz allmählich und unmerklich auf einige Klaftern Höhe ansteigen. Hierher gehören auf der Ostseite, in der Landschaft Cumana, auf der Nordseite der Villa de la Merced und von Candelaria,

die Mesas de Amana, de Guanipa und de Jonoro, deren Richtung von Südwest nach Nordost geht, und die, ihrer kleinen Erhöhung ungeachtet, die Wasserscheide zwischen dem Orenoko und der Nordküste der Terra firma bilden.

Die einförmige Gestaltung der Llanos, die äufserst selten anzutreffenden Wohnungen, die Ermüdungen der Reise unter einem glühenden Himmel und in einer durch den Staub verdunkelten Atmosphäre, der Anblick dieses Horizontes, welcher stets vor dem Beschauer zu fliehen scheint, die vereinzelten Stämme der Palmbäume, welche alle die nämliche Gestalt haben und die man zu erreichen verzweifelt, weil sie mit andern Stämmen verwechselt werden, welche allmählich über den Horizont heraufsteigen: alle diese vereinigten Ursachen lassen die Steppen ungleich viel gröfser erscheinen, als sie in der That sind. Die Pflanzer, welche am südlichen Abhange der Küstenkette wohnen, sehen die Steppen südwärts, so weit das Auge reicht, sich wie ein grünender Ocean ausdehnen. Sie wissen, dafs man vom Delta des Orenoko bis in die Provinz Varinas, und von da, über und längs den Gestaden des Meta, des Guaviare und des Caguan, im flachen Lande, anfänglich von Ost nach West, hernach von Nordwest nach Südost, bis über den Aequator hin, an den Fufs der Anden von Pasto, 380 Meilen zurückzulegen kann. Sie kennen aus den Erzählungen der Reisenden die Pampas von Buenos-Ayres, welche ebenfalls Lla-

nos sind, auf denen ein zartes Gras wächst, und die, von Bäumen entblöfst, mit verwilderten Ochsen und Pferden bedeckt sind u. s. w.

Die Llanos von Venezuela, welche das Becken des untern Orenoko bilden, hangen mit dem Becken des Amazonenstromes und des Rio Negro zusammen, welche einerseits mit durch die Cordillere von Chiquitos, und andrerseits durch die Berge von la Parime begränzt ist. Die zwischen diesen Letztern und den Anden von Neu-Granada übrig bleibende Oeffnung bewerkstelligt diesen Zusammenhang. Es erinnert der Anblick dieser Landschaft, obwohl nach einem ungleich gröfsern Mafsstabe, an die Ebenen der Lombardei, welche gleichfalls nur 40 bis 60 Klafter über dem Meere liegen, und sich Anfangs von der Brenta gegen Turin, von Osten nach Westen, hernach von Turin gegen Coni, von Norden nach Süden ziehen.

Wie die Wüsten Afrikas, führen auch die Llanos oder Steppen des untern Orenoko und der Meta in ihren verschiedenen Abtheilungen ungleiche Namen. Von den Mündungen des Dragon folgen sich einander von Osten nach Westen die Llanos von Cumana, von Barcelona und von Caracas oder Venezuela. Hier, wo die Steppen sich südwärts und südsüdwestwärts wenden, vom 8. Breitengrade an, zwischen 70 und 75° Länge, finden sich in der Richtung von Norden nach Süden, die Llanos von Varinas, von Casa-

nare, vom Meta, vom Guaviare, vom Caguan und vom Caqueta.

In den Ebenen von Varinas trifft man einige geringe Denkmähler von dem Kunstfleifse eines nicht mehr vorhandenen Volkes. Zwischen Mijagual und Caño de la Hacha kommen kegelförmige Hügel vor, die durch Menschenhände erbaut sind und wahrscheinlich Menschenknochen enthalten, wie die Grabhügel in den Steppen Asiens. Ferner zeigt sich in der Nähe von Hato de la Calzada, zwischen Varinas und Canagua, eine schöne fünf Meilen lange Strafse, welche vor der Eroberung durch die Spanier in sehr alter Zeit durch die Landes-Eingebornen erbaut worden ist. Sie ist 15 Fufs hoch und zieht sich über eine Ebene hin, die öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt ist.

Humboldt hat den Flächeninhalt dieser Llanos von la Caqueta bis zum Apure, und vom Apure bis zum Delta des Orenoko berechnet, und ihn 17,000 Geviertmeilen grofs gefunden. Der von Norden nach Süden gehende Theil ist beinahe doppelt so grofs, als der von Osten nach Westen gehende, zwischen dem untern Orenoko und der Küstenkette von Caracas.

Die Ochsen, Pferde und Maulthiere der Meiereien, welman einzeln auf den Llanos antrifft, werden nicht eingepfercht, sondern streifen auf einem Flächenraume von mehren Geviertmeilen frei umher. Umzäunungen sind überhaupt nirgends vorhanden. Männer, die bis zum Gürtel nackt und

mit einer Lanze bewaffnet sind, reiten durch die Savanen, um die Thiere unter Aufsicht zu halten, diejenigen, welche sich allzuweit von den Weiden der Meierei entfernt haben, zurückzuführen, und was noch kein Zeichen des Eigenthümers hatte, mit einem glühenden Eisen zu bezeichnen. Diese farbigen Menschen, die man Peones Llaneros nennt, sind theils Freie oder Freigelassene, theils Sklaven. Keine andere Volksklasse ist hier so anhaltend der sengenden Hitze des tropischen Himmels ausgesetzt. Sie nähren sich von Fleisch, das an der Luft gedörrt worden und nur wenig gesalzen ist. Diese Speise theilen sie zuweilen auch mit ihren Pferden, welche für sie ganz unentbehrliche Geschöpfe sind, da sie auch nicht den kleinsten Weg zu Fufse zurücklegen zu können glauben.

Humboldt und sein Gefährte übernachteten bald nach ihrem Eintritte in die Llanos auf einem Meierhofe, über welchen, in Abwesenheit des Besitzers, ein alter Neger die Aufsicht führte. Obschon Heerden von mehren Tausend Kühen, die aber alle auf der Weide waren, zu dieser Meierei gehörten, so baten doch die Reisenden vergebens um eine Schale Milch. Statt deren ward ihnen ein gelbliches, schlammiges und stinkendes Wasser gereicht, das aus einer benachbarten Lache geschöpft war. Die Trägheit der Bewohner der Llanos ist so grofs, dafs Niemand einen Brunnen gräbt, obwohl sie wissen, dafs auf 10 Fufs Tiefe überall herrliche Quellen in Conglomerat oder rothem Sandstein angetroffen werden.

Nachdem man die eine Hälfte des Jahrs an den Folgen der Ueberschwemmungen gelitten hat, setzt man sich in der andern Hälfte dem peinlichsten Wassermangel geduldig aus. Der alte Neger gab unsern Reisenden den Rath, ein Leintuch über das Trinkgefäfs zu legen, und durch dasselbe saugend zu trinken, um den widrigen Geruch abzuhalten, und von dem feinen mit dem Wasser vermischten gelblichen Thone weniger zu verschlucken.

Die Maulthiere, auf welchen man angekommen war, wurden nach dem Abladen frei gelassen, um sich selbst in der Savane Wasser aufzusuchen. Es giebt kleine Teiche oder Lachen in der Nachbarschaft der Meiereien. Die Thiere finden sie, durch ihren Instinkt geleitet, durch das Gewahrwerden einiger zerstreuter Mauritia-Gebüsche, oder durch das Gefühl einer feuchten Kühlung, welche kleine Luftströmungen, die durch den Unterschied in der Temperatur der über dem Wasser befindlichen Luftschichten hervorgebracht werden, mitten in der still und ruhig scheinenden Atmosphäre darbieten. Sind die Lachen zu weit entfernt, oder die Knechte im Meierhofe zu träge, um die Thiere zu diesen natürlichen Tränken zu führen, so werden diese, ehe man sie frei läfst, fünf bis sechs Stunden in einem recht warmen Stalle eingesperrt. Der heftige Durst steigert alsdann ihr Spurvermögen, und die Sinne und der Instinkt werden dadurch geschärft. Sobald nun der Stall geöffnet wird, sieht man Pferde und Maulthiere, besonders die Letztern, welche an Sinnesschärfe und

Beobachtungsvermögen die Pferde übertreffen, der Savane plötzlich zulaufen. Mit emporgehobenem Schweif und zurückgeworfenem Haupte rennen sie gegen den Wind an, und machen, gleichsam um das Land auszukundschaften, von Zeit zu Zeit Halt. Sie scheinen weniger auf die Eindrücke des Gesichts, als auf diejenigen des Gehörs zu achten. Wenn sie endlich von der Nähe des Wassers in der Richtung ihres Laufes sich überzeugt haben, so verkündigen sie diefs durch ein anhaltendes Wiehern. Es läfst sich übrigens leicht denken, dafs die einheimischen Pferde der Llanos weit glücklicher in diesem Wasserfinden seyn mögen, als die Fremden.

Von dieser Meierei nach Calabozo hin blieb das Aussehen des Landes immer das nämliche. Die Reisenden machten sich schon Morgens um 2 Uhr auf den Weg. Es war kein Mondschein, aber die Menge der Nebelsterne, welche den südlichen Himmel zieren, erleuchten vor ihrem Untergange einen Theil des nördlichen Horizonts. Diefs erhabene Bild des sich in seiner unermefslichen Ausdehnung darstellenden Sternengewölbes, dieser kühle Seewind, der zur Nachtzeit über die Ebene weht, die wellenförmige Bewegung der Gräser, überall wo sie einige Höhe erreichten: Alles erinnerte an die Fläche des Weltmeeres. Die Täuschung war noch gröfser, als die Sonnenscheibe sich am Horizonte zeigte, ihr Bild sich durch die Wirkung der Strahlenbrechung wiederholte, und sie, ihre platte Gestaltung bald ablegend, schnell und gerade zum Scheitelpunkte emporstieg.

Der Zeitpunkt des Sonnenaufgangs war auch in diesen Ebenen der kühlste des Tages, doch ist der Abstand gegen die gröfste Hitze zu Mittag hier minder bedeutend. Der Wärmemesser sinkt selten unter 22° Reaum. Die gleichförmige Bodenfläche der Llanos, welche den Tag über nie beschattet ist, nimmt so viel Wärme in sich auf, dafs ungeachtet der nächtlichen Strahlung gegen den wolkenlosen Himmel, Erde und Luft nicht Zeit haben, sich von Mitternacht bis zu Sonnenanfgang bedeutend zu erkälten. In Calabozo war die Temperatur im Monat März bei Tage 25 bis 25½° Reaum., des Nachts 22½ bis 23. Die mittlere Wärme dieses Monats schien etwa 24° zu seyn, was für ein zwischen den Wendekreisen liegendes Land, wo Tag und Nacht fast stets von gleicher Länge sind, etwas Ungeheures ist. In Cairo beträgt die mittlere Temperatur des wärmsten Monats nicht über 20°; zu Madras ist dieselbe 25½°, und zu Abushar, im persischen Meerbusen, etwas über 27°; allein die mittlern Temperaturen des ganzen Jahres sind in Madras und Abushar niedriger als in Calabozo. Obgleich ein Theil der Llanos, wie die fruchtbaren Steppen Sibiriens, von kleinen Flüssen durchströmt wird und die dürrsten Landstriche von einem zur Regenzeit überschwemmten Land umgeben sind, so ist die Luft doch überhaupt sehr trocken. De Lucs Feuchtemesser (Hygrometer) erhielt sich den Tag über auf 34° und zur Nachtzeit auf 36°.

Auch die Erscheinungen der Luftspiegelung (Mirage) stellten sich in den Llanos in mancherlei Abwechslun-

gen dar. Humboldt beobachtete jedoch nie das verkehrte Luftbild *). Aber die über die Bodenfläche hinstreifenden Luftströmungen waren in ihrer Temperatur oft so ungleichartig, dafs von einer Heerde wilder Ochsen die einen Thiere mit den Füfsen in der Luft zu schweben schienen, während die andern mit den ihrigen auf dem Boden standen. Der luftige Zwischenraum betrug, je nach der Entfernung des Thieres, 3 bis 4 Minuten.

Mit Sonnenaufgang ward die Ebene belebter. Das Vieh, welches sich die Nacht über längs den Sumpfstellen oder unter den Gebüschen gelagert hatte, sammelte sich jetzt heerdenweise, und diese Einöden bevölkerten sich mit Pferden, Maulthieren und Ochsen, welche, wenn auch nicht als wilde, doch als freie Thiere, ohne festes Obdach, die Pflege und den Schutz des Menschen verachtend, hier ihren Aufenthalt haben. Die Ochsen, obgleich von spanischer Herkunft, wie die der kalten Hochebenen von Quito, besitzen in diesen heifsen Erdstrichen einen mildern Charakter. Der Reisende läuft nicht, wie unter dem rauhen Himmelsstriche auf dem Rücken der Cordilleren, Gefahr, von ihnen angegriffen und verfolgt zu werden. Unweit von Calabozo wurde Humboldt

---

*) Zu vergleichen mein Gemälde der physischen Welt, IV. Bd. XXVI. Abschnitt.

D. H.

Rehheerden gewahr, die mitten unter Pferden und Ochsen friedlich weideten. Die Eingebornen nennen sie Matacani. Sie haben ein sehr gutes Fleisch, sind etwas gröfser als unsere Rehe, und gleichen den Damhirschen mit sehr glattem, braunfarbem und weifsgetupftem Hauthaar. Unter Heerden von 30 bis 40 Stücken bemerkte man mehre völlig weifse. Ihre Geweihe schienen nur einfache Spiefse zu seyn. Sie sind in den Llanos so zahlreich, dafs ein geübter Jäger über zwanzig an einem Tage erlegen, und mit ihren Häuten ein gewinnreicher Handel getrieben werden könnte. Aber die Trägheit der Einwohner ist so grofs, dafs sie sich öfters nicht ein Mal die Mühe geben, diesen Thieren nur die Haut abzuziehen. Eben so verhält sichs mit der Haut der Jaguars oder der grofsen amerikanischen Tieger, deren Haut in den Steppen von Varinas nur einen Piaster gilt, während sie in Cadix mit vier und fünf Piastern bezahlt wird.

Der von Humboldt und seinem Gefährten durchwanderte Theil der Steppe war hauptsächlich mit Grasarten bewachsen, welche aber in der damaligen Jahreszeit in der Nähe von Calabozo und St. Hieronymus del Pirital kaum die Höhe von 9 bis 10 Zoll erreichten. In der Gegend des Apure-Flusses und der Portuguesa haben die Gräser bei 4 Fufs Höhe, so dafs der Jaguar sich darin verstecken, und desto unbemerkter die Maulthiere und Pferde überfallen kann. Unter mehren andern mit den Gräsern vermischten Gewächsen sind ein paar kleine Mimosen-Arten

merkwürdig. Die nämlichen Kühe, welche in Spanien mit Klee und Esparcette gefüttert werden, nähren sich hier auf das vortrefflichste von diesen Sinnpflanzen. Die Weiden, auf welchen sie vorzüglich häufig wachsen, werden zu höhern Preisen verkauft. Aufserdem ragen mehre Gattungen von Palmen und andern einzelnen Bäumen über die Gräser hervor. Die Viehweiden sind am ergiebigsten, nicht nur um die den Ueberschwemmungen ausgesetzten Flüsse her, sondern auch überall, wo die Palmbäume näher beisammen stehen. Die Dachpalme, welche unter allen am häufigsten vorkommt, liefert ein vortreffliches Bauholz, welches so hart ist, dafs man Mühe hat, einen Nagel einzuschlagen. Die fächerartig gefalteten Blätter werden zur Dachbedeckung der in den Llanos zerstreuten Hütten gebraucht, und solche Dächer dauern über 20 Jahre. Man befestigt diese Blätter durch Krümmung des Endstückes der Blattstiele, welche zuvor durch Quetschung zwischen zwei Steinen mürbe und biegsam gemacht worden sind. Aufser den vereinigt stehenden Palmen kommen auch hin und wieder ganze Gruppen von diesen Bäumen vor. Unter den mancherlei Arten dieses Gewächses ist die Murichi-Palme (Mauritia flexuosa) merkwürdig. Sie liefert den Eingebornen Mehl, Wein, Fasern zur Verfertigung von Hangematten, Körben, Netzen und Kleidern. Die tannzapfenförmigen und mit Schuppen bekleideten Früchte schmecken beinahe wie Aepfel, und sehen bei völliger Reife inwendig gelb, auswendig roth aus. Das Volk der Gua-

ruons, dessen ganzes Daseyn beinahe von der Murichi-Palme abhängig ist, bereitet sich daraus ein gegohrnes, säuerliches und sehr kühlendes Getränk. Dieser Baum behält auch in der Jahreszeit der gröfsten Trockenheit das schöne Grün seiner glänzenden und fächerförmig gefalteten Blätter.

Calabozo, das zwischen den Flüssen Guarico und Urituco liegt, zählte 5000 Einwohner. Ihr Reichthum besteht hauptsächlich in Viehheerden, von Pächtern besorgt, welche Hateros heifsen, von dem spanischen Worte Hato, das ein auf den Viehweiden einzeln stehendes Haus oder Meierei bedeutet. Weil die in den Llanos zerstreute Bevölkerung sich auf gewissen Punkten, vorzüglich um die Stadt her, anhäuft: so befanden sich um Calabozo her bereits fünf Dörfer oder Missionen. Man berechnete das auf den Weiden zunächst bei der Stadt befindliche Vieh auf beiläufig 98,000 Stücke. Depons *), dessen statistische Angaben Humboldt für genau hält, zählt in diesen weitausgedehnten Ebenen, von den Mündungen des Orenoko bis zum See Maracaybo, 1,200,000 Ochsen, 3,000,000 Pferde, und 90,000 Maulthiere. Den Ertrag der Heerden berechnet er zu 5 Mill. Franken, wobei neben dem Werthe der Ausfuhr auch die im Lande selbst verbrauchten Häute in Anschlag ge-

*) Voyage à la Terre-Ferme, Tom. I. p. 10.

bracht sind. Humboldt bemerkt hierbei, dafs die Besitzer der grofsen Hatos den Betrag ihres eignen Viehstandes gar nicht genau kennen. Sie kennen nur die Anzahl des jungen Viehes, welches alljährlich mit einem Buchstaben, oder mit dem jeder Heerde eigenthümlichen Merkmahle bezeichnet wird. Die reichsten Eigenthümer zeichnen jährlich bis auf 14,000 Stücke, von denen an 5 — 6000 verkauft werden. Amtlichen Urkunden zufolge betrug die Ausfuhr der Thierhäute der ganzen Capitania general de Caracas, nur allein nach den Antillen, jährlich 174,000 Ochsen- und 11,500 Ziegenhäute. Bedenkt man, dafs diese amtlichen Angaben blofs auf den Zollregistern beruhen, und bringt man noch den Schleichhandel in Anschlag, so erscheint die obige Berechnung von 1,200,000 Stück Hornvieh viel zu niedrig. Der Hafen von la Guayra zählte für sich allein, von 1789 bis 1792, alljährlich 70,000 bis 80,000 in den Zollbüchern verzeichnete Häute, wovon kaum ein Fünftel für Spanien.

Der südliche Theil der Savanen, gewöhnlich Llanos de arriba (d. h. die obern Llanos) genannt, erzeugt besonders viele Maulthiere und Ochsen. Wegen der mindern Güte seiner Weiden aber ist man genöthigt, die Ochsen vor dem Verkauf in andere Gegenden zur Mastung zu bringen. Der Llano de Monai und alle Llanos de abaxo (d. h. die untern Llanos) nähren weniger zahlreiche Heerden, aber ihre Weiden sind so fruchtbar, dafs sie für den Küstenbedarf treffliches Fleisch liefern. Die Maulthiere, welche übri-

gens erst im fünften Jahre zur Arbeit tüchtig werden, bezahlt man schon hier mit 14 bis 18 Piaster, und im Hafen, wo man sie einschifft, mit 25 Piaster, während auf den Antillen ihr Preis öfters auf 60 bis 80 Piaster steigt. Die Pferde der Llanos stammen von der schönen spanischen Race her und sind von kleinem Wuchse und röthlichbrauner Farbe. Wechselweise durch Trockenheit und Ueberschwemmungen geplagt, von Insectenstichen und den Bissen der grofsen Fledermäuse gequält, führen sie ein beschwerliches und unruhiges Leben. Ihre guten Eigenschaften entwickeln sich erst, wenn sie zuvor einige Monate der Pflege des Menschen genossen haben. Ein wildes Pferd kostet 2 bis 3 Piaster. Der Preis steigt in dem Verhältnisse, wie sie gezähmt und für landwirthschaftliche Arbeiten brauchbar geworden sind. Schafe giebt es keine, und Humboldt hat deren nur auf der Hochebene von Quito angetroffen.

Als Humboldt die Llanos durchreiste, hatten die Hatos des Hornviehs viel durch herumstreifende Horden gelitten, welche die Steppen durchzogen und die Thiere tödteten, blofs um ihre Haut zu verkaufen. Das spanische Vieh ist über Coro und Torugo, zuerst im Jahr 1548 durch den Ansiedler Christoval Rodriguez in diese Llanos gekommen. Vorher waren sie nur von Damhirschen und einer grofsen Art des Aguti (Cavia Capybara) bewohnt.

Bei der Fortsetzung der Reise im südlichen Theile der Llanos fand Humboldt den Boden staubiger, von Pflanzen

entblöfster und durch anhaltende Trockenheit zerrissener. Die Palmen verschwanden nach und nach. Der Wärmemesser erhielt sich von 11 Uhr bis zu Sonnenuntergang auf 27 bis 28 Grad. Je ruhiger die Luft auf 8 oder 10 Fufs Höhe zu seyn schien, desto mehr wurde die Reisegesellschaft von den Staubwirbeln eingehüllt, welche die kleinen über den Boden hinstreifenden Luftzüge verursachten. Gegen 4 Uhr Abends (am 24. März, wo die Reisenden Calabozo verlassen hatten) trafen sie mitten in der Savane ein junges indianisches Mädchen auf dem Boden liegend an. Es schien nicht über 12 oder 13 Jahr alt. Müdigkeit und Durst hatten das Kind erschöpft; Augen, Nasenlöcher und Mund waren mit Staub angefüllt, sein Athemholen röchelnd, und es konnte die Fragen, welche man ihm that, nicht beantworten. Ein umgestürzter Krug, zur Hälfte voll Sand, lag neben ihm. Zum Glück hatten die Reisenden ein mit Wasser beladenes Maulthier. Durch Waschen des Gesichts und durch ein wenig Wein, den man das Kind zu trinken nöthigte, ward es aus seinem halb ohnmächtigen Zustande erweckt. Anfangs schien es erschrocken über die vielen Leute; allmählich aber war es ruhiger und sprach mit den Führern. Der Stellung der Sonne nach glaubte es, mehre Stunden in dem Todesschlummer gelegen zu haben. Es hatte in einem benachbarten Meierhofe gedient, und war von seiner Herrschaft verabschiedet worden, weil es in Folge einer überstandenen langen Krankheit zur Arbeit minder brauchbar gefunden wurde. Aller Bitten und

Drohungen ungeachtet wollte es durchaus nicht eines der Lastthier besteigen und eben so wenig zu seiner Herrschaft zurückkehren. Wie die übrigen Glieder seines Stammes für Leiden unempfindlich, und einzig nur mit der Gegenwart beschäftigt, ohne künftige Gefahren zu fürchten, beharrte es auf seinem Entschlusse, sich in eine der indischen Missionen in der Nähe von Calabozo zu begeben. Der Krug wurde vom Sand gereinigt, mit Wasser gefüllt, und das Mädchen setzte seinen einsamen Weg in den Steppen fort.

Merkwürdig sind die Erscheinungen, welche in den Llanos während der trocknen Jahreszeit die Crocodile und die grofsen Schlangen darbieten. Bei ihrer ungemeinen Trägheit verlassen sie die Vertiefungen, worin sie zur Zeit der Ueberschwemmungen Wasser fanden, höchst ungern. So wie nun diese Lachen allmählich austrocknen, graben sich diese Thiere in den Schlamm ein, worin der letzte Rest von Feuchtigkeit noch zu finden ist, und gehen hier bei zunehmender Austrocknung in Erstarrung über. Aus diesem Sommerschlafe erwachen sie nicht eher als bis die Regenzeit hereinbricht, und die Vertiefungen sich wieder mit Wasser füllen.

Diese Regenzeit beginnt in den Llanos nach Verhältnifs gegen den Anfang oder das Ende des Aprils, nämlich mit dem Eintritt der Sonne in den Scheitelpunkt. Heftige Gewitter machen den Anfang. Die Hitze nimmt während die-

ser Zeit bedeutend zu, und steigt im Julius, im Schatten, auf 31 bis 32½ Grad Reaum. Alle Flüsse treten jetzt aus ihren Ufern, und Landschaften von 400 Geviertmeilen Flächeninhalt werden in einen einzigen grofsen See verwandelt, in welchem das Wasser an 12 bis 14 Fufs hoch steht. Die Dörfer und Meiereien, welche auf höher liegenden Punkten erbaut sind, heben sich kaum 2 oder 3 Fufs über die Wasserfläche empor. Die Pferde, welche in der Savane wild leben, und beim Eintritt der Regenzeit nicht schnell genug die höhern Gegenden der Llanos erreichen können, gehen bei Hunderten zu Grunde. Man sieht die Stuten mit ihren Füllen einen Theil des Tages schwimmen, um sich von Pflanzen zu nähren, die mit ihren Spitzen nur über das Wasser emporreichen. In dieser Lage werden sie von den Crocodilen überfallen und man sieht häufig an ihren Schenkeln die Spuren von den Zähnen dieser Thiere. Die Aeser von Pferden, Maulthieren und Rindern locken dann eine grofse Menge Geier herbei, namentlich den Zamuro (Vultur aurea, L.) welcher für diefs Land so wohlthätig ist, wie der Ibis für Aegypten. Während des hohen Wasserstandes werden von den Einwohnern, zu Vermeidung der Gefahr starker Strömungen und der davon fortgeschwemmten Baumstämme, die Strombetten vermieden, und sie fahren mit ihren Kähnen über die Savanen. Um z. B. von San Fernando in die Dörfer San Juan de Payara, San Rafael de Atamaica oder San Francisco de Capanaparo zu gelangen, fährt man in südli-

cher Richtung, als hätte man über einen einzigen zwanzig Meilen breiten Strom zu setzen.

Was die geognostische Beschaffenheit der Llanos betrifft, so findet man überall, wo der Boden auf einige Fuſs tief entblöſst wird, eine Bildung von rothem Sandstein (altem Conglomerat, rothem Todtliegendem, Werners ältestem Flötzsandstein), welcher sich über mehre Tausend Flächenmeilen ausdehnt, und in muldenförmiger Lagerung den Raum zwischen den Urgebirgen des Küstenlandes und den von la Parime einnimmt. Nördlich schlieſst er sich den Uebergangsschiefern an, südwärts ruht er unmittelbar auf den Graniten des Orenoko. In der Mesa de Paja enthält diese Gebirgsart Lager eines andern quarzigen und sehr feinkörnigen Sandsteins; mehr südwärts enthält sie braune Eisensteinmassen und Bruchstücke von versteinertem Holz; dagegen fanden sich keine Schaalthiere darin. Ueberall ist dieser rothe Sandstein mit einer Thonschichte bedeckt, welche, an der Sonne verhärtet und ausgetrocknet, sich in einzelne prismatische, fünf- oder sechsseitige Stücke spaltet. Sie wird dicker und mit Sand vermengt, nach Maſsgabe, wie man dem Rio Apure näher kommt. In der Mesa de Pavones fand Humboldt in diesem Thone zerstreute kleine Nester von blauer Eisenerde.

Zwischen Tisnao und Calabozo ist über dem rothen Sandsteine ein dichter, grauweiſser Kalkstein gelagert, der dem Jurakalk sehr ähnlich ist. An andern Stellen trifft

man über dem Kalkstein blättrigen, mit Mergellagern wechselnden Gyps an. Dieser wird in bedeutender Menge nach Caracas gesandt, wo eine Ladung von 8 Arobas mit 24 Piastern bezahlt wird. Er findet sich übrigens meist nur in kleinen Partien auf einer Stelle, und ist mit vielfaserigem Gyps vermischt. Bildungen von salzsaurer Soda, wie in den Pampas von Buenos-Ayres, wo sie dem Hornvieh sehr gedeihlich sind, hat Humboldt in den Llanos von Caracas nicht gefunden.

VII.

Franklins Landreise zu den nordamerikanischen Küsten des Eismeers *).

Ehe wir die Beschreibung dieser äufserst merkwürdigen Reise beginnen, dürfte es nicht unzweckmäfsig seyn, einen Blick auf Franklins Vorgänger zu werfen.

Schon in den Jahren 1769 bis 1772 unternahm Samuel Hearne, in Auftrag der Hudsons-Bay-Compagnie, drei Landreisen von dem Fort Prinz Wallis an der Hudsons-Bay nach dem nördlichen Eismeer, hauptsächlich um die Kupferminen (eine Gebirgsgegend im nördlichsten Amerika, wo sich gediegenes Kupfer befindet, das schon seit den ersten Zeiten der englischen Niederlassung von den Einge-

*) Narrative of a Journey to the Shores of the Polar Sea, in the Years 1819—22, by J. Franklin etc. etc. Mit 30 Kupferplatten und 4 Karten. London, 1823. 4to.

D. H.

bornen als Tauschwaare nach den Küsten gebracht worden war), den davon benannten gleichnamigen Flufs und eine nordwestliche Durchfahrt (aus dem atlantischen durch das Eismeer in das Grofse Weltmeer) zu entdecken *). Hearne begann seine erste Reise am 6. November 1769, mit den nöthigen Schlitten, Zelten etc. versehen, aber begleitet von einer allzugrofsen Menge gefräfsiger und diebischer Indianer, nebst Weibern und Kindern, so dafs er nach Verflufs eines Monates, von ihnen beraubt und verlassen, wieder nach dem Fort Prinz Wallis zurückkehren mufste. Am 23. Febr. 1770 machte sich Hearne neuerdings auf den Weg, und zwar nur in Begleitung von fünf Landeseingebornen. Er mufste auch dieses Mal wieder viel Ungemach ausstehen, war oft Tagelang der schrecklichsten Hungersnoth preisgegeben, und sah sich am 11. August, wo er seinen Quadranten zerbrach, abermals genöthigt, unverrichteter Sache nach dem Fort Prinz Wallis zurückzukehren. Endlich unternahm er im Dezember des nämlichen Jahres 1770 die dritte Reise. Sein Begleiter war diefsmal ein indischer Häuptling, Mätonäbbi, nebst einigen von dessen besten Leuten und ihren Weibern. Dieser Häuptling schrieb die Unfälle, welche Hearne auf den ersten zwei Reisen hatte erdulden müssen, blofs dem Umstande

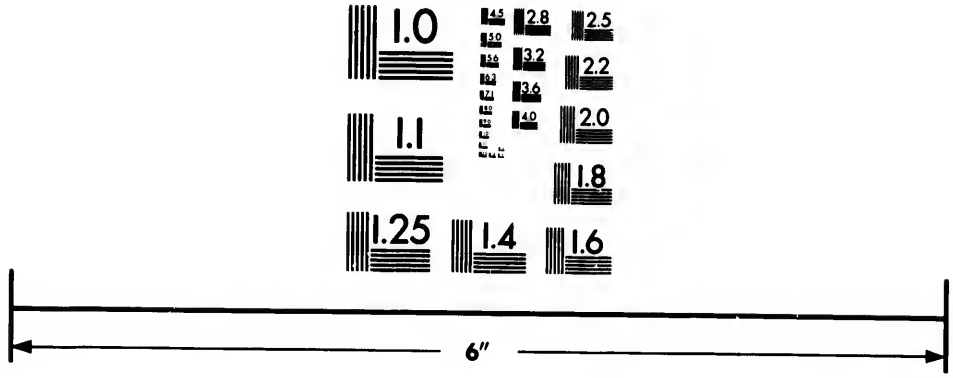
*) Die Beschreibung dieser Reise erchien zu London, 1795.
D. H.

zu, dafs er keine Weiber bei sich gehabt habe. „Denn," sagte er, „wenn die Männer alle schwer beladen sind, so können sie weder tüchtig marschiren, noch gehörig jagen, und wenn sie auch ein Stück Wild erlegt haben, wer soll es wegtragen? Die Weiber taugen ganz vortrefflich zu dieser Art von Geschäften. Ein Weib kann so viel tragen und ziehen als zwei Männer. Dann schlagen sie auch unsere Zelte auf, halten unsere Kleider in Ordnung, sorgen für Lager und Heizung. Und wie wohlfeil sind sie nicht zu unterhalten! Während sie mit dem Kochen beschäftigt sind, reicht das blofse Kosten *) hin, sie zu sättigen." Am 14. Juli 1771 kam die Gesellschaft glücklich beim Kupferminen-Flusse an, wo Hearnes Begleiter mit Eskimohs zusammentrafen, sich vereinigten, und gegen zwanzig derselben tödteten. Hearne nahm davon Veranlassung, den an dieser Stelle befindlichen Wasserfall den Blutigen Fall (Bloody Fall) zu nennen, welchen Namen ihm auch später Franklin gelassen hat. Hearne fuhr bis zu der Mündung des Flusses hinab, gab jedoch die Lage derselben um ungefähr 4 Grad nördlicher an als sie Franklin jetzt gefunden hat. Den Theil des Eismeeres, welchen er von hier aus sehen konnte, hielt er

*) Der englische Text sagt etwas unzarter: the licking of their fingers.

D. H.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503


2.8
3.2
3.6
4.0
2.5
2.2
2.0
1.8
1.1
1.0

für ein Binnenmeer, oder auch für eine grofse Bay, etwa wie die Hudsons-Bay. Man hat ihn seitdem auf den Karten mit dem Namen Hearnes-See bezeichnet. Ungefähr 29 oder 30 Meilen südsüdöstlich von dieser Mündung des Kupferminenflusses fand Hearne die Kupferminen selbst, welche er für eine blofse Anhäufung von Felsen- und Kiesmassen erklärte, deren Gehalt an gediegenem Kupfer übrigens sehr gering sei. Am 20. Juni 1772 kam er für seine Person wohlbehalten wieder im Fort Prinz Wallis an; blofs einige seiner Begleiter waren vor Hunger und Abmattung unterweges gestorben.

Der zweite Reisende, welcher es wagte, diese unwirthbaren Gegenden des hohen Nordens zu durchwandern, war Alexander Mackenzie, im Jahre 1789. Er schlug indefs einen mehr westlichen Weg als Hearne ein, und machte seine Reise gröfstentheils zu Wasser. Am 3. Juni schiffte er sich beim Fort Chipewyan (58° 42′ nördl. Breite und 111° 18′ westl. Länge *)) ein und fuhr den Sklavenfluſs in den Grofsen Sklaven-See hinab, aus welchem er in

*) Alle hier angegebenen Längen sind von Greenwich gerechnet, welches 17° 39′ 45″ östlich von Ferro liegt. Addirt man diese 17° 39′ 45″ zu 360° und subtrahirt von der Summe die obigen 111° 18′, so erhält man die östliche Länge des Forts Chipewyan von Ferro = 266° 21′ 45″.

D. H.

einen neuen grofsen Flufs, seitdem nach ihm der Mackenzie-Flufs benannt, gelangte, und auf diesem bis zum Eismeere hinabfuhr. Alles ging so schnell, dafs er am 12. Juli schon die Mündung dieses Stromes erreicht hatte. Er bestimmte ihre Breite zu 69° 7′, aber ihre Länge, wie wir weiter unten von Franklin erfahren werden, viel zu weit westlich. Das Meer war, so weit man es von dem höchsten Punkte einer dortigen Insel übersehen konnte, mit zusammenhangendem Eis bedeckt. Nach Südwesten hin erblickte man in weiter Ferne eine Bergkette, die sich weit nach Norden hinauf, bis zu einer höhern Breite als die Mündung des Flusses selbst, erstreckte. Obschon es mit der Rückfahrt etwas langsamer ging, so hatte Mackenzie doch zur ganzen Reise nicht mehr als 102 Tage gebraucht *).

Ungleich wichtiger als die Ergebnisse, welche die Forschungen dieser beiden Reisenden geliefert haben, sind die Resultate der Franklin'schen Reise.

Es ist bekannt, dafs die englische Regierung im Jahr 1819 den Capitain Parry mit zwei Schiffen aussandte, um durch die Baffins-Bay eine Durchfahrt in das Eismeer und von da in das Grofse Weltmeer aufzusuchen. Obschon

*) Mackenzie's zweite Reise durch das Festland von Nordamerika nach den Küsten des Grofsen Weltmeeres im Jahr 1793 gehört nicht hierher.

D. H.

Parry den letzten Zweck dieser Fahrt nicht erreichte, so fand er doch durch den Lancaster-Sund einen Weg aus der Baffins-Bay in das Eismeer, entdeckte eine Menge Inseln, überwinterte auf einer derselben, und langte im Herbste 1820 glücklich wieder in England an. Zu der nämlichen Zeit, als Parry, im Frühling 1819, seine Reise zur See antrat, beschlofs die englische Regierung, auch eine Expedition zu Lande, und zwar von den Küsten der Hudsons-Bay aus, abzuschicken, welche die Nordküste von Amerika, von der Mündung des Kupferminen-Flusses nach Osten hin erforschen sollte. Zum Befehlshaber dieser Expedition wurde der Lieutenant John Franklin ernannt, der seine Befähigung zu diesem Posten schon früher auf einer Entdeckungsreise nach dem Eismeere bewiesen hatte. Zu seiner Begleitung waren der Flotten-Wundarzt, Dr. John Richardson, und zwei See-Cadetten, George Back und Robert Hood bestimmt. Der Hauptzweck dieses Unternehmens war, wie gesagt, die genauere geographische Aufnahme der Nordküste von Amerika, von der Mündung des Kupfer-Minen-Flusses bis zu dem östlichsten Endpunkte des Festlandes. Es war dem Lieut. Franklin überlassen, nach Umständen entweder gleich Anfangs auf dem kürzesten Wege die Seeküste aufzusuchen und sich dann westlich nach dem Kupferminen-Flusse zu wenden, oder auch zuerst nach der Mündung dieses Stromes und von da nach Osten hin zu reisen. In beiden Fällen sollte er von der Hudsons-Bay-

Compagnie und deren Beamten und Dienern im Innern des Landes überall durch Rath und That kräftigst unterstützt, mit den nöthigen Indiern als Führer, Jäger, Dolmetscher etc. und eben so auch mit Kleidung, Schiefsbedarf, Lebensmitteln, Geschenken u. dgl. versehen werden. Nebenher wurde ihm noch aufgetragen, die sehr mangelhafte Geographie des Innern von Nordamerika zu berichtigen, ein genaues meteorologisches Tagebuch zu führen, und besonders genaue Beobachtungen über die Abweichung und Neigung der Magnetnadel, so wie über das Nordlicht, anzustellen. Die HH. Back und Hood sollten ihn bei diesen Arbeiten unterstützen und zugleich Zeichnungen von den merkwürdigsten Gegenden und Sachen liefern. Dr. Richardson insbesondere sollte naturgeschichtliche Beobachtungen und Sammlungen machen, namentlich in Beziehung auf das gediegene Kupfer in der Nähe des Kupferminenflusses.

Am 23. Mai 1819 schiffte sich die ganze Reisegesellschaft zu Gravesend auf dem der Hudsons-Bay gehörigen Schiffe Prinz von Wallis ein, fuhr längs der Nordküste von England nach den Orkadischen Inseln hinauf und versah sich zu Stromnefs mit vier Seeleuten, welche auf den amerikanischen Flüssen und Seen als Schiffer dienen sollten. Es wurde jedem nach Verhältnifs ein Jahrlohn von 40 oder 35 Pfund Sterling versprochen. Die Fahrt von Stromnefs nach Amerika ging glücklich von Statten. Blofs an den Küsten der Insel Resolution, bei der Einfahrt in die

Hudsons-Bay, gerieth das Schiff durch das Treibeis in einige Gefahr, arbeitete sich indefs glücklich heraus, und landete am 30. August wohlbehalten bei Yorks-Factorey (dem Hauptorte der englischen Niederlassung an der Westküste der Hudsons-Bay, an der Mündung des Hayes-Flusses, unter 57° 3″ Br. und 92° 26′ westl. L.). Der Statthalter, Hr. Williams, empfing die Reisenden sehr höflich und sagte, dafs ihm bereits die nöthigen Vorschriften in Betreff ihrer zugekommen seien. Nach gepflogenen Berathschlagungen mit ihm und mehren andern, des Landes kundigen Beamten und Handelsleuten, ward beschlossen, den Weg über Cumberland-Haus nach dem Grofsen Sklaven-See einzuschlagen, von wo man dann keine bedeutende Strecke mehr bis zu dem Kupferminen-Flusse hat. Da keine Eskimohs mehr in der Nähe von Yorks-Factorey vorhanden waren, so konnte sich Franklin keinen Dolmetscher verschaffen; der Statthalter versprach indefs, ihm künftiges Frühjahr einen nachzusenden.

Am 9. Sept. war das Boot, eines der gröfsten der Compagnie, welches der Statthalter hatte aufsuchen lassen, in segelfertigem Stande, und die Reisegesellschaft machte Anstalten zur Abfahrt. Es zeigte sich, dafs es zu klein war, um alle Vorräthe, die man mitnehmen wollte, als Speck, Mehl, Reis, Tabak, Schiefsbedarf u. s. w. zu fassen. Diese Sachen mufsten also zurückgelassen werden; den Speck versprach der Statthalter nachzuschicken; Tabak, geistige Ge-

tränke, Pulver und Blei könnte man sich auf den Handelsposten im Innern des Landes verschaffen. Um 9 Uhr des Morgens segelte das Boot ab. Die Fahrt stromaufwärts, sowohl hier auf dem Hayes-Flusse, als später auf den übrigen, war oft so schwierig, dafs die Schiffer aussteigen und das Fahrzeug längs dem Ufer hin ziehen mufsten. Bei Wasserfällen war die Mannschaft genöthigt, das Boot eine Strecke zu Lande fortzuschaffen, so weit, bis es wieder ins Wasser gelassen werden konnte. Ganz eigen war hier und auf der übrigen Reise die Verbindung von Flüssen und Seen, welche man zu passiren hatte. Bis zum Knie- und Sumpf-See z. B. gab es drei Flüsse, den Hayes-, Stahl- (Steel-) und Hügel- (Hill-) Flufs, welche eigentlich nur einen einzigen ausmachten; aber da, wo der aus dem Sumpf-See abfliefsende Hügelflufs mit dem Fuchs-Flusse zusammen trifft, erhält er den Namen Stahlflufs; und von da an, wo dieser den Schamatawa aufnimmt, heifst er Hayes-Flufs, und fällt als solcher ins Meer. Merkwürdig war ein niedriger Felsen von nicht mehr als 30 bis 36 Fufs Durchmesser, bei welchem die Reisegesellschaft am 3. Oktober anlangte. Er heifst der Bemalte Felsen (Painted Stone, von Malereien der Indier, mit welchen er bedeckt ist) und hat das Eigne, dafs er auf jeder Seite die Quellen von Flüssen enthält, die nach ganz entgegengesetzten Richtungen strömen. An der Ostseite nämlich entspringt ein kleiner Flufs, der bald darauf den Weifswasser-See (White Water-Lake) bildet

welcher dann mit den übrigen, vorhin erwähnten Seen und Flüfsen zusammenhangt, und auf der Westseite entspringt der Flufs Echiamamis, der nach einem kurzen Laufe in den See-Flufs (Sea-River) fällt und durch diesen mit dem Winipeg-See zusammenhangt. Unsere Reisenden also, die bisher immer stromaufwärts gefahren waren, mufsten jetzt, nachdem sie diesen Felsenkamm überstiegen hatten, auf Ein Mal stromabwärts ihre Reise fortsetzen. Sie wurden hier von dem Statthalter Williams eingeholt, der Yorks-Factorey am 20. verlassen hatte und ihnen in einem indischen Kahne nachgefahren war.

Der Winipeg- (d. h. der Trübwasser- oder Schlammwasser-) See verdankt diesen Namen folgender Geschichte, welche die dortigen Indier von einem ihrer Götter erzählen. Dieser heifst Wisakutschat, und ist ein kleiner boshafter Kobold, eine Art Rübezahl, der übrigens nicht sonderlich verehrt wird. Er besitzt ein grofses Mafs von Kräften, wendet sie aber nur an, die armen Indier zu necken und zu quälen. Indessen ist er nicht unüberwindlich, und er hatte eines Tages, als er ein altes Weib necken wollte, das Unglück von ihr gefangen zu werden. Sie rief sogleich alle übrige Weiber des Stammes herbei, um ihn zu bestrafen, und Wisakutschat entschlüpfte endlich ihren Händen in einem so besudelten Zustande, dafs alle Gewässer der grofsen Seen erfoderlich waren, ihn wieder rein zu waschen. Seit dieser Begebenheit ist das Wasser des Winipeg-Sees schlammig und trüb

Aus dem Winipeg-See kam man durch den Kreuz- und Trüben-See in den ansehnlichen Flufs Saskatschawan (der in den Felsengebirgen, südöstlich von den Quellen der Columbia entspringt, und anfangs aus zwei weit von einander entlegenen Armen, dem nördlichen und dem südlichen, besteht. die sich später zu einem Hauptstrome vereinigen). Die Indier dieser Gegend, wovon unsere Reisende nur einzelne zerstreute Familien antrafen, lebten in einem sehr elenden Zustande, und litten an Keuchhusten und Masern, die hier epidemisch waren. Am 23. Oktober erreichte die Gesellschaft den Handelsposten Cumberland-Haus, am Fichten-Insel-See (Pine-Island-Lake). Der hiesige Resident der Nordwest-Compagnie, Hr. Connolly, an welchen Franklin Empfehlungsbriefe hatte, empfing Alle sehr gütig, und versprach ihnen jede Unterstützung. Da schon viel Schnee gefallen und die Flüsse mit Eis belegt waren, so mufste hier einstweilen Winterrast gemacht werden, und die Mannschaft errichtete, da es an Raum für Alle mangelte, in der Eile ein hölzernes Gebäude. Die Kälte war im November schon sehr bedeutend (23° Reaum. unter Null). In der Gegend herrschte unter den Indiern, weil sie Krankheits halber nicht auf die Jagd gehen konnten, so grofser Mangel an Nahrungsmitteln, dafs Franklin versichert wurde, Viele hätten ihr Leben nur dadurch gefristet, dafs sie die Leichname ihrer Verwandten verzehrten. Es war sogar aus Hunger gemordet worden.

Aufser dem der Nordwest-Compagnie gehörigen Hause giebt es in Cumberland-Haus noch eines, welches die Hudsonsbay-Compagnie besitzt. Beide stehen dicht neben einander, an dem obern Ende einer schmalen Insel, welche den Fichteninsel-See vom Flusse Saskatschawan trennt, ungefähr eine halbe teutsche Meile nördlich vom Ufer des Letztern. Es sind rohe hölzerne Gebäude, fast gar keine Bequemlichkeiten darbietend, und die Fensteröffnungen aus Mangel an Glas mit dünnem Pergament verschlossen, das die indischen Weiber aus Rennthierhaut bereiten. Das Land umher ist flach, aber der Boden gut und fähig, Getreide und andere Gewächse in Ueberflufs hervorzubringen. Manche Küchengewächse sind bereits zu einiger Vollkommenheit gediehen, und die Erdäpfel kommen den englischen gleich. Pferde wissen auch im Winter sich Futter zu verschaffen *), und selbst Ochsen würden bei einem gehörigen Heuvorrath fortkommen. Auch Schweine gedeihen, wenn sie im Winter warm gehalten werden. Der grofse Bedarf an Brennstoff hat

*) Sie sind seit der Besitznahme Mexikos durch die Spanier in Nordamerika einheimisch geworden, und scharren, wie die Rennthiere und wilden Büffel, mit den Füfsen den Schnee weg, um die Pflanzen unter demselben zu finden. Der europäische Ochse indefs, der erst in neuern Zeiten hierher gebracht worden, besitzt diese Geschicklichkeit noch nicht.

D. H.

die nächsten Umgebungen von Cumberland - Haus ziemlich holzleer gemacht, und die Landschaft bot daher, zumal im Wintergewande, wenig Anziehendes dar. Das Reaumursche Thermometer stand im Dezember zuweilen 28° unter Null.

Die in der Nachbarschaft wohnenden Indier gehören zu den Krihs oder Knistenohs. Ehedem ein mächtiger, zahlreicher und räuberischer Volksstamm, sind sie jetzt so schwach und unbedeutend geworden, dafs sie Niemand mehr fürchtet. Die Schuld ihres Verfalls ist der Verkehr mit den Europäern, und namentlich der unmäfsige Gebrauch geistiger Getränke, mit welchen sie durch diese bekannt geworden, und auf die sie so begierig sind, dafs sie Alles dafür hingeben. Man rühmt sie indefs als gute Jäger und fleifsige Arbeiter. Seitdem sie Bogen und Pfeile bei Seite gelegt und sich den Gebrauch des Schiefsgewehrs zu eigen gemacht haben, sind sie ganz von den Europäern abhängig geworden, weil sie von diesen Gewehre, Pulver und Blei einhandeln müssen.

Am 18. Jäner 1820 verliefsen Franklin und Back das Fort Cumberland - Haus, um noch im Verlauf des Winters ein Stück weiter vorwärts zu kommen. Richardson und Hood wurden angewiesen, bis zum Frühling hier zu bleiben, und dann mit den nöthigen Vorräthen zu Wasser nachzukommen. Da diese Reise zu Lande gemacht werden mufste, so versahen sich Franklin und seine Begleiter mit den nöthigen Schneeschuhen, Kleidungsstücken, vier Schlitten

(welche von Hunden gezogen wurden), Wolldecken (fürs Nachtlager), Beilen, Feuerzeug, Gewehren u. dgl. Die Schlitten waren aufserdem noch mit Lebensmitteln für vierzehn Tage beladen. Zu Anfange der Reise betrug die Last eines jeden an 300 Pfund. Wenn der Schnee fest gefroren und der Weg schon befahren ist, so kann mit Inbegriff der Rasten jede Stunde eine halbe teutsche Meile, oder täglich drei teutsche Meilen, gemacht werden.

Früh um 8 Uhr brach Franklins Reisezug auf, begleitet von einem Hrn. Mackenzie der Hudsonsbay-Compagnie, der mit vier Schlitten nach Isle à la Crosse ging. Die ganze Gesellschaft mufste eine sogenannte Indische Reihe (Indian file) bilden; ein Wegweiser ging nämlich voraus, und die Uebrigen nebst den Schlitten folgten ihm, Jeder genau in seines Vorgängers Fufsstapfen, nach. Das Nachtlager wurde an Stellen aufgeschlagen, wo hinlängliches Brennholz vorhanden war. Nach Wegräumung des Schnees wurde der Boden mit Fichtenzweigen belegt, darüber die Wollendecken und Pelze ausgebreitet, und so schlief man, ein tüchtiges Feuer zu den Füfsen, ohne ein anderes Obdach als den Himmel, warm und behaglich, selbst bei einer Kälte von 25 bis 30 Grad Reaum. Die Schlitten wurden abgeladen und die Hunde ausgespannt. Die Lebensmittel mufsten hoch an den Bäumen aufgehängt werden, damit sie vor den Hunden sicher waren, die sich sonst während der Nacht, ungeachtet sie wohl gefüttert wurden, darüber her gemacht haben würden.

olldecken (fürs
gl. Die Schlit-
ln für vierzehn
g die Last eines
efroren und der
griff der Rasten
äglich drei teut-

ezug auf, beglei-
sbay-Compagnie,
sse ging. Die
lische Reihe
ich voraus, und
Jeder genau in
achtlager wurde
ennholz vorhan-
urde der Boden
llendecken und
tüchtiges Feuer
s den Himmel,
te von 25 bis
eladen und die
en hoch an den
Hunden sicher
ungeachtet sie
aben würden.

Tab II

Indische Büffeljagd.

Am 30. Jan. trafen die Reisenden in Carlton-Haus ein. Dieser Posten der Hudsonsbay-Compagnie liegt südlicher als Cumberland-Haus, am nördlichen Arme des Saskatschawan. In der Nähe dieses Forts hielten sich Familien von Stein-Indiern (Stone-Indians) und von Krihs auf. Der hiesige Resident, Prudens, empfing die Reisenden sehr gütig, sorgte für alle ihre Bedürfnisse, Bequemlichkeit und Unterhaltung. Am 6. Februar wohnten sie unter andern einer Büffeljagd der Krihs-Indier bei. Es war zu dem Ende ein grofser freier, kreisförmiger Platz, von etwa 300 Fufs im Durchmesser, eingehägt. Hinter dem Gehäge lagen die Indier versteckt, um bei der Annäherung des Büffels ihn sogleich zu empfangen. Zu beiden Seiten der Strafse, die zu diesem Gehäge führte, waren Stangen mit ausgestopften menschenähnlichen Bälgen eingeschlagen, um die Büffel zurückzuscheuchen, damit sie nicht seitwärts durchbrechen möchten. Die Hauptsache bei dieser Jagd verrichten nämlich die Reiter, welche in weiter Ferne, wo die Thiere sich aufhalten und weiden, sie zusammentreiben, und auf den zum Gehäge führenden Weg zu bringen suchen. Haben sie sie hier auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, so geben sie Feuer, und die Thiere werden nun so verwirrt, dafs sie blindlings vorwärts, nach dem Rande des Gehäges rennen, wo sie aber von den hier versteckten Indiern empfangen werden. Die Bestürzung wird nun allgemeiner, und sie sind jetzt eine leichte Beute der indischen Jäger, die sie

entweder mit Bogen und Pfeilen oder mit Feuergewehr erlegen. Mitten im Gehäge waren an einem Baume Stücken von Büffelfleisch und einige Kleider als Opfer für den „Grofsen Meister des Lebens“ aufgehängt. Zuweilen mufs auch ein Mann während der Jagd auf diesen Baum hinaufsteigen, und so lange singen, bis alle Büffel, die in das Gehäge getrieben worden, getödtet sind *).

Unter den verschiednen Arten, die Büffel zu erlegen, ist die zu Pferde diejenige, welche die meiste Geschicklichkeit erfodert. Der Jäger reitet zu einer Büffelheerde hin, und wählt sich ein Thier aus, welches er nun mittelst der Bewegungen des Pferdes von der übrigen Heerde abzusondern sucht. Hat er es endlich zum Schufs gebracht, so giebt er Feuer, und ist in den meisten Fällen so glücklich, den Büffel sogleich niederzustrecken, obschon er aus freier Hand schiefsen mufs und nur im Fluge zielen kann. Bei dieser Art von Jagd geräth der Jäger nicht selten in grofse Gefahr, theils wenn das Pferd in die zahlreichen Löcher fällt, welche die Dachse gemacht haben, theils wenn der Büffel in Wuth geräth, sich plötzlich umkehrt und entweder das Pferd verwundet oder den Reiter herabwirft. Sind die Büffel auf ihrer Hut, so kann diese Art, sie mit Pferden zu jagen, nicht angewandt werden. In solchen Fällen steigt der Jäger in ei-

*) Man sehe das beiliegende Kupfer.

niger Entfernung ab, und kriecht ganz langsam auf dem Boden im Schnee zur Heerde hin, sein Gewehr dabei voraus schiebend. Merkt er, dafs die Büffel seiner ansichtig werden, so hält er still und bleibt so lange bewegungslos, bis sie beruhigt sind, und wieder wegsehen. Durch diese Vorsicht kann ein geschickter Jäger der Heerde endlich so nahe kommen, dafs er zwei oder drei Stück zu tödten vermag. Man kann sich einbilden, dafs diefs Geschäft bei einer Kälte von 28 bis 32° Reaum., die hier zuweilen eintritt, äufserst schwierig auszuführen seyn mufs.

Carlton-Haus und das benachbarte La Montée sind hauptsächlich Lebensmittel- oder Proviantposten (Provision-posts). Die Vorräthe werden hier, während des Winters, von den Indiern eingehandelt, welche sie in der Gestalt von getrocknetem Fleisch, oder Schmalz, oder Pemmican abliefern. Das Pemmican ist das Hauptnahrungsmittel, mit welchem sich alle Reisende in diesen unwirthbaren Gegenden versehen müssen. Es besteht aus Büffelfleisch, welches zuerst im Feuer oder an der Sonne getrocknet, dann auf einem Felle ausgebreitet und mit Steinen klein gestofsen wird. In diesem Zustande bringen es die Indier nach den Forts, wo man es sorgfältig von den beigemischten Haaren reinigt, und so viel geschmolzenes Fett darunter mischt, als ein Drittel seines Gewichts beträgt. Nun wird das ganze Gemisch fest in lederne Säcke gestampft, deren einer an 85 Pfund fassen kann, und hierauf an einen luftigen und trocknen Platz zum Ab-

kühlen gestellt. Dieses Pemmican hält sich, wenn man es nicht feucht werden läſst, ein, auch wohl zwei Jahre. Jede der beiden Handels-Compagnien bereitet hier jährlich an 300 bis 400 solcher Säcke.

Am 9. Februar verlieſs Franklin Carlton-Haus und setzte seine Reise nordwärts, nach Isle à la Crosse fort. Nachdem er den Stinkenden und den Pelikan-See passirt hatte, erreichte er am 16. den Grünen See, an dessen nördlichem Ende zwei Posten (der Nordwest- und der Hudsons-Bay-Compagnie) liegen, von deren Residenten er gleichfalls gütig empfangen und zuvorkommend unterstützt wurde. Dieſs Nämliche war der Fall zu Isle à la Crosse, wo er am 23. Februar eintraf. Dieser Posten besteht aus zwei Häusern, deren ebenfalls das eine der Nordwest-, das andere der Hudsons-Bay-Compagnie gehört, und liegt an dem gleichnamigen See (Isle à la Crosse Lake), unter 55° 25′ 35″ Br. und 107° 51′ westl. L. Dieser See ist durch eine Art von köstlichen Fischen, Tittameg, berühmt, welche hier von besonderem Wohlgeschmack und an Gewicht von 5 bis zu 15 Pfund angetroffen werden. Man fängt sie, 2 oder 3 Monate ausgenommen, das ganze Jahr hindurch mit Netzen in groſser Anzahl. Von Hrn. Clark, dem Beamten der Hudsons-Bay-Compagnie, empfing Franklin sehr schätzbare Nachrichten über die Gegend nördlich vom Groſsen Sklaven-See, und deren Bewohner. Er hatte sich einige Jahre am

Mackenzie-Flusse aufgehalten und war bis in die Nähe von dessen Mündung hinabgekommen.

Am 5. März ging es weiter fort nach Norden. Der Weg führte über den Tiefen Flufs, den Klaren See, den Büffel-See bis zum Methye-See. Die hiesigen Indier waren Chipewyer. Die Alten erinnerten sich Hearnes und Alexander Mackenzies noch recht wohl. Jenseits des Methye-Sees erreichte man einen Tragplatz (Portage, d. h. einen Platz, wo bei Wasserfahrten die Boote zu Lande fortgeschafft oder getragen werden müssen) und der Weg führte hier über eine hohe Gebirgs-Gegend, welche die Wasserscheide zwischen den nach Süden und nach Norden fliefsenden Gewässern macht. Von hier wurde die Reise längs und auf dem Klarwasser-Flusse und dem Athabasca- oder Elenn-Flusse (Elk-River) fortgesetzt. Am 14. März kam Franklin zu einigen Zelten, worin fünf Chipewyer-Familien wohnten. Er ging nebst Back in das Zelt des Vornehmsten, ihn zu begrüfsen, schmauchte die Friedenspfeife (Calumet) mit ihm, und theilte dann einigen Tabak, so wie eine schwache Mischung von geistigen Getränken und Wasser unter die Männer aus. Die Indier nahmen diese Geschenke mit weniger Dank an, als früher die Krihs gethan hatten, und schienen die Sache als etwas Gewöhnliches zu betrachten. In ihren Zelten herrschte ein ungeheurer Schmutz und jede Bequemlichkeit wurde vermifst. Alle gingen höchst zerlumpt einher. Hr. Frazer, der unsere Reisenden vom

Methye-See hierher begleitet hatte, erzählte ihnen, dafs diese Indier erst vor kurzem mehre Verwandte durch überhand nehmende Krankheiten verloren hätten, und dafs es Gebrauch sei, im Ausbruche des ersten Schmerzes Alles was sie besäfsen, Kleider, Geräthschaften, Waffen etc. zu zerreifsen oder zu zerstören und wegzuwerfen. Back zeichnete eines der Kinder ab, welches den Vater höchlich erfreute. Er ermahnte den Knaben, nun doch ja recht gut zu werden, da ein so grofser Herr (great Chief) sein Bildnifs gemalt habe.

Am 19. März erreichte die Gesellschaft den am Elenn-Flusse liegenden, der Hudsons-Bay-Gesellschaft gehörigen Posten Pierre au Calumet. Seine Breite ist 57° 24′ 6″. Den Namen hat er von dem Platze, wo die Steinart gefunden wird, aus welcher die Indier und die Canadier ihre Pfeifen machen. Der hiesige Beamte, Hr. Stuart, wollte die Gesellschaft nöthigen, bis zum Frühlinge bei ihm zu bleiben, aber Franklin liefs sich nicht halten, sondern setzte seinen Weg am 22. fort und kam am 26. glücklich im Fort Chipewyan (58° 42′ 38″ Br. und 111° 18′ 20″ westl. L.) am Athabasca-See an. Der ganze Weg von der Küste der Hudsonsbay bis hierher hatte 1547 englische oder ungefähr 310 teutsche Meilen betragen.

Im Fort Chipewyan suchte Franklin sich genauere Nachrichten in Bezug auf die nördlichen Länder zu verschaffen. Ein Dolmetscher der Nordwest-Compagnie, Namens Beaulieu, ein Halbbürtiger (half-breed, d. h. der von ei-

nem Weifsen und einer Indierinn erzeugt worden ist), gab manche Auskunft. Er war unter den Hundsribben- und Kupfer-Indiern gewesen, und den Kupferminenflufs eine gute Strecke hinabgefahren. Er machte auf dem Fufsboden eine Zeichnung des Flusses. Ein alter Chipewyer kam dazu, nahm ihm die Kohle aus der Hand und zeichnete noch einen Theil der Seeküste hinzu, welchen er mit den Seinigen auf einem Kriegszuge gegen die Eskimohs bereist hatte. Er sagte, dafs das Meer mit starkbeholzten Inseln angefüllt und ein schmaler Streifen desselben nahe an der Küste den ganzen Juli hindurch von Eise frei sei. Er beschrieb noch zwei andere Flüsse, die östlich vom Kupferminenflusse sich ins Meer ergössen, der Anatessy, der aus dem Rum-See entspringt und der Thluiatessy oder Fisch-Flufs, der dem östlichen Ufer des Grofsen Sklaven-Sees entströmt. Als Franklin diese Nachrichten empfangen hatte, schrieb er sogleich an die Beamten der beiden Compagnie-Posten am Grofsen Sklaven-See, die Herren Smith und Mac Vicar, machte sie mit dem Zweck seiner Reise bekannt, und bat, auch die Kupfer-Indier, welche das Land nördlich von diesem See bewohnen, davon zu unterrichten und Führer und Jäger bei ihnen zu bestellen.

Am 15. April sah man zu Chipewyan die ersten Zugvögel nach Norden fliehen. Am 19. kam ein alter Krih-Indier, und zeigte unsern Reisenden an, dafs er eine Biberhütte gefunden habe. Sie begleiteten ihn zu dem Orte hin,

um die Art zu sehen, wie die Indier diese Thiere fangen. Die Hütte war an der Seite eines Felsen in einem kleinen See erbaut, und der Eingang befand sich unter dem Eise. Die Wände bestanden aus Lagen von Stücken Holz, deren Zwischenräume mit Schlamm ausgefüllt waren. Auswendig waren sie mit Erde und Steinen bedeckt, und der Frost hatte dem ganzen Gebäude eine solche Festigkeit gegeben, dafs man nur mit Hilfe eiserner Werkzeuge in dasselbe einbrechen konnte. Der Biberjäger fand es übrigens leer.

Ein anderer Chipewyer, der in seiner Jugend Hearnes Begleiter gewesen war, erzählte unsern Reisenden folgende, unter seinem Stamme verbreitete Sage über die Entdeckung der Kupferminen.

„Die Eskimohs bewohnten in der Urzeit einen Theil des Landes zwischen der nördlichen Seeküste und dem Kupferminen - Gebirge. Einst kam ein Theil derselben hierher, raubte ein Weib der Chypewyer, und führte sie in seine Heimath, wo sie als Sklavinn behandelt wurde. Sie fühlte sich sehr unglücklich, und es delang ihr endlich nach einigen Jahren zu entfliehen. Das arme Geschöpf, ungewifs, wohin sie ihre Schritte richten sollte, irrte lange umher und kam endlich auf einen betretenen Weg, welcher sie an die Seeküste führte. Als sie das Meer erblickte, verschwand jede Hoffnung, wieder zu den Ihrigen zu gelangen; sie setzte sich voll Verzweiflung am Strande nieder und weinte bitterlich Da kam ein Wolf, liebkoste sie, leckte ihr die Thränen von

den Wangen, und ging hierauf in das Wasser. Zu ihrer Freude sah sie, dafs ihm dieses nicht einmal an den Leib reichte. Sogleich folgte sie ihm nach, und versah sich mit zwei Stöcken, um sich darauf zu stützen. Sie ging so zwei Tage und zwei Nächte fort, und das Wasser blieb fortwährend seicht. Am dritten Tage aber kam sie an eine tiefere Stelle; sie beschlofs indefs muthig vorwärts zu gehen, und ihre Ausdauer wurde mit glücklichem Erfolg gekrönt. Am fünften Tage gelangte sie wieder auf dem Boden ihrer Heimath an. Ein betretner Pfad zeigte sich, den die Rennthiere auf ihren Wanderungen gemacht hatten. Sie erblickte mehre Heerden dieser Thiere, verfertigte sich eine Art von Waffen und war so glücklich, eine hinlängliche Anzahl derselben zu erlegen. Da sie auf diese Art Lebensmittel genug für den Winter eingesammelt hatte, so beschlofs sie an diesem Platze zu überwintern und baute sich nach Art der Eskimohs ein Haus. Als der Frühling kam, und sie zum ersten Male wieder aus dieser Winterwohnung heraustrat, war sie sehr erstaunt, in einiger Entfernung einen Berg zu erblicken, welcher lebhaft glänzte. Sie ging darauf los und fand, dafs er aus Kupfer bestand. Sie brach ohne Mühe einige Stücke ab, und sah nun leicht ein, dafs dieses Metall für ihre Landsleute, wenn sie solche wieder finden sollte, von grofsem Nutzen seyn würde. Sogleich sammelte sie soviel von diesem gediegnen Kupfer ein, als ihre Kleider fassen konnten, und sie begab sich nunmehr weiter ins Innere des Landes, um

Menschen aufzusuchen, bei denen sie durch die mitgebrachten Schätze eine gute Aufnahme zu erlangen hoffte. Um den Weg wieder hierher finden zu können, machte sie von Strecke zu Strecke gewisse Zeichen. Bald war sie so glücklich, ihre Verwandten wieder zu finden, und einige junge Leute machten sich mit ihr sogleich auf den Weg nach dem Kupferfelsen zurück. Sie kamen wirklich hier an, liefsen sich aber, durch das unverhoffte Glück übermüthig gemacht, verleiten, ihrer Wegweiserinn und Wohlthäterinn die gröfsten Beleidigungen zuzufügen. Als sie sich vor ihnen nicht zu retten wufste, flüchtete sie sich auf die Spitze des Kupferberges, worauf sich sogleich die Erde öffnete und den Berg sammt dem Weibe verschlang. Seit dieser Zeit wird das Kupfer nur noch in einzelnen kleinen Stückchen auf der Oberfläche des Erdbodens gefunden."

Am 10. Mai trat warmes Frühlingswetter ein; die Bäume schlugen aus, die Anemone blühte, und in den warmen Zimmern liefsen sich Muskiten sehen. Am 17. und 18. gab es starke Regengüsse mit Gewitter. Am 24. war alles Eis vom See verschwunden.

Am 3. Juni kam Hr. Smith, ein Mitglied der Nordwest-Compagnie, vom Grofsen Sklaven-See zurück, mit der angenehmen Nachricht, dafs das Oberhaupt der Kupfer-Indier die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der englischen Reisenden mit Vergnügen empfangen und sich zugleich, auf die Bitte des Hrn. Wentzel, eines Beamten der Nordwest-

Compagnie, entschlossen habe, nebst einigen seiner Leute die Expedition als Führer und Jäger zu begleiten. Er wolle die Reisenden beim Fort Providence, am nördl. Ende des Grofsen Sklaven-Sees erwarten. Am 13. Juli kamen auch die Herren Richardson und Hood, von Cumberland-Haus, wohlbehaten mit zwei Booten an, brachten aber nur wenig Lebensmittel mit, indem an zehn Säcke Pemmican verdorben waren, und auf den Posten unterwegs, wo sie Vorräthe hatten einnehmen sollen, selbst Mangel daran geherrscht hatte. Franklin suchte jetzt seine Abreise vom Fort Chipewyan so sehr als möglich zu beschleunigen. Aufser den Canadiern, die er schon früher gemiethet, brachte Richardson noch zehn von Cumberland mit. Jeder von diesen Leuten erhielt, nach Verhältnifs 1600 oder 1200 Livres Halifax jährlichen Lohn, nebst Kost und Kleidung. Einem Dolmetscher für die Kupfer-Indier, der unentbehrlich war, mufste 3000 Livres Halifax gezahlt werden.

Am 18. Juli machte sich die ganze Gesellschaft in drei Booten auf den Weg. Mundvorrath hatte man leider nur für einen Tag, ausgenommen zwei Tonnen feines Mehl, drei Kisten eingekochtes, aus England mitgebrachtes Fleisch (preserved meat's), einige Chokolade, Gewürze und Suppentafeln, welche letztern Vorräthe jedoch erst zum Gebrauche an der unwirthbaren Secküste bestimmt waren. Die Fahrt ging aus dem Athabasca-See nordwärts den Sklaven-Flufs hinab, welcher, nachdem er den von Westen her, aus den Felsen-

Gebirgen kommenden Friedens-Flufs (Peace-River) empfangen hat, eine Breite von ¾ engl. Meilen erlangt. Auch hier ward, wie früher, die Fahrt häufig durch Wasserfälle und Stromschnellen unterbrochen, wo die Boote eine Strecke weit zu Lande fortgetragen werden mufsten. Eine grofse Plage auf dieser Sommerreise waren die Muskiten. Sie erscheinen hier zu Lande im Mai, und erst die Kälte des Septembers vertilgt sie. Im Juli sind sie am lästigsten. Sie nähren sich von Blut, und wissen diefs mit ihrem Stachel sogar dem Büffel abzuzapfen. Läfst man sie ruhig saugen, so schwellen sie dergestalt auf, dafs der Leib einer durchsichtigen Kugel gleich wird. Obschon auf die Wunden, welche diese Muskiten verursachen, keine Geschwulst erfolgt, so sind die Stiche doch so schmerzhaft, und die Qual wird, wenn sie mehre Tage anhält, so unerträglich, dafs selbst Kälte und Hunger*) ihr weichen müssen. Die Büffel können durch Muskitenstiche zur höchsten Wuth gebracht werden, und die Rennthiere fliehen vor ihnen weiter nordwärts, nach den Seeküsten, von wo sie erst mit dem Winter zurückkehren.

Am 21. Juli kam man zu der Mündung des Salz-Flusses. Man verweilte hier ein Paar Tage, um zu fischen, und Franklin fuhr diesen Flufs eine Strecke von etwa 22 engl.

---

*) Dr. Richardson schrieb diefs vor dem September 1821! Man sehe weiter unten.

D. H.

Meilen hinauf, um die Salzquellen und Salzbäche, aus welchen er entsteht, zu untersuchen. Diese befanden sich in einer grofsen Ebene, am Fufse einer Hügelreihe von 6—700 Fufs Höhe. Durch die starke Ausdunstung entsteht während des Sommers viel natürliches Salz, das dann in grofsen Haufen von würfelförmigen Stücken den Boden bedeckt. Die Reisenden sammelten einige Fässer davon ein. Bei der Rückkunft fanden sie, dafs der Fischfang ziemlich schlecht ausgefallen war, und sie eilten daher vorwärts. Am 25. erreichten sie den Grofsen Sklaven-See und zwar zuerst die Niederlassung der Nordwest-Compagnie auf der Muhsthier-Insel (Moose-deer Island *), 61° 11′ 8″ Br. und 113° 51′ 37″ westl. L.), wo sich Briefe von Hr. Wentzel aus Fort Providence vorfanden, der ihnen meldete, dafs ein Indier-Häuptling mit seinen Leuten dort auf sie warte. Sowohl dieser Posten als auch der Posten der Hudsonsbay-Compagnie war von allen Lebensmitteln entblöfst; mit genauer Noth erhielt man endlich von den benachbarten Indiern, durch die Bemühungen der Beamten, 550 Pfund getrocknetes Fleisch, welches vor der Hand bis Fort Providence auszureichen schien. Die Muhsthier-Insel hat etwa eine englische Meile im Durchmesser und einen sandigen, zum Theil mora-

*) Muhsthier ist das amerikanische Elenthier (Cervus Alces). Die Canadier nennen es Orignal.

D. H.

stigen Boden. An den Ufern giebt es viel Treibholz, das die Flüsse in den See führen. Man lebt hier hauptsächlich von Fischen; die Jäger verschaffen auch Büffel-, Muhsthier- und Rennthierfleisch, welche Thiere indefs mehre Tagreisen weiter landeinwärts von den Ufern gefunden werden. Die Indier, mit welchen hier Handelsgeschäfte gemacht werden, sind Chipewyer. Biber, Marter, Füchse und Moschusratten werden hier in Menge gefangen. Muskiten gab es hier weniger, obschon sie noch genug zu schaffen machten. An ihre Stelle trat allmählich eine Art kleiner Sandfliegen, auf deren Stiche viel Blut flofs und Geschwulst erfolgte, obschon der Schmerz geringer war als bei den Muskiten.

Am 29. Juli traf Franklin im Fort Providence ein, welcher Posten der Nordwest-Compagnie gehört (62° 17′ 19″ Br. und 114° 9′ 28″ westl. L.). Er fand hier Hrn. Wentzel, welcher den Verkehr mit den Indiern zu unterhalten, die Oberaufsicht über die canadischen Reisenden zu führen und die Einsammlung und Vertheilung der Lebensmittel und andern Vorräthe zu besorgen hatte. Der Indier-Häuptling war mit seinen Leuten auf der Jagd. Es wurde ihm aber unverzüglich die Ankunft der Reisenden gemeldet, und die gewöhnlichen Geschenke, Tabak etc. übersandt. Er liefs sich auf den nächsten Morgen ansagen.

Am 30. Iuli liefs Franklin sein Zelt aufschlagen, und eine seidne Friedensflagge (Union flag) von demselben herabwehen. Er und seine Offiziere zogen ihre Uniformen an und

schmückten sich mit Medaillons. Bald nach 12 Uhr Mittags kamen mehre Kähne mit Indiern, alle in einer Reihe, den See heran gefahren. In dem vordersten gewahrte man den Häuptling, welcher, nach der Landung am Fort, sogleich mit einem sehr ernsten Gesicht und abgemefsnen und würdevollen Schritten auf Wentzel losging. Er blickte dabei weder zur Rechten noch zur Linken auf die Leute, welche sich als Zuschauer am Ufer versammelt hatten, sondern verfügte sich mit derselben ernsthaften Miene bis zur Halle, wo ihn die Offiziere empfingen. Nachdem er seine Pfeife geraucht, ein wenig Rum mit Wasser getrunken, und jedem seiner Begleiter ein Glas davon mitgetheilt hatte, begann er seine Rede. Er erklärte zuvörderst seine Bereitwilligkeit, die Engländer auf ihrer fernern Reise zu begleiten. Er freue sich höchlich darüber, sagte er, solche grofse Herren (great chiefs) in seinem Lande zu sehen; sein Stamm sei arm, liebe aber die weifsen Leute sehr, welche ihre Wohlthäter geworden wären; er hoffe, dafs dieser Besuch viel gute Folgen für sie haben werde, u. s. w. Er schlofs mit der Bitte, über den Zweck desselben hinlänglich unterrichtet zu werden.

Franklin sagte ihm nun, dafs er von dem gröfsten Herrn in der Welt, der auch über die Handelsgesellschaften hier zu befehlen habe, ausgeschickt worden sei. Dieser liebe den Frieden, und wolle das Beste aller Völker des Erdbodens. Da er erfahren habe, dafs seine Kinder in diesem Lande gro-

fsen Mangel an allerlei nöthigen Waaren litten, weil der bisherige Weg hierher allzu lang und beschwerlich sei: so habe er ihn ausgesandt, einen neuen Weg zur See zu suchen, auf welchem, wenn er gefunden werden sollte, grofse Schiffe alle Arten von Waaren in diefs Land würden bringen können. Er (Franklin) und seine Gefährten seien nicht gekommen, um Handel zu treiben, sondern blofs, um nützliche Entdeckungen zum Besten der hiesigen Landeseinwohner zu machen. Er sei defshalb auch angewiesen, alle Erzeugnisse der Länder, durch die er reisen werde, genau zu untersuchen, u. s. w. Es sei daher sein Wunsch, dafs die Indier ihn auf seiner Reise begleiten und mit Mundvorrath versehen möchten. Endlich wünsche sein grofser Gebieter, allen Feindseligkeiten in diesem Lande, besonders mit den Eskimohs, für immer ein Ende zu machen. Diese seien eben so gut seine Kinder, wie die andern hiesigen Völkerstämme, und jeder Streit, der im Verfolg der Reise zwischen ihnen (den Indiern) und den Eskimohs entstehen sollte, würde alle Vortheile der Reise gänzlich vereiteln. Vor der Hand sei er (Franklin) zwar nicht im Stande, ihn und seine Leute für ihre Begleitung und Dienste hinlänglich zu belohnen, da er aus grofser Ferne herkomme und nur das Nothwendigste bei sich führe. Indessen solle er doch einen Theil seiner Vorräthe erhalten, und bei seiner Rückkunft von der Seeküste werde er von Seiten der Nordwest-Compagnie seine vollständige Belohnung in Kleidern, Tabak, Pulver, Blei und

Gewehren, und mehren andern nützlichen eisernen Geräthschaften, erhalten.

Der Häuptling (Akaitscho, d. h. Dickfuſs war sein Name) erneuerte hierauf die Versicherungen seiner Ergebenheit, und daſs er nebst seinen Leuten die Engländer bis ans Ende ihrer Reise begleiten, und für hinlängliche Lebensmittel sorgen wolle. Sein Stamm habe zwar bisher mit den Eskimohs in Unfrieden gelebt; jetzt aber wünsche man allgemein den Frieden und Jeder würde sich auf der Reise aller Feindseligkeiten gegen die Eskimohs enthalten. Gleichwohl seien diese ein treuloses Volk, und die Reisenden würden wohl thun, gegen sie auf ihrer Hut zu seyn.

Nachdem allerlei über den zu nehmenden Weg und die Art zu reisen verhandelt worden war, nahm Franklin seine Medaille ab und hing sie dem Akaitscho um. Dasselbe thaten die Offiziere mit dessen Bruder und den zwei Führern, indem man sie über die Bedeutung dieser Medaillen, als Zeichen der Freundschaft und Unterpfänder der Aufrichtigkeit, belehrte. Da dieſs in Gegenwart aller versammelten Jäger geschah, so wurde diese Ehrenbezeigung von Akaitscho und den Führern mit groſser Freude aufgenommen, doch hüteten sie sich, diese allzustark auszudrücken, um sich in Gegenwart der gemeinen Leute nichts an ihrer Würde zu vergeben. Uebrigens zeigte sich Akaitscho bei dieser ganzen Verhandlung als einen Mann von Verstand und Scharfblick.

Da nun Alles in Ordnung war, und Akaitscho, nebst den zwei Wegweisern und sieben Jägern, die sich an die Expedition anschlossen, noch mehre Geschenke erhalten hatten, so säumte Franklin nicht, am 2. August vom Fort Providence aufzubrechen. Die ganze Gesellschaft bestand jetzt, aufser den Indiern, aus 32 Personen, nämlich Franklin, Richardson, Hood, Back, Wenzel, Hepburn (einer der englischen Matrosen, die Franklin in Stromnefs angeworben hatte), 17 Canadiern (die früher schon als Bootsknechte und Jäger gemiethet worden waren), 3 Dolmetschern, 3 Weibern und 3 Kindern. Man fuhr auf 4 Kähnen aus dem Grofsen Sklaven-See in den Gelben Messer-Flufs (Yellow-Knife River), und setzte auf diesem die Reise nach Norden fort. Westlich von dem Punkte, wo die Gesellschaft den Sklaven-See verliefs, befindet sich eine Bay, in die sich ein Flufs ergiefst, welcher mit dem Grofsen Marder-See zusammenhängt, wo die Nordwest-Compagnie einen Posten errichtet hat. Die Gegenden östlich vom Grofsen Sklaven-See sind sehr unvollkommen bekannt. Die Indier sagten, es gäbe hier eine Kette von Seen, welche mit einem seichten Flusse zusammenhingen, der sich ins Meer ergösse. Sie nannten diesen Flufs Thluitessy (s. oben) und sagten, dafs er nur für indische Kähne schiffbar sei. Besser sind durch Mackenzies Reise, und die seitdem dort errichteten Handelsposten die westlichen Gegenden des Sklaven-Sees bekannt geworden. Er friert erst zu Ende des Novembers zu, und

thaut um die Mitte des Juni, drei Wochen später, als der Sklavenflufs, auf. Der einzige bekannte Abflufs dieses grofsen Sees ist der Mackenzie-Flufs.

Die Reise auf dem Gelben Messer-Flufs war der vielen Fälle, Stromengen und Untiefen wegen, sehr beschwerlich, und die Boote mufsten alle Augenblicke ausgeladen und zu Lande fortgeschafft werden. Hierzu gesellte sich ein baldiger Mangel an Lebensmitteln, da die mitgenommenen Vorräthe durch die zahlreichen Esser immer schmäler wurden und Jagd und Fischerei wenig Ausbeute lieferten. Am 12. August mufste der Flufs, der hier allzuklein wurde, verlassen und die Reise zu Lande und über Seen fortgesetzt werden. Man war jetzt in der Nähe seiner Quelle, die unter 64° 1′ 30″ Br. und 113° 36′ westl. Länge liegt.

Am 13. August wurde der Unwille der Canadier über die magern Mahlzeiten, den sie seit einigen Tagen nur verstohlen geäufsert hatten, so laut, dafs Einige davon erklärten, sie würden nicht weiter vorwärts gehen, wenn sie nicht reichlichere Portionen erhielten. Franklin zeigte sich darüber sehr entrüstet, um so mehr, da man schon von weitem die Feuer der vorausgegangenen indischen Jäger sah, von welchen wahrscheinlich Beute zu erwarten war. Er machte sie in den strengsten Ausdrücken auf ihre Pflicht aufmerksam, und bedrohte sie mit den schwersten Strafen, wenn sie auf ihrer Weigerung beharren und so die Reise aufhalten würden. Franklin war schon früher durch die einheimischen

Handelsbeamten mit der Sinnesart der Canadier bekannt gemacht worden, und er wufste, dafs sie Anfangs jeden neuen Gebieter auf die Probe stellen, um zu sehen, in wie weit sie ihm trotzen können, und dafs, wenn es ihnen das erste Mal gelungen ist, sie dann immer kecker werden. Zum Glück kamen noch am nämlichen Abende, als man Nachtlager gemacht hatte, vier Jäger mit zwei Rennthieren herbei, wodurch denn die Gemüther wieder aufgeheitert und alle Noth vergessen wurde. Die Jagd fiel von jetzt an immer besser aus, und man hatte den 16. August am Grauen-Bären-See bereits einen Vorrath von 17 Rennthieren. Akaitscho verliefs jetzt die Reisegesellschaft, um an den Winter-See vorauszueilen, wo er theils Vorräthe für die Ankunft der Reisenden sammeln, theils seine Familie besuchen wollte. Er warnte die Engländer vor seiner Abreise noch, sich ja vor den grauen Bären zu hüten, die in dieser Gegend sehr zahlreich und gefährlich seien. Franklin überzeugte sich indefs später, dafs der einzige Bär, der diese Gegenden bewohnt, der braune Bär sei, den man bei weitem nicht so zu fürchten habe, als die Indier ihrer Sucht zu übertreiben gemäfs, vorgeben.

Am 20. Aug. kam man am westlichen Ufer des Winter-Sees an, wo Franklin zu überwintern, doch vorher noch den Kupferminen-Flufs zu erreichen und eine Strecke zu befahren beschlofs. Der ganze Weg vom Fort Chipewyan bis hierher hatte 553 englische oder ungefähr 110 teutsche

Meilen betragen. Franklin theilte am folgenden Morgen die Mannschaft in zwei Hälften ab; die eine sollte Holz fürs künftige Wintergebäude fällen, die andere das Wild nach Hause tragen, welches die Jäger erlegen würden. Die Weiber mufsten das Fleisch trocknen und aufbewahren.

Am 25. zeigten sich schon Vorboten des Winters. Kleine Pfützen gefroren bei der Nacht zu, und wilde Gänse sah man nach Süden ziehen. Akaitscho hatte nicht mehr als fünfzehn Rennthiere hier zusammengebracht. Sein Schwager war gestorben, und seine Leute hatten, anstatt auf die Jagd zu gehen, mehre Tage mit Weinen und Klagen zugebracht. Ein anderer Theil dieses Indierstammes, den Wentzel an die Ufer des Kupferminen-Flusses vorausgeschickt hatte, um dort Vorräthe für die bevorstehende Ankunft der Expedition zu sammeln, war durch diesen Todesfall bewogen worden, sich weiter nach Westen, an die Küsten des Grofsen Bären-Sees zurückzuziehen. So verdrüfslich diefs Alles schon war, so wurde Franklin doch noch weit unangenehmer durch Akaitscho's plötzliche Weigerung überrascht, ihn auf der Fahrt den Kupferminenflufs hinab zu begleiten. Dieser stellte die Gefahren vor, die bei der vorgerückten Jahreszeit bevorständen, und Franklin, dem zu viel an der Freundschaft dieses Indierhäuptlings für die Fortsetzung seiner Reise liegen mufste, war genöthigt, von seinem Vorsatze abzustehen. Nach einer Berathschlagung mit den Offizieren ward beschlossen, dafs vor der Hand nur die Herren Back

und Hood auf einem leichten Kahn sich einschiffen und noch vor völligem Einbruch des Winters einen Theil des Kupfer-Minen-Flusses vorläufig erforschen sollten. Am 29. reisten sie ab, begleitet von einem Dolmetscher, 8 Canadiern und einem Indier. Da aber auch Akaitscho sich mit seinen Leuten wegbegab, so machte sich nun auch Franklin nebst Richardson, Hepburn (dem aus Schottland mitgebrachten Matrosen) und dem indischen Wegweiser Keskarrah, der den Winter über bei ihnen bleiben wollte, auf den Weg nach dem Kupferminenflusse. Beide Parteien trafen am 15. September wieder in Fort Enterprise (so hatte Franklin die zu erbauende Winterwohnung am Wintersee genannt) ein. Wentzel, der unterdessen mit der Aufsicht über den Bau des Hauses beauftragt gewesen, hatte es schon unter Dach gebracht. Am 6. Oktober konnte es bezogen werden. Es war aus über einander geschichteten Balken errichtet (a log-building), 50 Fuſs lang und 24 Fuſs breit, aus einem Sale, drei Schlafzimmern und einer Küche bestehend. Dach und Wände waren mit Lehm überzogen, der Boden mit roh zugehauenen Planken gedielt und die Fenster mit Pergament von Hirschhaut verschlossen. Der Lehm, welcher der eingetretenen Kälte wegen zum Gebrauch mit heiſsem Wasser eingerührt werden muſste, zog sich später durch den Frost so zusammen, daſs er überall Risse bekam, durch die der Wind von allen Seiten pfeifen konnte. Gleichwohl fand man die neue Wohnung, in Vergleich mit den bisherigen Zelten,

äufserst vortrefflich, und man liefs sichs, nachdem die Küche mit Reisbündeln bis zur Decke angefüllt worden war, beim erquickenden Feuer recht wohl seyn. Die Canadier, welche sich bis jetzt als gute Zimmerleute gezeigt hatten, bewiesen nun auch ihre Geschicklichkeit als Tischler, indem sie, obwohl ohne andere Werkzeuge, als ein Beil und ein krummes Messer, nach und nach Tische, Bettstellen und Stühle verfertigten. Aufserdem wurde noch ein besonderes Vorrathshaus und ein Wohnhaus für die Mannschaft gebaut.

Der Winter rückte nun immer näher; einzelne warme, sonnenhelle Tage, um die Mitte des Oktobers, schmelzten indefs den gefallnen Schnee wieder und entblöfsten das den Boden bedeckende Moos, wodurch eine ungeheure Menge Rennthiere in die Nachbarschaft von Fort Enterprise gelockt wurde. Franklin schätzte die Zahl derer, welche er am 10. bei einem Spaziergange sah, an 2000. Die Nachrichten, welche er über diese Thiergattung mittheilt, scheinen uns hier einen Platz zu verdienen. Sie rotten sich in Heerden von 100 bis zu 1000 Stück zusammen. Die Weibchen, welche um diese Zeit mager sind, leiten den Vortrab. Die Hintertheile der Männchen sind jetzt mehr als zwei Zoll hoch mit Fett bedeckt, das nunmehr roth zu werden und stark zu riechen anfängt, welches ein sicheres Kennzeichen der eintretenden Brunstzeit ist. Die Geweihe, welche um die Mitte des Augusts noch zart und klein waren, sind jetzt gehörig ausgebil-

det, und verlieren die haarige Bedeckung, welche wie zottige Fäden davon herabhangt. Die Geweihe der Rennthiere sind nicht allein nach Alter und Geschlecht sehr verschieden, sondern wachsen auch überhaupt so ungleich, dafs sie sich niemals bei zwei einzelnen Thieren genau gleichen. Die alten Männchen werfen sie gegen Ende Dezember ab. Die Weibchen behalten sie, bis der Schnee verschwindet und sie wieder die wüsten Gründe (barren grounds), oder unfruchtbaren Gegenden im hohen Norden, besuchen können. Diefs geschieht um die Mitte oder zu Ende des Mai, wo sie nach den Seeküsten ziehen und die Jungen verlassen. Die jungen Männchen verlieren ihre Geweihe um die nämliche Zeit oder auch ein wenig früher als die Weibchen, einige schon im April. Die Haare verlieren die Rennthiere im Juli; die neue Decke ist Anfangs ein Gemisch von kurzen dunkelröthlichen und gelbbräunlichen Haaren. Bauch und Kehle bleiben weifs. Mit Annäherung des Winters werden die Haare länger und lichter, und bereits im Mai beginnen sie in Folge des Reibens an Bäumen und Felsen, auszufallen. Zuletzt werden sie graulich und weifs. Die Indier verfertigen sich ihre Kleidungsstücke aus den Fellen der Rennthiere, welche zu diesem Behuf im Herbste getödtet werden, weil das Haar dann kurz ist. Im Frühling wird das Fell dergestalt von Insektenlarven, die dann vollkommen ausgewachsen sind, durchfressen, dafs es zu nichts taugt. Im August sind nur noch die Narben dieser Wunden zu sehen.

Die Rennthiere verlassen die Seeküsten im Juli und August, und verbergen sich im Winter in den Wäldern. Einzelne schöne Wintertage verleiten sie zwar zuweilen für eine kurze Zeit auf ihre Lieblingsweideplätze zurückzukehren, aber ihre Hauptwanderung nach Norden erfolgt erst zu Ende des Aprils, wenn der Schnee an den Abhängen der Berge zu schmelzen beginnt; schon frühzeitig im Mai findet man sie an den Ufern des Kupferminenflusses. Auch bei dieser Frühlingswanderung machen die Weibchen die Anführer. Es giebt gewisse, den Indiern wohl bekannte Wege, welche die Rennthiere bei ihren Hin- und Herzügen unveränderlich einschlagen, und man hat bemerkt, dafs sie dabei immer gegen den Wind gehen. Ihre Hauptnahrung in den unfruchtbaren Gegenden (barren grounds) sind allerlei Moosarten; auch essen sie dürres Gras, welches sie im Herbste auf den Sümpfen finden. In den Wäldern nähren sie sich von Baummoosen. Auch pflegen sie die untern Enden der abgefallnen Geweihe zu benagen, und sollen sogar Mäuse fressen.

Das Gewicht eines ausgewachsenen Rennthieres, ohne die Eingeweide und den übrigen Wegwurf, beträgt neunzig bis hundert und dreifsig Pfund. Eine andere Gattung, die nur in den Wäldern sich aufhält und niemals die Seeküsten besucht, wiegt 200 bis 240 Pfund.

Auf den Wanderungen nach der Seeküste und von da zurück, werden die Rennthiere durch eine Menge Wölfe verfolgt, welche viele davon tödten. Die Kupfer-Indier erlegen

sie durch Schiefsgewehr, besonders wenn es ihnen gelingt, sie auf einer Landenge an einem Seeufer einzuschliefsen und sie ins Wasser zu treiben, wo sie dann eine leichte Beute sind. In der Brunstzeit und im Frühlinge, wo sie sich am Rande der Wälder aufhalten, werden sie in Schlingen gefangen. Diese bestehen aus Stricken, welche aus Sehnen von Rennthieren geflochten und an Oeffnungen in dünnen Hecken aufgestellt werden. Diese Hecken errichtet man aus Baumzweigen, und giebt ihnen verschiedene Windungen, so dafs sich das Thier selten wieder herauswickeln kann. Zwei zusammenlaufende Reihen von Pfählen bilden für die Thiere den Eingang in dieses Irrgewinde. Oft liegt noch hier ein Jäger im Hinterhalte und durchsticht das vorbeilaufende Thier mit dem Bajonnet. Obschon das Rennthier ein scharfes Auge hat, so kann ihm doch der Jäger, wenn er sich unter dem Winde hält und einige Vorsicht anwendet, sehr nahe kommen. Die Besorgnifs dieser Thiere wird überhaupt mehr durch den Geruch eines unbekannten Gegenstandes, als durch den Anblick desselben erregt. Nicht selten geht ihre Neugierde so weit, dafs sie ganz nahe an den Jäger heran kommen und rings um ihn herum gehen. Dieser hat nun die schönste Gelegenheit, sich das fetteste Thier aus der Heerde auszusuchen, und die übrigen werden gewöhnlich durch den Schufs und die Bewegungen des Jägers so bestürzt und verwirrt, dafs sie plötzlich nach allen Seiten hin und her laufen, ohne ihm für einen zweiten und dritten Schufs entwischen zu können. Die

Kupfer-Indier haben die Erfahrung gemacht, dafs eine weifse Kleidung sie am leichtesten anlockt. Oft gelingt es dem Jäger auch dadurch, sie in den Schufs zu bringen, dafs er niederkniet, das Gewehr hin und her schwingt, und so die Bewegungen des Rennthiers nachmacht, wenn es sich mit dem Geweihe an einem Steine reibt.

Die Hundsrippen-Indier haben eine Art die Rennthiere zu tödten, welche eben so einfach als erfolgreich ist. Wentzel, der lange unter diesem Volke gelebt hatte, beschrieb sie auf folgende Weise. Die Jäger gehen je zwei und zwei, einer hinter dem andern. Der Vorderste hält in der einen Hand das Geweih und die abgezogene Haut vom Kopfe eines Rennthiers, in der andern ein kleines Bündel von Zweigen, an welchem er von Zeit zu Zeit das Geweih reibt und dabei die eigenthümlichen Geberden des Thieres nachmacht. Sein Begleiter geht dicht hinter ihm, in den nämlichen Fufsstapfen und hält beide Gewehre in wagrechter Lage, so dafs die Mündungen unter den Armen des Vordermannes hervorragen. Beide Jäger haben eine Binde von weifser Haut um den Kopf und der Vorderste auch einen solchen weifsen Streifen um die Handgelenke gebunden. Sie nähern sich der Heerde ganz allmählig, indem sie ihre Füfse sehr langsam aufheben, sie aber etwas schnell niedersetzen, gerade so wie es die Rennthiere auch zu thun pflegen; dabei sehen sie zugleich darauf, dafs Beide den nämlichen Fufs zugleich aufheben oder niedersetzen. Hat ein Thier von der Heerde die ungewöhn-

liche Erscheinung wahrgenommen und blickt nun neugierig darauf hin, so bleiben die Jäger augenblicklich stehen und der Vordermann fängt sein Spiel mit dem Rennthierkopfe an. Auf diese Art gelingt es ihnen nicht selten, sich bis in den Mittelpunkt einer Heerde hineinzuschleichen, und sich so das fetteste Thier zum Schusse auszusuchen. Der Hintermann reicht jetzt dem Vordermann das Gewehr, dieser läfst den Kopf mit dem Geweih fallen, und Beide schiefsen zugleich los. Sogleich nimmt die ganze Heerde Reifsaus und die Jäger laufen hinter drein. Nach einer Weile machen die armen Thiere Halt, um zu sehen, was sie so in Schrecken gesetzt hat. Sogleich stehen auch die Jäger still, und da sie während des Laufens wieder geladen haben, so begrüfsen sie die Gaffer mit einem zweiten Schusse. Nun wird die Verwirrung des Haufens immer gröfser; sie rennen wie blind hin und her, und es kann auf diese Weise auf einem beschränkten Raume ein grofser Theil der Heerde erlegt werden.

Um die Mitte des Oktobers war es schon so kalt geworden, dafs die Seen um Fort Enterprise herum ganz, und die Flüsse theilweise zugefroren waren. Auch die Rennthiere begaben sich südlicher. Am 18. wurden Back und Wentzel, in Begleitung zweier Canadier und zweier Indier, nach Fort Providence geschickt, um die Herbeischaffung der von Cumberland-Haus zu erwartenden Vorräthe zu besorgen und noch einige unentbehrliche Bedürfnisse von den Niederlassungen am Sklavensee herbeizuschaffen. Besonders

fing es an, an Pulver, Blei und Tabak zu fehlen, von welchem letztern nicht blofs den Canadiern vertragsmäfsig eine beträchtliche Menge ausgetheilt, sondern auch den Indiern, um sie bei Laune zu erhalten, von Zeit zu Zeit ein Geschenk gemacht werden mufste. Akaitscho und seine Leute fanden sich zu Ende des Monats wieder in Fort Enterprise ein; ein Besuch, der um so lästiger war, da sie auf Kosten der Expedition sichs wohl seyn liefsen, und aus Mangel an Schiefsbedarf nicht auf die Jagd geschickt werden konnten. Indessen waren sie nicht ganz müfsig. Die Weiber machten Schneeschuhe und bereiteten Leder zu Winterkleidungen. Franklin verschaffte sich von den Indiern besonders Röcke aus Rennthierfellen, die nicht nur leichter als die Wollendecken, sondern auch wärmer waren. Sie wurden unter die Mannschaft ausgetheilt. Zu einem solchen Rocke werden sieben Felle gebraucht. Die schönsten werden aus den Fellen der Jungen gemacht.

Am 23. kam Belanger, einer der Canadier, die mit nach Fort Providence gereist waren, allein zurück, indem er den Uebrigen vorausgeeilt war. Sobald das mitgebrachte Packet aufgethaut war, wurde es begierig geöffnet. Briefe aus England, der späteste vom April, waren darin. Sie waren über Canada gekommen, und im September durch die Kähne der Nordwest-Compagnie nach dem Sklavensee befördert worden. Man kann denken, mit welcher Hast und Freude sie gelesen wurden! Betrübter war die Nachricht aus Fort

Providence, dafs es um die Vorräthe schlecht stände. Der Beamte der Hudsonsbay-Compagnie, welcher damit von Yorks-Factorey abgeschickt worden war, hatte noch vor Cumberland-Haus, auf dem Saskatschawan, die Hälfte davon einem andern Beamten der Nordwest-Compagnie aufbürden wollen, welcher sich dessen weigerte und erklärte, dafs er erst von Cumberland-Haus verpflichtet sei, diese Vorräthe weiter zu schaffen. Gleichwohl hatte jener den Schiefsbedarf und den Tabak am Ufer ausgeladen, und war weiter gefahren, unbekümmert um den Nachtheil, der daraus für die Expedition entstehen könnte. So betrübt die Indier über diese Nachricht waren, so erfreut waren sie über die andere, dafs zwei Eskimohs als Dolmetscher am Sklavensee angelangt wären und nächstens hier eintreffen würden. Ihre Furcht vor diesem Volke, bei dem künftigen Zusammentreffen an der Seeküste mit ihnen, war jetzt verschwunden, und zugleich erhöhte diefs ihre günstige Meinung von dem grofsen Einflusse der Engländer, die im Stande waren, zwei Eskimohs aus einer so grofsen Entfernung hierher zu schaffen.

Die Neuigkeit von dem Tode Georgs III. und der Thronbesteigung Georgs IV. suchte Franklin sorgfältig vor den Indiern zu verheimlichen. Sie hätten leicht glauben können, durch den Tod ihres „grofsen Vaters" dürfte die Expedition aufser Stand gesetzt werden, ihre Versprechungen zu erfüllen. Verdriefslicher war eine Klatscherei, welche die

ein paar Tage später von Fort Providence zurückkehrenden Indier mitbrachten. Ein dortiger Beamte der Nordwest-Compagnie, Weeks, hatte gesagt, Franklin und seine Begleiter wären gar nicht das, wofür sie sich ausgäben, sondern blofs eine Art armer Teufel, die sich eine Zeit lang auf Kosten der Kupfer-Indier durchzubringen wünschten. Blofs aus Mitleid hätten sie von den beiden Handelsgesellschaften einige Waaren empfangen; es sei aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dafs sie die Indier für ihre Dienste bezahlen würden. Zum Glück gelang es Franklin, diese Verläumdungen zu widerlegen. Akaitscho hatte sie ohnehin nicht geglaubt.

Da Belanger hundert Stück Kugeln von Fort Providence mitgebracht hatte, so wurden sie unter die Indier ausgetheilt, und diese zugleich ersucht, das Fort Enterprise einstweilen zu verlassen, indem sonst wirklich — es waren ihrer mit Weibern und Kindern 40 an der Zahl — die Lebensmittel nicht zugereicht haben würden. Am 10. Dezember zogen sie mit Akaischo ab, und dieser liefs blofs seine alte Mutter und zwei Dienerinnen derselben zurück, mit der Bitte, wenn sie während seiner Abwesenheit sterben sollte, sie in einer angemessenen Entfernung vom Fort zu begraben, damit er durch nichts wieder an ihren Verlust erinnert werden könnte. Auch der eine Wegweiser, Keskarrah, blieb mit seiner Frau und Tochter zurück. Die Frau litt seit langer Zeit an einem Geschwür im Gesichte, das ihr

bereits die Nase zerstört hatte. Keskarrah brachte den Wassergeistern, deren Zorn er für die Ursache dieses Uebels hielt, ein Opfer, bestehend aus einem Messer, einigem Tabak, und verschiedenen Kleinigkeiten, welches alles zusammen gebunden und unter Hersagung eines langen Gebets in den Strom geworfen wurde. Sein Vertrauen auf die Kraft dieses Mittels konnte indefs nicht allzugrofs seyn; denn er kam täglich, Dr. Richardson auch um Arznei zu bitten.

Im Monat Dezember stieg die Kälte zu einer fürchterlichen Höhe. Das Fahrenheitsche Termometer fiel eines Tages bis auf 57° unter Null, (39⅔° Reaum.) und stand nie höher als 6° über Null (11⅓° Reaum.). Doch war die Luft bei dieser Kälte ruhig und die Mannschaft konnte im Freien ihre gewöhnlichen Arbeiten verrichten. Die Leute trugen Hemden von Rennthierhaut, lederne Handschuhe mit Wollenzeug gefüttert und Pelzmützen. Das Gesicht blieb ohne Bedeckung und bedurfte auch keiner. Franklin bemerkt, dafs ein sehr hoher Kältegrad bei stiller Luft weit erträglicher sei als ein geringerer bei starkem Winde. Doch hatte diese heftige Kälte Nachtheile anderer Art. Die Bäume froren durch und durch, und wurden so hart, dafs beim Umhauen derselben täglich mehre Aexte zerbrochen wurden und am Schlufs dieses Monats nur noch eine einzige brauchbare vorhanden war. Ein Thermometer, der im Schlafzimmer 16 Fufs weit vom Feuer hing, doch so, dafs er von der Wärme unmittelbar bestrahlt werden konnte, stand während dieser gro-

fsen Kälte dennoch nie höher als 15° unter Null (— 20⅔° R.) und des Morgens vor dem Einheizen nicht selten auf — 40° (— 32° R.). Hoods und Richardsons Chronometer, die während der Nacht unter ihren Kopfkissen lagen, blieben jedesmal stehen, so lange sich diese Herren ankleideten. Die Sonne liefs sich um diese Zeit nur wenig über dem hiesigen Horizont blicken (Fort Enterprise hatte 64° 28′ 24″ Breite und 113° 6′ westl. Länge). Sie ging erst nach ½11 Uhr auf und um ½2 Uhr schon wieder unter; ihre Mittagshöhe betrug noch nicht 3°! Die Nächte wurden durch das Schauspiel prachtvoller Nordlichter, und des fast gar nicht untergehenden hellglänzenden Mondes, der zuweilen mit regenbogenfarbigen Höfen umgeben war, verherrlicht. Aehnliche Höfe zeigten sich in den Zimmern um die Lichtflammen; sie waren um so gröfser, je weiter der Beobachter vom Lichte abstand.

Was die Art betrifft, wie Franklin und seine Gefährten ihre Zeit hier zubrachten, so läfst sich leicht denken, dafs es Niemanden an Beschäftigung fehlte. Die Offiziere verwendeten täglich eine beträchtliche Anzahl von Stunden auf die Abfassung ihrer Tagebücher. Während der Mahlzeiten wurden Journale und Zeitungen gelesen, die mit der letzten Gelegenheit aus England angekommen waren. Zuweilen machte man auch den Arbeitern im Walde einen Besuch, oder ging am Flusse ein oder zwei (engl.) Meilen spazieren. Abends wurden die Leute im grofsen Saale versammelt, und die Of-

fiziere nahmen Theil an ihren Spielen, die gewöhnlich bis spät in die Nacht dauerten. Ueberdiefs hatte jeder Einzelne mit seinen besondern Geschäften vollauf zu thun. Franklin überrechnete die Beobachtungen noch ein Mal, die er unterwegs gemacht hatte. Hood zeichnete die Karten und machte Abbildungen von Vögeln, Pflanzen und Fischen. Richardson sammelte Moose und Mineralien ein.

Der Sonntag war ein Tag der Andacht und der Ruhe. Jeder legte seine besten Kleider an. Dem Gottesdienste wohnten auch die (katholischen) Canadier bei und betrugen sich mit sehr viel Anstand, obschon sie die Sprache nicht verstanden, in welcher die Gebete verlesen wurden. Das Vater Unser und das Glaubensbekenntnifs beteten sie indefs in ihrer eigenen Sprache, nämlich der französischen.

Die Mahlzeiten bestanden meistens aus Rennthierfleisch, welches zwei Mal die Woche mit Fischen, und zuweilen mit einer Mehlspeise abwechselte. An Pflanzenspeisen fehlte es gänzlich. Sonntags frühstückten die Offiziere einen Becher Chokolade; ihre gröfste Leckerei jedoch war Thee, der, obschon ohne Zucker, alltäglich zwei Mal getrunken wurde. Aus Rennthierfett und Streifen von baumwollnen Hemden wurden Lichter bereitet, und Hepborn lernte sogar aus Holzasche, Fett und Salz eine recht brauchbare Seife machen.

Am 15. Jän. 1821 kamen sieben von den nach Fort Providence geschickten Leuten zurück, und brachten zwei

äfschen Rum, eine Tonne Pulver, 60 Pfund Kugeln, zwei
ollen Tabak und einige Kleidungsstücke mit. Die Kälte war
o grofs, dafs sogar der Rum gefroren war, und nur in der
Wärme in eine honigartige Flüssigkeit zerschmolz. Die Mann-
chaft wurde gehörig betheilt, und auch dem Akaitscho
iniger Schiefsbedarf und Rum geschickt. Am 27. kam Wen-
zel mit den zwei Eskimohs an, die von Yorks Fac-
orey als Dolmetscher nachgeschickt worden waren. Der
ine hiefs Tattannöuck (Bauch) und der andere Höutö-
ock (Ohr). Im Fort Churchill (weiter nördlich von
Yorks Factorey, gleichfalls an der Hudsonsbay), von wo
ie gekommen waren, hatten die Engländer sie Augustus
nd Junius genannt. Der Erste sprach Englisch. Sie bau-
en sich sogleich, nach Art ihrer Landsleute, eine Winter-
ohnnung aus Schnee. Am 17. März kam auch Back, der
on Fort Providence noch bis Fort Chipewyan den
Vorräthen hatte entgegen reisen müssen, wieder nach Fort
Enterprise zurück.

Am 24. März kamen zwei Indier mit einer Botschaft von
Iuk an, einem andern Häuptlinge der Kupfer-Indier, der
ach Akaitscho das meiste Ansehen genofs. Seine Truppe
ielt sich zwischen dem Westlichen Marder- und dem
rofsen Bären-See auf. Er erbot sich, eine Menge ge-
rocknetes Fleisch für die Expedition an den Ufern des
Kupferminen-Flusses für künftigen Sommer bereit zu halten,
enn man ihm einige Waaren und Schiefsbedarf schicken

wollte. Da er die Sommermonate an diesem Flusse in der Nähe der Kupferminen zubringt, so konnte er diefs sehr leicht thun. Franklin hatte indefs zu wenig Vorräthe, als dafs er etwas davon hätte erübrigen können, und mufste also einstweilen das Anerbieten ausschlagen.

Mit Akaitscho gab es neue Mifsverständnisse, die durch den einen Dolmetscher der Expedition, St. Germain, zum Theil absichtlich unterhalten oder herbeigeführt wurden. Durch den Umgang mit den Indiern hatte er sich eine übertriebene Vorstellung von den Gefahren der künftigen Reise nach der Seeküste gemacht, und auch die übrigen Canadier mit seiner Furcht angesteckt. Kein Wunder, dafs ihm daran lag, durch Veruneinigung mit den Indiern die Winterreise zu vereiteln. Schon im Jäner hatte Akaitscho sein Mifsvergnügen über die ihm zugeschickten Geschenke bezeigt, und sich beklagt, dafs man ihm weniger Achtung bezeige, als ihm gebühre. Hierzu kam noch, dafs einige Anweisungen auf kleinere Artikel, welche Franklin den nach Fort Providence geschickten Indiern mitgegeben hatte, von dem dortigen Beamten der Nordwest-Compagnie nicht honorirt worden waren. Am 29. März kam Akaitscho selbst nach Fort Enterprise. Es wurden ihm hier die Zeichnungen und Karten vorgelegt, welche Franklin mit der nächsten Gelegenheit nach England abzuschicken im Begriff war, und es gelang diesem, Akaitscho von dem Ungrunde seines Mifstrauens zu überzeugen. Er versprach also neuerdings, dafs

er und seine junge Mannschaft die Reisenden bis zu der Mündung des Kupferminen-Flusses, und, falls man keine Eskimohs dort anträfe, auch noch eine Strecke weiter längs der Seeküste begleiten wollte, indem ihm aufserordentlich viel daran gelegen sei, ein freundschaftliches Uebereinkommen mit diesem Volke zu treffen. Zugleich bat er Hrn. Franklin, falls man mit den Hundsrippen-Indiern am Kupferminenflusse zusammentreffen sollte, doch ja alles aufzubieten, um zwischen ihnen und seinem Stamme ein friedliches Vernehmen herzustellen. Dagegen versprach er, sein Möglichstes zu thun, dafs die Expedition mit Anbruch der günstigen Jahreszeit ohne Verzug aufbrechen könne, und die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen.

Am 4. April wurden zwei Canadier nach Fort Providence, mit Briefschaften nach England und einem Schreiben an den Statthalter Williams in Yorks-Factorey, abgeschickt, in welchem letztern Franklin diesen ersuchte, dafs er wo möglich einen Schooner mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken nach der Wagers-Bay (einem Busen an der nordwestlichen Küste der Hudsonsbay) abschicken möge, um den Bedürfnissen der Expedition, falls sie längs der Seeküste so weit vordringen sollte, abhelfen zu können.

Im April trat das erste Thauwetter ein; einzelne schöne, warme Tage verkündigten die Annäherung des Frühlings, der Schnee begann stellenweise wegzuschmelzen, so dafs das Moos zum Vorschein kam, und einzelne Rennthiere schon nach

Norden zu ziehen begannen. Aber um die Mitte des Monats fiel das Thermometer wieder auf 32° unter Null (14⅖° Reaum.). Die Wintervorräthe zu Fort Enterprise waren jetzt ganz aufgezehrt und was die Jagd lieferte, deckte nur zur Noth den täglichen Bedarf.

Erst im Mai trat der wirkliche Frühling ein. Renthiere, wilde Gänse und Enten zogen vom 12. bis 14. schaarenweise nach Norden. Am 21. kündigten zwei junge Indier die Ankunft des Akaitscho an, und dessen Verlangen, im Fort Enterprise dieses Mal eben so feierlich empfangen zu werden, als es jeden Frühling im Fort Providence zu geschehen pflege. Franklin willigte ein, obschon ihn das Pulver und Blei dauerte, das von beiden Theilen unnützerweise dabei verschossen werden mufste. Um 11 Uhr kam Akaitscho an. Sobald man ihn von weitem erblickte, wurde auf dem Fort die Flagge aufgezogen, und als er näher kam, eine Flintensalve gegeben, welche von seiner jungen Mannschaft erwiedert wurde. Voraus ging sein Fahnenträger, dann folgte er selbst an der Spitze seines Haufens und näherte sich mit langsamen und feierlichen Schritten dem Eingange, wo ihn Franklin und Wentzel empfingen. Die Indier hatten mit Ausnahme des Akaitscho ihre Gesichter mit Zinnober, und zwar die Alten blofs den rechten Backen, die Jungen den linken gefärbt. Nachdem er sich auf einen Stuhl niedergelassen, eine Pfeife geraucht, Rum mit Wasser getrunken, und einige auf dem Boden ausgebreitete Geschenke

betrachtet hatte, begann er eine Reihe von Klagen über die Nichtbezahlung der Anweisungen in Fort Providence, den Mangel an Aufmerksamkeit gegen ihn, die Schwäche des ihm neulich geschickten Rums, und den geringen Werth der ihm jetzt angebotenen neuen Geschenke, welche er anzunehmen sich weigerte. Franklin suchte alle diese Beschuldigungen aufs triftigste zu widerlegen, und brachte eben so wichtige Gegenbeschwerden vor über die Nachlässigkeit, mit welcher Akaitscho, ungeachtet seines Versprechens, die Expedition mit Lebensmitteln versorgt u. s. w. Dieser änderte nun die Sprache, und sagte, es würde bei alle dem sehr gefährlich seyn, die Reise nach dem Meere zu unternehmen, und Alle würden dabei zu Grunde gehen. Es ergab sich aus der Fortsetzung des Gesprächs, dafs ihm der obenerwähnte Dolmetscher weifs gemacht hatte, die Engländer hätten noch mehre Waaren und Rum, die sie aber geheim hielten. Nach der Mahlzeit war er etwas besänftigt, und erklärte nun, die neuen Geschenke annehmen zu wollen, wenn nur noch einige Artikel hinzugethan würden. Da indefs Franklin dieses Begehren standhaft abschlug und ihm vorstellte, dafs diefs Alles sei, was die Expedition entbehren könne, so gab er nach, verschob indefs seine letzte bestimmte Antwort bis zur Ankunft Humpy's, seines ältern Bruders, welche am 25. Mai erfolgte. Nachdem die Zänkereien noch am 26sten fortgedauert hatten und Akaitscho sah, dafs nichts mehr herauszupressen war, sprang er endlich voll Verdrufs auf und sagte

zu seinen Leuten, er für seine Person nehme nichts von den Geschenken an; wer die Engländer bis zur See begleiten wolle, möge thun, was er wolle.

Das war sehr unvorsichtig gesprochen. Die Wegweiser und die meisten Jäger erklärten sich sogleich bereit dazu und empfingen ihren Antheil an den Geschenken. Wer war froher als Franklin! In einigen Tagen ward auch Akaitscho gefügiger. Da er sich allmählich überzeugte, dafs die Engländer keine Waaren mehr versteckt hatten, so nahm er endlich das ihm bestimmte Geschenk an. Um indefs seiner Sache ganz gewifs zu seyn, bediente er sich noch folgender List. Er sagte Franklin eines Tages, dafs zwei alte Indier in seinem Lager angekommen seien, welche einen kleinen Vorrath von getrocknetem Fleisch mitgebracht hätten und dieses an Franklin zu verkaufen wünschten. Dieser sagte aber, er besitze durchaus nichts, was er dafür anbieten könne; indefs wolle er eine Anweisung dafür an die Nordwest-Compagnie ausstellen. Nach langem Hin- und Herreden brachte endlich Akaitscho die Indier herbei, und der Kauf wurde unter den von Franklin gemachten Zahlungsbedingungen abgeschlossen.

Die Zeit der Abreise war jetzt herangerückt. Am 4. Juni, früh um 3 Uhr, schickte Franklin einen Theil der Gesellschaft, unter der Anführung des Dr. Richardson voraus. Er bestand aus 23 Canadiern und Indiern, ohne die Kinder. Jeder von den Männern hatte 80 Pfund zu führen

ohne sein eigenes Gepäck. Einige hatten Schlitten mit Hunden, die andern trugen ihre Bürde auf dem Rücken. Nachmittags verliefsen auch die übrigen Indier Fort Enterprise. Franklin theilte noch Schiefsbedarf unter sie aus, und Wentzel mufste dem Akaitscho, in Gegenwart aller seiner Leute erklären, wie sehr Franklin wünschte, dafs bis zum nächsten September hier in Fort Enterprise ein hinlänglicher Vorrath von Lebensmitteln in Bereitschaft gehalten werden möge, damit die Expedition bei ihrer Rückkehr von der Seeküste etwas finde. Akaitscho versprach es.

Am 14. Juni verliefs endlich auch Franklin mit dem Rest der Gesellschaft das Haus, welches sie seit dem 6. Okt. 1820, also länger als acht Monate bewohnt gehabt hatten, um den letzten und wichtigsten Theil ihrer Reise, die Fahrt nach den Küsten des Eismeeres, zu vollbringen. Die Boote für den Kupferminenflufs und das Meer wurden, so weit es zu Lande fortging, auf Schlitten gepackt, deren jeder von zwei Hunden und vier Mann gezogen wurde. In einem der Zimmer hinterliefs Franklin ein Kästchen mit Tagebüchern, Zeichnungen und Karten, welche Wentzel bei seiner Zurückkunft nach England befördern sollte. Das Gebäude ward gehörig verschlossen, und auf Wentzels Rath, um fremde, herumstreifende Indier von der Erbrechung desselben abzuhalten, eine Zeichnung an der Thür befestigt, welche einen Mann mit einem Dolche in der Hand und drohender Geberde vorstellte. Ungeachtet um Mittag schon eine Wärme von 82° F. ($22\frac{2}{9}$° R.)

war, fand man noch mehre Seen so stark mit Eis belegt, dafs man darüber fahren und gehen konnte. So glücklich die Reise anfangs von Statten ging, so unangenehm wurde sie im Verfolg durch den immer fühlbarer werdenden Mangel an Mundvorrath. Das erlegte Wild, welches die Kupfer-Indier der Verabredung gemäfs, an den bestimmten Plätzen versteckt oder, wie sich die Canadier ausdrücken, en cache gelegt *) hatten, war schon längst von Wölfen, Bären und andern Raubthieren ausgespäht und verzehrt worden. Wenn auch ein oder zwei Hirsche oder Rennthiere erlegt wurden, so reichte das für eine so zahlreiche Volksmenge höchstens auf einen Tag hin. Am 21. Juni holte man Dr. Richardson ein, der sein Zelt am Spitzen-See (Point-Lake) aufgeschlagen hatte. Dieser See hatte damals noch eine 6 bis 7 Fufs starke Eisdecke. Ueberhaupt fand man hier (unter 65° Breite) die Pflanzenwelt noch um drei Wochen gegen Fort Enterprise zurück. Erst mit Anfang des Juli konnte die Wasserfahrt auf dem Kupferminenflusse, der ein Abflufs des Rothfelsen-Sees (Red-Rock-Lake), nord-

*) Wenn die Jagd sehr reichlich ausfällt, so heben die Jäger einen Theil des Wildprets im Walde auf, indem sie die getödteten Thiere mit einem Haufen grofser Steine bedecken. Doch gelingt es den Raubthieren nicht selten, diesen Haufen zu unterwühlen und sich so dennoch des Wildprets zu bemächtigen.

D. H.

it Eis belegt,
glücklich die
wurde sie im
n Mangel an
Kupfer-Indier
zen versteckt
cache ge-
ären und an-
rden. Wenn
rlegt wurden,
ge höchstens
. Richard-
t-Lake) auf-
ch eine 6 bis
hier (unter
Wochen gegen
li konnte die
der ein Ab-
ake), nord-

die Jäger einen
die getödteten
Doch gelang
n unterwühlen
n.

D. H.

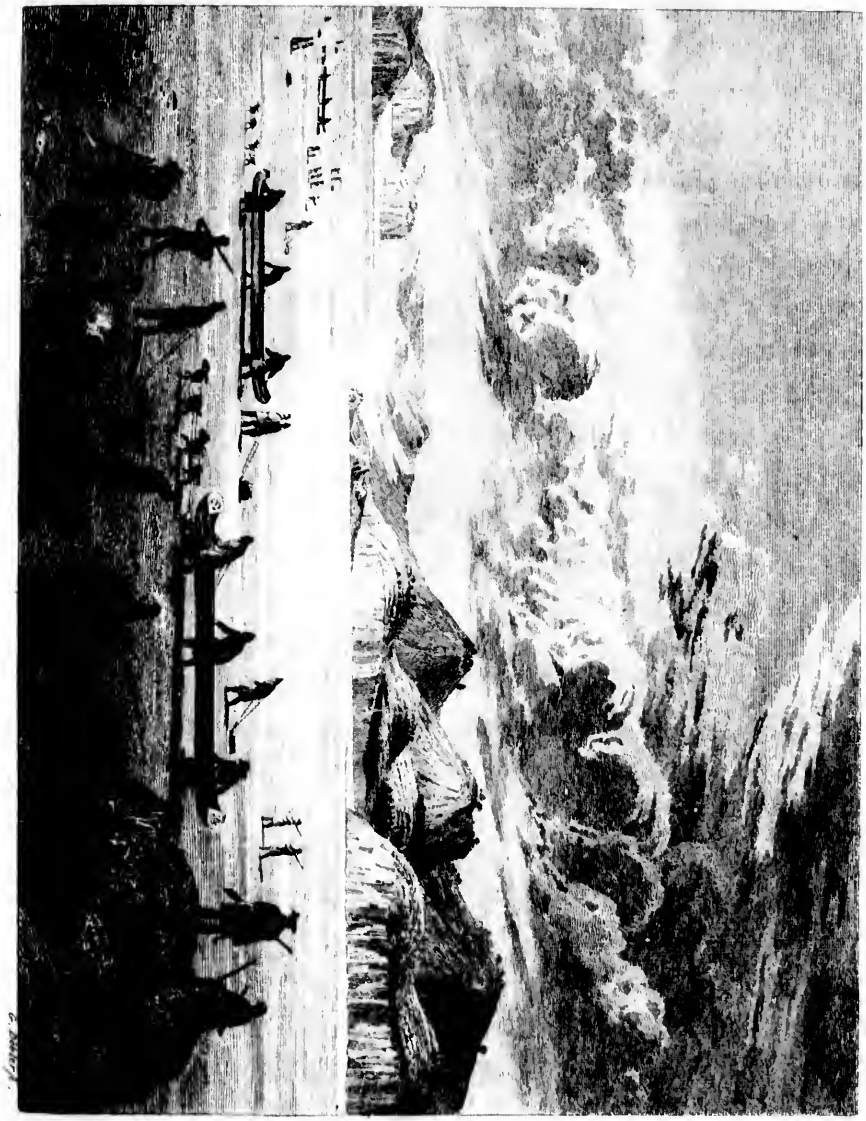


Fig. N.

Wanderung über den Schwan-Fluß.

Lithographirt von Lithographie-Institut Wien.

w
ih
Tr
so
mu
len

Ak
Jag
tene
bes
mer
Wir
ihre
und
näh
Sch
renn
aber
und
er i
weh
und
lieh
der
Jäge

westlich vom vorigen, und hier nicht über 600 Fuſs breit ist, ihren Anfang nehmen, und man hatte auch jetzt noch mit Treibeis und stellenweise selbst mit festem Eis zu kämpfen, so daſs die Boote zuweilen über Land fortgeschafft werden muſsten. Eben so machten die Wasserfälle und Stromschnellen die Fahrt sehr beschwerlich.

Am 4. Juli wurde an einer Stelle Halt gemacht, wo Akaitscho mit seinen Leuten auf die Moschus-Ochsen-Jagd gegangen war. Diese im nördlichsten Amerika nicht seltenen Thiere leben in Heerden beisammen wie die Büffel, und besuchen die dürren Gegenden (barren grounds) bloſs im Sommer, wo sie sich in der Nähe der Fluſsufer aufhalten; im Winter verbergen sie sich in den Wäldern. Sie sind gegen ihre Feinde weniger auf der Hut als andere wilde Thiere, und man kann sich ihnen, während sie grasen, sehr leicht nähern, wofern man nur gegen den Wind geht. Der erste Schuſs macht sie so verwirrt, daſs sie blind hin und her rennen, und so oft eine leichte Beute der Jäger werden. War aber die Wunde nicht tödtlich, so geräth das Thier in Wuth und rennt gerade auf den Jäger los, der dann sehen mag, wie er ihm entwischt oder sich vertheidigt. Die Moschus-Ochsen wehren sich mit ihren mächtigen Hörnern auch gegen Wölfe und Bären nicht ohne Glück. Sie nähren sich von den nämlichen Gewächsen wie die Rennthiere, und die Fährten beider Thiergattungen sehen sich so ähnlich, daſs ein geübtes Jägerauge dazu gehört, sie zu unterscheiden. Akaitscho

hatte mit seinen Leuten neun Kühe erlegt, wovon vier völlig ausgewachsen waren; doch wog die gröfste nicht über 300 Pfund. Obschon das Fleisch, besonders der magern Thiere, einen unangenehmen Bisamgeruch hat, so mufste dennoch der Reisegesellschaft dieser Zuwachs ihres Mundvorraths sehr willkommen seyn.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli stand das Thermometer nicht höher als 40° F. ($3\frac{5}{9}$° R.) und man sah am Morgen einen starken Reif. Am 7. kam man bei Hooks Lager (unter 66° 45′ 11″ Br. und 115° 42′ 23″ westl. L.) an, und fand ihn sehr bereitwillig, den Bedürfnissen der Reisegesellschaft so schleunig als möglich abzuhelfen. In wenig Stunden waren vierthalb Säcke Pemmican, nebst einigen getrockneten Fleischstücken und Zungen herbeigebracht. Franklin hing ihm eine Denkmünze um und stellte für die Bezahlung Anweisungen auf die Nordwest-Compagnie aus. Zugleich ersuchte er ihn, in diesen Gegenden bis zum November Vorräthe von Lebensmitteln für die Expedition bei ihrer Rückkehr bereit zu halten, welches er versprach. Aufserdem liefs Dr. Richardson dem Hook, welcher seit langer Zeit krank war, noch seine ärztliche Hilfe angedeihen.

Am folgenden Tage kam die Expedition zu einem Trageplatze, welcher östlich vom Grofsen Bären-See liegt. Dieser See konnte nach den Aussagen der Kupfer-Indier nicht über 40 (engl.) Meilen westlich von hier liegen, und Franklin glaubt daher, das östliche Ufer desselben unter

$118\frac{10}{4}$° westl. Länge setzen zu müssen. Uebrigens war die Gegend hier, wo sich die Reisenden jetzt befanden, die westlichste Ausbeugung des Kupferminen-Flusses, und er wandte sich von hier weiter nach Norden.

Am 11. Juli kam man bei den Kupferminen an, und machte unter 67° 10′ 30″ Br. und 116° 25′ 45″ westl. L. Halt, um dieselben zu besuchen. Sie liegen am linken Ufer des Flusses. Der Weg bis dahin betrug neun Stunden, und die Berge bildeten eine von Westnordwest nach Ostsüdost gehende Reihe, und hatten eine Höhe von 1000 bis 1500 Fuſs. Man fand im Ganzen nur wenig Kupfer, und die Indier, welche als Wegweiser dienten, schienen die metallreichsten Plätze selbst nicht genau zu kennen. Zwei Tagereisen weiter vorwärts, sagten sie, fände sich das Gediegen-Kupfer in sehr groſsen Stücken, und die Eskimohs besuchten diese Gegend alle Jahre. Seitdem die Kupferindier durch den Verkehr mit den Europäern eiserne Werkzeuge kennen gelernt und eingetauscht haben, ist die Erforschung der Kupferminen von ihnen sehr vernachlässigt worden. Franklin bemerkt übrigens, daſs das gediegene Kupfer dieser Gebirgsgegend niemals ein Gegenstand bedeutender Handelsunternehmungen werden könne, da der Fluſs aufwärts vom Meere nicht zu befahren und die Gegend zu sehr von Nahrungsmitteln entblöſst sei, um eine Niederlassung daselbst anlegen zu können. Soweit man das Land von den Bergen übersehen konnte, erblickte man zwei oder drei kleine Seen, die zum Theil noch gefro-

ren waren. Auf den Bergen lag noch viel Schnee. Nur an den Ufern des Flusses gab es einige wenige Bäume. Die Jäger hatten so viel Wild geschossen und die Mannschaft so viel getrocknet, dafs der eingesammelte Vorrath, bei einer täglichen Austheilung von drei Pfund Fleisch, auf 14 Tage hinreichen konnte. Solchen Ueberflufs hatte man seit dem Winter nicht gehabt.

Am 12. kam man in die Nähe eines Strudels, wo sich, nach der Aussage der Kupfer-Indier, gewöhnlich Eskimohs aufhalten (67° 23′ 14″ Br. und 116° 6′ 51″ westl. L.). Es wurden auch wirklich Spuren von einem hier gewesenen Lager derselben wahrgenommen. Franklin machte hier Halt, liefs die Zelte aufschlagen, und während der nächtlichen Ruhe scharfe Wachen ausstellen. Jedermann mufste mit den Waffen an der Seite schlafen. Am andern Morgen wurden die Dolmetscher, Augustus und Junius, ausgeschickt, um ihre Landsleute aufzusuchen und ein gutes Einverständnifs mit denselben einzuleiten. Sie erhielten allerlei Artikel als Geschenke für die Eskimohs, und wurden für den Nothfall mit Pistolen bewaffnet, die sie in ihren Kleidern verbargen. Ihr Auftrag war, ihren Landsleuten zu sagen, dafs die weifsen Männer blofs in der Absicht gekommen seien, um Frieden zwischen ihnen und ihren Feinden zu stiften, und zugleich einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem Alles, was sie von europäischen Waaren nöthig hätten, ihnen in grofsen Schiffen zugeführt werden könne. Uebrigens sollten die Dol-

metscher ja verschweigen, dafs Indier in der Gesellschaft der weifsen Männer wären, und, wo möglich, sollten sie einige Eskimohs bereden, mit ihnen zurückzukehren.

Die Dolmetscher kamen am andern Morgen zurück, mit der Botschaft, dafs sie nur vier Zelte mit Eskimohs, in der Nähe eines Wasserfalls, gefunden und mit ihnen über den Flufs hinüber gesprochen hätten. Sie waren über die Nachricht von der Ankunft weifser Männer sehr erschrocken gewesen, und hatten sich geweigert, über den Flufs herüber zu kommen und die Geschenke anzunehmen. Nach dem Abendessen bestieg Dr. Richardson einen drei engl. Meilen entfernten hohen Berg, und hatte von dessen Gipfel den ersten Anblick des Meers. Es schien mit Eis bedeckt zu seyn. In Nordosten lag, weiter entfernt, ein grofses Vorgebirge, das Franklin Cap Hearne nannte. Die Nacht war warm und man hatte viel von den Muskiten zu leiden.

Als die Reise am 15. Juli Morgens fortgesetzt wurde, hatte Franklin viel Noth mit seinen Indiern, von welchen er durchaus verlangte, dafs sie, um die Eskimohs nicht in Schrecken zu setzen, einstweilen zurückbleiben sollten, und welche sich gleichwohl diesem Begehren nicht fügen wollten. Nur durch die Drohung, dafs sie im Weigerungsfalle ihre versprochne Belohnung nicht erhalten würden, konnte sich Franklin Gehör verschaffen. Dieser liefs einen Canadier zurück, sie zu bewachen, und setzte dann mit den Uebrigen seinen Weg fort, nicht ohne Furcht, dafs die Indier gleichwohl nach-

folgen und den ganzen Plan eines mit den Eskimohs einzuleitenden friedlichen Verkehrs durch ihre Hartnäckigkeit vereiteln möchten. Nachdem man eine sehr gefährliche Stelle des Flusses vorüber gekommen war, bei welcher die Boote beinahe zu Grunde gegangen wären, erreichte man einen Platz am Ufer, wo Hepburn, der mit den Dolmetschern vorausgeschickt worden, auf die Gesellschaft wartete. Was man von ihm erfuhr, war sehr verdrieſslich. Augustus war eben mit einem der Eskimohs am jenseitigen Ufer in einem Gespräch begriffen gewesen, welcher sich in seinem Kahne dem Ufer genähert und schon Lust bezeigt hatte, ans Land zu kommen. In diesem Augenblicke aber hatten sich unvorsichtigerweise einige Männer in der Entfernung auf den Berggipfeln blicken lassen. Dieses setzte den Eskimoh in Furcht; er kehrte eiligst ans östliche Ufer zurück und ergriff mit seinen Begleitern die Flucht. Diese bestanden aus vier Männern und eben so viel Weibern, deren Betragen dem Augustus ziemlich freundschaftlich geschienen hatte. Zwei der Männer waren von sehr hohem Wuchse. Der obenerwähnte, welcher zuerst herüber gerudert kam, erkundigte sich genau nach der Zahl der Boote, welche die Engländer mit sich führten, und äuſserte eben kein Miſsvergnügen über die Ankunft derselben. Trotz dem schienen sie jetzt mit Furcht erfüllt zu seyn. Sie zogen sich in der Nacht auf eine den Fluſs weiter hinab liegende Insel zurück, und kamen bloſs am Morgen wieder, um ihre Hütten abzubrechen, was viel-

leicht für andere hierherkommende Eskimohs ein Zeichen seyn sollte, dafs Feinde in der Nachbarschaft wären. Unterdessen zeigte sichs später, dafs sie Vieles von ihren Sachen und namentlich zehn Hunde zurückgelassen hatten. Franklin schöpfte daraus die Hoffnung, sie wieder zurückkehren zu sehen, sobald der erste Schreck vorüber seyn würde. Er beschlofs daher, noch einen Tag hier zu warten. Es war ihm in der That sehr viel an einer frühzeitigen Verbindung mit diesen Eskimohs gelegen, da er sich über die Seeküste und den zu nehmenden Weg in gänzlicher Unkenntnifs befand. Augustus und Junius wurden den Weggelaufenen nachgeschickt, ohne sie indefs auffinden zu können, Blofs ihre Kähne sahen sie am Ufer, und legten einiges Eisen und andere Kleinigkeiten hinein. Franklin fand in den zurückgelassenen Zelten einige steinerne Kessel und Beile, kupferne Fischlanzen, zwei kleine Stücke Eisen, eine Menge Häute, und einigen gedörrten Lachs, der aber schon halb verfault und voller Maden war. Die Eingeweide des Fisches waren zum Trocknen ausgebreitet. Eine Menge Häute von kleinen Vögeln waren auf einem Gestelle aufgehängt, und sogar zwei Mäuse sah man auf dieselbe Art aufbewahrt. Es ging daraus die grofse Dürftigkeit dieser armen Leute hervor, welche sie antreibt, Alles aufzuheben, was nur immer genossen werden kann. Auf dem Boden um die Zelte der Engländer her, lagen mehre Menschenschädel mit Merkmahlen erlittener Gewaltthätigkeiten, und viele Gebeine. Da die Gegend genau

mit der Beschreibung übereinstimmte, welche Hearne von dem Orte giebt, wo seine Begleiter, die Chipewyer, unter den hiesigen Eskimohs das schreckliche Gemetzel angerichtet hatten, so liefs Franklin dem nahe befindlichen Wasserfall den Namen des Blutigen Falls, welchen ihm bereits Hearne ertheilt hatte. Die Breite dieses Platzes fand Franklin 67° 42′ 35″, und die Länge 115° 49′ 33″ westl., welches freilich von Hearnes Bestimmungen abweicht, doch haben die Letztern, vor bereits 50 Jahren gemachten, bei der damaligen geringern Vollkommenheit der astronomischen Werkzeuge, den Verdacht einer mindern Genauigkeit gegen sich.

Am 16. früh wollte Franklin schon die Fahrt nach der Seeküste fortsetzen, als Nachrichten einliefen, dafs Eskimohs in der Nähe wären. Sogleich ward Alles abbestellt, und Franklin ging mit zehn Mann auf Untersuchung aus. Die Vorausgeschickten kamen ihnen entgegen und sagten, dafs die Eskimohs, aus 6 Männern mit ihren Weibern und Kindern bestehend, nicht Stand gehalten, sondern mit Hinterlassung ihres Gepäckes und ihrer Hunde die Flucht ergriffen hätten. Auch ein alter Mann war, aus Unvermögen, so schnell fortzukommen, zurückgeblieben, und man fand ihn hinter einem Felsenstück liegend, und einen Speer in der Hand haltend, mit welchem er zwar auf Augustus, als dieser sich ihm näherte, losstiefs, aber sogleich entwaffnet und, um ihn zu beruhigen, mit einigem Eisen beschenkt und mit freundlichen Geberden begrüfst wurde. Auch Franklin und Richard-

son beschenkten den Alten, der sich nun von seinem Schrecken wieder erholte und sich in ein Gespräch einliefs. Seine Mundart war zwar von der des Augustus verschieden, doch verstanden sie einander ziemlich gut.

Als man den Alten über die Seeküste befragte, und was für Lebens- und Feuerungsmittel dort zu finden seien, sagte er, dafs die Rennthiere während des Sommers diese Küste besuchten, dafs an den Flufsmündungen Fische in Ueberflufs, und aufserdem auch noch viel Robben, aber keine Seepferde und Walfische vorhanden seien. In einer kleinen Entfernung flufsaufwärts finde man Moschusochsen, und längs den Küsten auch viel Treibholz. Von der Seeküste nach Osten hin, jenseits des nächsten Flusses, hatte dieser Alte keine Kenntnifs. Er fragte jeden einzelnen Engländer nach seinem Namen, und als er auch nach dem seinigen gefragt wurde, sagte er, dafs er Terreganöuck, oder Weifsfuchs heifse; sein Stamm nenne sich Naggeuck-tor-möut, d. h. die Hirschhorn-Eskimohs. Sie pflegen jährlich in den Sommermonaten den Blutigen Fall zu besuchen, um Lachs daselbst zu fangen und einzusalzen, und dann ziehen sie sich nach einem andern Flusse zurück, welcher sich in einer kurzen Entfernung westlich von der Mündung des Kupferminenflusses ins Meer ergiefst (und von Franklin den Namen Richardsonsflufs erhalten hat).

Am Abend traf Akaitscho mit seinen Kupfer-Indiern bei Franklins Lagerplatze ein. Sie hatten den Tag vorher

Eskimohs gesehen, aber vergebens eine Verbindung mit ihnen anzuknüpfen gesucht. Die Eskimohs zeigten zwar keine feindseligen Absichten, fürchteten sich aber, näher heran zu kommen. Da sich an diesem und den vorigen Tagen auch anderwärts verschiedene Abtheilungen von Eskimohs hatten blicken lassen, so war Akaitscho mit seinen Leuten fest entschlossen, die Expedition zu verlassen, aus Furcht, dafs ihm von den Eskimohs der Rückweg abgeschnitten werden möchte. Franklin suchte vergebens, einen oder zwei Jäger bei sich zu behalten. Er erinnerte sie nun noch an ihr gegebenes Versprechen, im Fort Enterprise einen gehörigen Vorrath von Lebensmitteln niederzulegen, und längs den Ufern des Kupferminenflusses so viel Wildpret en cache zu legen, als ihnen nur möglich wäre. Am 18. Juli zogen sie ab, nachdem sie noch hinlänglichen Schiefsbedarf erhalten und versprochen hatten, bei den Kupferminen auf die Rückkunft des Hrn. Wentzel zu warten, welcher erst bei der Mündung des Kupferminenflusses die Expedition verlassen sollte.

Diese Mündung, welche vom Blutigen Fall nur neun engl. Meilen entfernt war, wurde von Franklin noch am nämlichen Tage um 10 Uhr Vormittags erreicht. Der Fluß war hier eine engl. Meile breit, aber sehr seicht, voller Sandbänke und aufgeschwemmter Inseln, die zwei Canäle bilden, von welchen nur der westliche fahrbar ist. Das Meer selbst war mit einer Menge hoher Inseln bedeckt, die einen grofse

Theil des Gesichtskreises begränzten. Ueberall gab es an den Küsten dieser Inseln noch viel Eis, doch zwischen der Landküste und diesem Eise gab es eine freie Durchfahrt von drei Meilen Breite. Die Küste war mit vielem Treibholz bedeckt, hauptsächlich mit Populus balsamifera, doch von keiner starken Gattung. In der Nähe des Lagerplatzes wuchsen einige verbuttete Weiden, und man sah Enten, Möven und Rebhühner. Für die Canadier hatte der Anblick des Meeres, den sie hier zum ersten Male genossen, viel Anziehendes, aber das freudige Staunen verwandelte sich bald in Niedergeschlagenheit, als sie die weite Reise bedachten, die sie noch in diesem Meere, und zwar in bloſsen Booten, zu machen hatten.

Am 19. Juli nahm Hr. Wentzel nebst vier Canadiern Abschied von den Engländern, um wieder nach Hause zu gehen. Diese bestanden jetzt, mit Inbegriff der Offiziere, noch aus 20 Personen. Wentzel erhielt Briefe nach England und wurde von Franklin nochmals aufs Dringendste ersucht, dafür zu sorgen, daſs im Fort Enterprise so viel Lebensmittel als möglich für die Engländer bei ihrer Rückkehr im nächsten Herbste in Bereitschaft gehalten würden. Im Nothfalle sollte er den Kupfer-Indiern Pulver und Blei von Fort Providence oder anderswoher besorgen. Auch sollte er von Akaitscho und andern indischen Häuptlingen zu erforschen trachten, wo ihre verschiedenen Truppen im September und Oktober jagen würden, und darüber eine genaue

schriftliche Nachricht in Fort Enterprise hinterlassen. Zugleich erhielt er ein Verzeichnifs alles dessen, was den Kupfer-Indiern für ihre Dienste versprochen worden war und ein amtliches Bittschreiben an die Nordwest-Compagnie diese Artikel den Indiern bei ihrem nächsten Besuche in Fort Providence zu übergeben. Hr. Wentzel ward gebeten diefs Alles den Indiern zu desto gröfserer Aufmunterung bekannt zu machen, und ihnen noch eine aufserordentliche Belohnung für die Vorräthe, welche sie zu Fort Enterprise niederlegen würden, zu versprechen.

Die Breite des Lagerplatzes war nach sehr genauen Messungen, 67° 47′ 50″, die Länge 115° 36′ 49″ westl., also beträchtlich südlicher als sie von Hearne angegeben worden ist. Aufser dem schon erwähnten Cap Hearne, sah Franklin noch ein anderes südwestlich von diesem, welches er Cap Mackenzie nannte. Die Inseln, welche der Mündung des Flusses gegenüber sich ausbreiteten, erhielten einem Freunde des Dr. Richardson zu Ehren den Namen Coupers-Inseln.

Der ganze Weg von Fort Enterprise bis zur Mündung des Kupferminen-Flusses hatte 334 englische oder ungefähr 67 teutsche Meilen betragen.

Am 21. Juli begann die Seereise, nach der sich Franklin und seine Landsleute schon so lange gesehnt hatten, da sie auf diesem Element viel besser zu Hause waren, als auf den süfsen Gewässern des Festlandes. Nur für die

Canadier war die Meerschiffahrt etwas Neues. Die Vorräthe an Lebensmitteln reichten kaum für 14 Tage hin, mit welchen sparsam umgegangen werden mufste, da die ausgeworfnen Netze nur wenig Ausbeute gaben. Gleichwohl mochten sich die Canadier keine Entbehrung auflegen, und der Gedanke an den Mangel der Zukunft war nicht vermögend, die Efslust der Gegenwart zu bezähmen. Sie machten sich daher kein Gewissen daraus, das, was ihnen Franklin nicht freiwillig gab, bei der nächsten Gelegenheit zu stehlen.

Bald nach dem Antritt der Reise, die immer längs der Küste fortging, wurde bei einer Insel gelandet, wo die Eskimohs ein Gestell von Treibholz, zum Trocknen der Fische etc. errichtet hatten. Zugleich fand man Fischergeräthschaften, Schlitten, und eine Menge zugerichteter Robben-, Bisamochsen- und Hirschhäute. Franklin nahm vier Robbenhäute zur Ausbesserung der Schuhe mit, und liefs zur Bezahlung dafür einen kupfernen Kessel nebst einigen Kleinigkeiten zurück. — Längs der Küste gab es viel Treibholz. Da indefs, mit Ausnahme des Mackenzie-Flusses, weder der Kupferminen- noch irgend ein anderer bekannter Flufs Treibholz in das Eismeer führt: so mufs das dort vorgefundene durch östliche Strömungen herbeigeführt werden. — Die Richtung der Küste bis ungefähr zu 112° Länge hin, war im Allgemeinen östlich; von hier bis zu 111° Länge lief sie nach Nordosten. An einigen Stellen hatten die Boote mit Treibeis zu kämpfen, was indefs ohne Gefahr vorüber ging.

Im Allgemeinen aber war das Meer nahe an der Küste d Festlandes frei von Eis, und die Tiefe betrug 6 bis 17 Faden so dafs Franklin bemerkt, auch ein gröfseres Schiff würd hier recht gut fortkommen. Der Anblick des unfruchtbaren unwirthlichen Landes war äusserst traurig. Doch wuchs di indische Theepflanze (Ledum palustre L.) in Menge und wurde von unsern Reisenden, ungeachtet ihres rhabarber artigen Geruchs, häufig benützt. — Ungefähr unter 68° Br. und 111° westl. L. lief das Land in ein Vorgebirge au das den Namen Cap Barrow erhielt. Von hier lief di Küste wieder nach Südosten bis zu 66° 30′ Br. hinab un bildete einen grofsen Busen, den Franklin später de Busen der Krönung Georgs IV. (George IV. Coronati Gulf) nannte. Eine Menge Inselgruppen, welche in der Ric tung zwischen dem Cap Hearne und dem Cap Barro gesehen wurden, erhielten den Namen Archipel des He zogs von York (Duke of Yorks Archipelago). Auch d einzelnen Gruppen und Inseln desselben gab Franklin b sondere Namen, z. B. Lawfords-Inseln, Sir E. Jam sons-Gruppe; selbst die treue Anhänglichkeit des a Schottland mitgebrachten Matrosen Hepburn ward dadur verewigt, dafs der dankbare Franklin eine Insel, südwestli vom Cap Barrow, die Hepburn-Insel nannte. Den sü lichsten Theil des Krönungs-Busens nannte er Bathurst Einfahrt; sie empfängt an ihrer südöstlichsten Spitze, et unter 66° 30′ Br., einen von Südosten herkommenden Flu

der den Namen Backs-Flufs erhielt. Die westliche Küste dieser Einfahrt konnte nicht mit der gehörigen Genauigkeit untersucht werden, und es blieb ungewifs, ob manches Land, das man sah, ein Theil des Festlandes oder eine Insel sei. Von 66° 30′ Br. aber lief die Küste wieder von Süden nach Norden hin, und wandte sich bei der Everitts-Spitze, etwa unter 67° 40′ nach Nordosten, und vom Vorgebirge Cap Croker unter 68° 4′ Breite und 108° 25′ westl. L. nach Südosten und Osten. Hier bildete sie einen neuen Busen, der sich etwa bis 107° 15′ westl. Länge hinzog und Melville-Sund genannt wurde. Vielleicht war es auch eine Durchfahrt nach der Hudsons-Bay; sie konnte nicht genau erforscht werden. Am südlichen Ende war die Mündung eines Flusses.

Bis zu diesem Melville-Sunde war man um die Mitte des Augusts gelangt. Die Mundvorräthe schwanden immer mehr zusammen; ein Theil des Pemmican war verschimmelt. Die Jagd lieferte wenig Ausbeute und kaum so viel, als für eine ordentliche Mahlzeit hinreichte. Zum Unglück fand man auch auf dieser ganzen Fahrt nirgends Eskimohs, mit denen ein Verkehr anzuknüpfen und ein Tauschhandel zu machen gewesen wäre. Hier und da stiefs man auf frische Spuren derselben, aber so oft auch Halt gemacht und Junius und Augustus mit reichlichen Geschenken versehen, auf Kundschaft ausgeschickt wurden: so kamen sie doch jedes Mal unverrichteter Sache zurück. Auch das Wetter war seit

Ende des Juli schon recht herbstlich geworden. In der einen Nacht hatte sich auf dem Wasser in einen Kessel schon eine dünne Eisrinde gebildet. Die Rennthiere fingen bereits an, wieder nach Süden zu ziehen. Zu Zeiten fehlte es auch an Treibholz, um Feuer zu machen, so dafs man mit kalter Küche vorlieb nehmen oder sich hungrig niederlegen mufste. Die Unzufriedenheit der Canadier, die sich schon seit langer Zeit verstohlen geäufsert hatte, nahm jetzt immer mehr überhand, und gab sich laut zu erkennen. Sie fürchteten von der weitern Fortsetzung der Reise nichts als Böses, und diese Muthlosigkeit hatte sogar auf ihre Anstrengungen nachtheiligen Einflufs. Es leuchtete bald ein, dafs sie absichtlich von der Jagd wenig Beute nach Hause brachten, weil sie fürchteten, dafs Franklin so lange nicht umkehren würde, als er noch hinlängliche Lebensmittel gäbe.

Franklin berathschlagte sich mit seinen Offizieren und es ward beschlossen, nur noch so weit längs der, vom Eingange des Melville-Sundes nach Norden fortlaufenden Küste hinzuschiffen, bis sie sich nach Osten wenden würde. Doch sollte diese Fahrt auf keinen Fall länger als vier Tage dauern; es wäre denn, dafs man mit Eskimohs zusammenträfe, und sich mit ihnen über irgend eine Art, hier zu überwintern, vereinigen könnte. Dieser Beschlufs wurde von der gesammten Mannschaft mit grofser Freude aufgenommen, und man ruderte am 16. Aug. rüstig vorwärts.

Unter 68° 18′ 50″ Br. und 109° 25′ westl. L. wurde am 17. Halt gemacht und die Zelte aufgeschlagen. Man sah noch viel Hirsche, aber das ganz flache Land vereitelte die Anstrengungen der Jäger. Die täglichen Portionen mufsten von jetzt an auf eine Handvoll Pemmican und einige Suppentafeln (portable soup) herabgesetzt werden. Das Wetter war äufserst stürmisch, und die See ging so hoch, dafs am 18. an kein Weiterfahren zu denken war. Franklin beschlofs unterdessen, mit Richardson und Back das Land längs der Küste hin zu Fufse zu untersuchen, und zu erforschen, ob sich die Küste innerhalb einer Tagereise nach Osten wenden werde. Sie kamen gegen 12 (engl.) Meilen vorwärts und erblickten dann in nordnordöstlicher Richtung, etwa in einer Entfernung von 6 oder 7 engl. Meilen von der Küste des Festlandes, zwei kleine Inseln. Die Küste schien sich von hier nach Osten zu wenden. Der nördlichste Punkt derselben, wahrscheinlich die Spitze eines niedrigen und flachen Vorgebirges, erhielt den Namen Umkehr-Spitze (Point Turnagain). Franklin beschlofs nämlich hier umzukehren, indem er es für unklug hielt, in dieser hohen Breite und bei der vorgerückten Jahreszeit noch darauf zu bestehen, die Hudsonsbay auf einer Weiterreise nach Osten erreichen zu wollen. Das Leben der ganzen Gesellschaft würde der höchsten Gefahr ausgesetzt und die Kenntnifs der bereits gemachten neuen Entdeckungen damit vernichtet worden seyn.

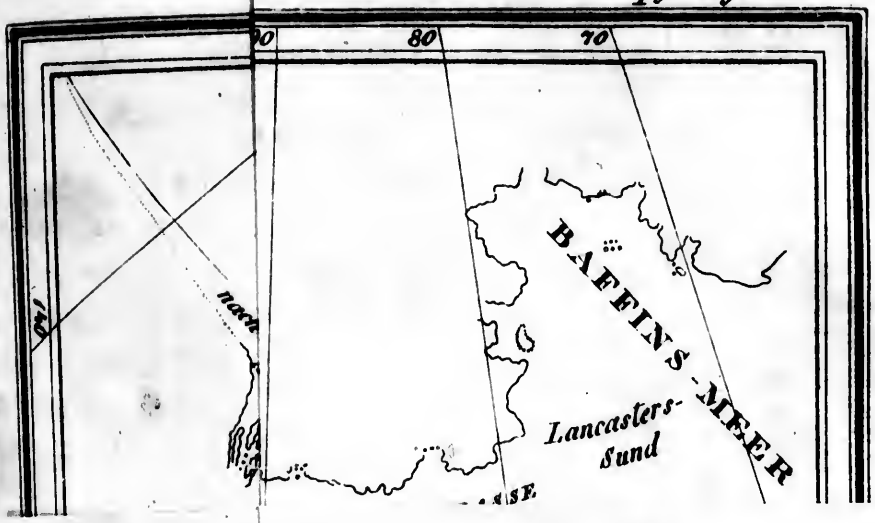
Franklins Absicht war Anfangs gewesen, im Fall er nicht bis zur Hudsons-Bay vordringen könnte, auf dem nämlichen Wege wieder nach dem Kupferminen-Flusse zurück, und diesen hinauf nach dem Grofsen Sklaven-See zu gehen. Aber der Mangel an Mundvorrath nöthigte ihn einen kürzern Weg einzuschlagen, um so mehr, als zwischen dem Cap Barrow und der Mündung des Kupferminen-Flusses, wie sich schon bei der Hinreise gezeigt hatte, auf keinen Ersatz zu rechnen war. Franklin beschlofs daher, geradeswegs in südlicher Richtung nach der westlichen Küste von Bathursts-Einfahrt hinzusteuern, wo sich ungefähr zwischen 67° 15′ und 67° 30′ Breite ein Busen befand, den er auf der Hinreise schon untersucht und Arctic-Sund genannt hatte. Er nimmt an der westlichen Küste etw unter 67° 20′ Breite, einen von Süden herkommenden Fl auf, welchem Franklin den Namen Hoods-Flufs be gelegt hatte. Diesen Fluss wollte er so weit als mögli hinauffahren, und dann aus einem der gröfsern Boote kl nere machen lassen, welche bei der Weiterreise zu Lan durch die unfruchtbaren Gegenden (barren grounds) leic fortgeschafft werden könnten.

Am 23. August ward die Rückreise angetreten, nachde die vier Tage, welche man bei der Umkehrspitze still geleg hatte, vergebens zu einer Auffindung von Eskimohs und z Vermehrung des Mundvorraths angewendet worden ware Die Fahrt ging sogleich quer über den Melville-Sund

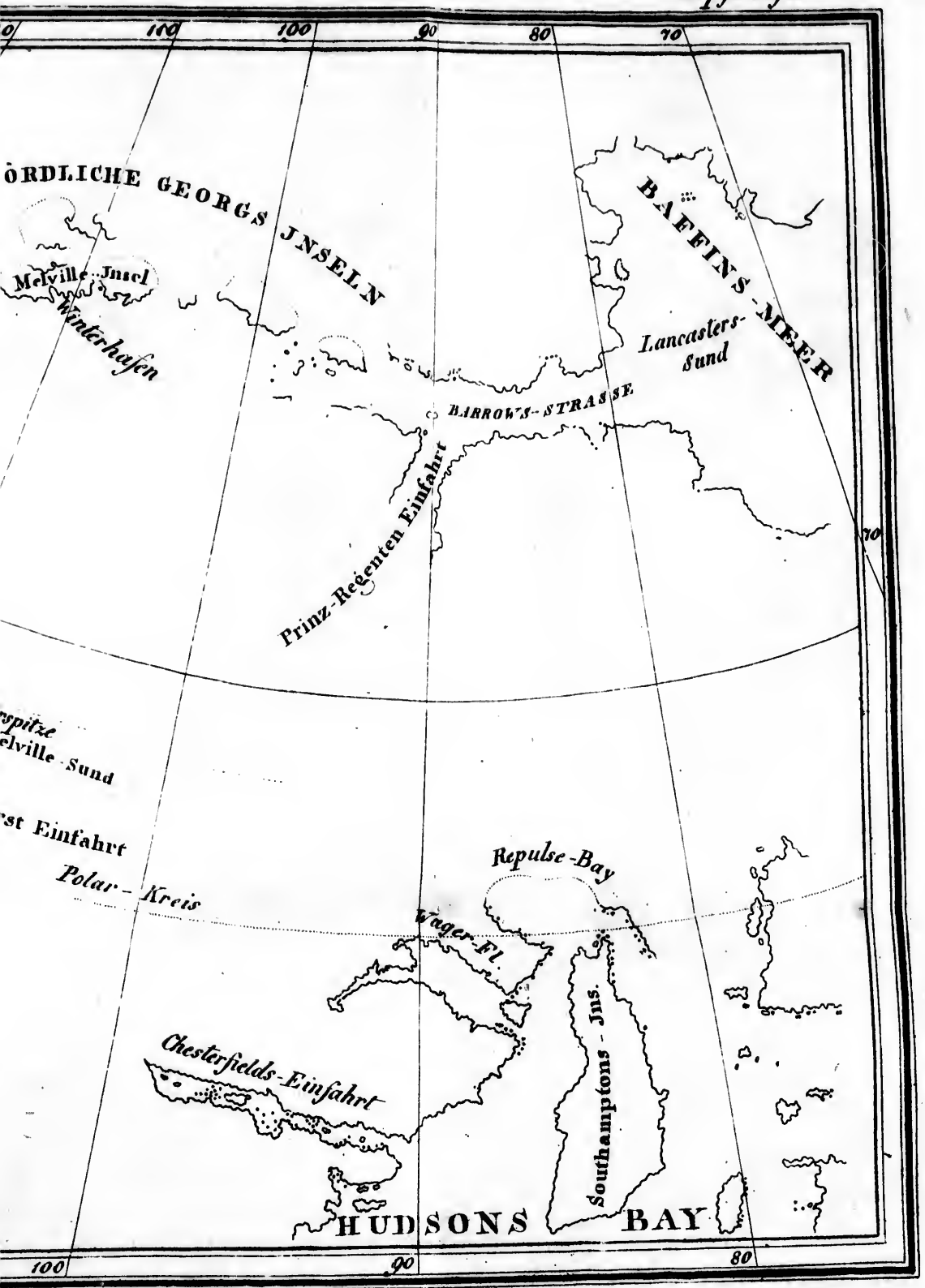
, im Fall er
uf dem näm-
usse zurück,
ee zu gehen.
nen kürzern
n dem Cap
Flusses, wie
keinen Ersatz
geradeswegs
Küste von
sich ungefähr
befand, den
ctic-Sun
Küste etw
menden Flu
-Flufs be
t als mögli
n Boote kle
eise zu Lan
ounds) leic

eten, nachde
ze still geleg
mohs und z
vorden ware
ille-Sund

Kupfertafel № V.



Gesamt-Uebersicht der Entdeckungen Parrys und Franklins u



und Franklins in den Jahren 1819, 1820, und 1821.

Zu Sommers Taschenbuch, 1827.

5 engl. Meilen weit über die hohe See, bei starkem Winde nd Wellenschlage. Zu jeder andern Zeit wäre die kräftigste Ueberredung nicht im Stande gewesen, die Mannschaft zu ei- er so gewagten Fahrt, fern von den Küsten, in blofsen, och dazu schadhaften Boten, zu vermögen, aber jetzt über- wog der Hunger jede Furcht. Es lief auch alles glücklich ab, ngeachtet die Fahrzeuge mehre Male von den Wellen be- eckt wurden. Am Abende mufste, da sich kein anderer andungsplatz darbot, an einer äufserst felsigen Küste Halt emacht werden, wo die Brandung äufserst heftig war.

Am 24. und 25. vollbrachte man, nachdem die Jäger urch einige, obwohl magere, Hirsche dem Mangel an Mund- orrath einstweilen abgeholfen hatten, den übrigen Theil der eereise und gelangte zu der Mündung des Hoods-Flusses den Arctic-Sund, welchen Flufs man noch eine Strecke inauf fuhr und dann Halt machte. Die Canadier wufsten re Freude kaum auszudrücken, als sie endlich das Meer Rücken hatten. Die ganze Fahrt auf demselben hatte 650 e- oder 162½ teutsche Meilen betragen.

Ehe man am 26. August weiter reis'te, liefs Franklin einer leicht in die Augen fallenden Stelle einen Vorrath n eisernen Werkzeugen und Geräthschaften, nebst allerlei leinigkeiten, Glaskorallen, Brillen etc. für die Eskimohs ederlegen, und auf dem höchsten Berggipfel in der Nähe ne Friedensflagge aufstecken, damit sie von den Schiffen,

die hierher kämen, gesehen werden möge. Aufserdem wurde eine blecherne Büchse mit schriftlichen Nachrichten über die Hauptpunkte von Franklins Reise, Längen und Breiten der vornehmsten Plätze etc. hinterlassen.

Die Fahrt auf dem Hoodsflusse stromaufwärts war, der vielen Untiefen, Wasserfälle und Stromschnellen wegen, sehr beschwerlich. Am 27. mufsten die Boote fast den ganzen Tag zu Lande fortgeschafft werden. Gegen Abend wurde an einer Stelle Halt gemacht, wo der Flufs durch zwei hundert Fufs hohe, senkrechte, Felsenwände so eingezwängt war, dafs seine Breite an manchen Orten nur einige Yards betrug. Dieser so gebildete Schlund war auf eine (engl.) Meile lang, und da, wo sich der Flufs in denselben hineinstürzte, bildete er zwei prachtvolle Wasserfälle, einen dicht unter dem andern. Der obere hatte an 60 Fufs, und der andere wenigstens an 100 Fufs Höhe; der letzte vielleicht noch viel mehr, indem wegen der Enge des Schlundes und der Schaumwolken die Tiefe des Abgrunds sich nicht deutlich wahrnehmen liefs. Der untere Fall wird durch einen einzeln stehenden Felsenpfeiler von etwa 40 Fufs Höhe in zwei besondere Fälle abgetheilt. Franklin schätzt das ganze Gefälle des Flusses vom Anfange bis zum Ende dieses Schlundes, auf 250 Fufs. Der Felsen ist sehr schöner, feldspathiger Sandstein, von glatter Oberfläche und lichtrother Farbe. Franklin nannte diese Wasserfälle die Wilberforce-Fälle.

Von einem benachbarten Berge konnte der Flufs eine Strecke weit übersehen werden, und bot dem Auge so viel Untiefen und klippige Stellen dar, dafs Franklin keine Hoffnung sah, mit den grofsen Boten weiter fortzukommen. Er liefs also aus ihrem Material zwei kleinere verfertigen, nur so grofs, dafs eines drei Personen fassen konnte; man konnte damit wenigstens über einen Flufs setzen, und sie waren zu Lande leichter fortzubringen. Die ganze Arbeit war am 30. August beendigt, und man trat am 31. die Weiterreise zu Lande an. Franklin theilte vorher unter die Mannschaft Leder zu Schuhen aus. Jeder erhielt auch zwei Paar Flanell-Socken, und was von warmen Kleidungsstücken noch übrig war, erhielten diejenigen, welche deren am meisten bedurften. Eben so gab Franklin der gesammten Mannschaft eines von den Offiziers-Zelten. Um das Gepäck so viel als möglich zu vermindern, wurden alle Gegenstände, Bücher u. dergl., welche man nicht unumgänglich nöthig zu haben glaubte, zurückgelassen und en cache gelegt. Das ganze Gepäck der Expedition bestand nunmehr aus dem nöthigen Vorrath an Pulver, Blei und Gewehren, Netzen, Beilen, astronomischen Werkzeugen, Kleidern, Wolldecken, drei Kesseln und aus den zwei Booten, deren jedes von einem Manne abwechselnd getragen wurde. Auch jeder Offizier trug von seinen eignen Sachen, so viel er fortbringen konnte. Das Gewicht, welches ein Jeder von der Mannschaft zu tragen hatte, betrug an 90 Pfund, und im Durchschnitte wurde am ersten Tage, mit

Inbegriff der Rasten, stündlich eine englische Meile zurückgelegt. Abends erlegten die Jäger eine Bisamkuh; aber die Leute waren so sehr belastet, dafs sie nur eine geringe Menge Fleisch noch mitnehmen konnten. Das aufgeschwemmte Land, welches in der Nähe der Flufsmündung weite Ebenen bildete, die mit Gras und Weidengebüschen bedeckt waren, machte, wie man weiter nach Süden vordrang, einer unbewachsenen und bergigen Landschaft Platz; so dafs kaum hinlängliches Holz zur Feuerung zusammenzubringen war.

Am 1. Septbr. Morgens schneite es bei einem starken Winde. Die Boote verursachten grofsen Aufenthalt, da sie des Sturmes wegen schwer fortzubringen waren. Die Träger fielen häufig nieder, und die Boote wurden dabei beschädigt. Die Berge, welche man zu übersteigen hatte, waren zwar nicht steil, aber der Boden war dergestalt mit Steinen bedeckt, dafs die Leute, welche nur Schuhe von weicher Mus-thierhaut trugen, viel auszustehen hatten. Nach einem Weg von 11 engl. Meilen wurde Nachtlager gemacht, und zwei Stück Wild geholt, die St. Germain und Augustus erlegt hatten. Das Wetter war schon kalt; das Thermometer stand zwischen 34° und 36° F. ($+\frac{8}{9}$° bis $1\frac{7}{9}$° R.). Nachmittags war viel Schnee gefallen und der Wind hatte sich von Nordwest nach Südwest gedreht. Da sich in der Nähe des Lagerplatzes kein Holz vorfand, so mufste das Abendessen bei einem Moosfeuer gekocht werden.

Am 2. Septbr. wurde das Wetter milder, das Thermometer stieg Nachmittags auf 50° F. (8° R.) und der Schnee schmolz wieder weg. Bisher war die Reise noch immer längs dem Hoodsflusse fortgegangen. Als aber Franklin einen der Berge in der Nähe des Nachtlagers bestieg und sah, dafs der Flufs von hier aus eine westliche Richtung nahm: so beschlofs er, um keinen Umweg zu machen, am nächsten Tage die Ufer desselben zu verlassen und in gerader Richtung auf den Spitzen-See (Point Lake), in der Nähe von Fort Enterprise, los zu gehen. Man setzte also am 3. über den Flufs und kam in eine ebene, sehr unfruchtbare Gegend, mit Steinen, kleinen Seen und Sümpfen bedeckt. Auf dem lehmigen Boden sah man alte Fährten von Rennthieren, auch einige frische von Bisamochsen.

Am 5. Abends wurde der letzte Vorrath an Pemmican, nebst ein wenig Pfeilwurzel zum Nachtessen ausgetheilt. Die Mahlzeit fiel sehr dürftig aus. Die Leute fingen an, ihr Gepäck sehr schwer zu finden, und waren sehr abgemattet; Einer hatte eine Entzündung am Knie bekommen; doch beklagte sich noch Keiner. Um Mitternacht fing es heftig an zu regnen, und hielt bis 5 Uhr damit an, worauf es zu schneien begann, der Wind sich nach Nordwesten drehte und in einen heftigen Sturm überging. Da nichts zu essen vorhanden war, und es an Holz zum Feuern fehlte, so blieben Alle den Tag über in ihren Betten. Aber die Wolldecken schützten nur wenig gegen den Frost, und man hatte viel

von dem Sturme zu leiden, der eine Menge Schnee in die Zelte trieb. Diese waren am zweiten Tage steif gefroren, und der Schnee war drei Fuſs hoch um sie her aufgehäuft; selbst inwendig lag er mehre Zoll hoch auf den Bettdecken.

Am 7. Septbr. Morgens heiterte sich der Himmel ein wenig auf, aber der Wind blies noch heftig, und es war sehr kalt. Franklin fürchtete, daſs der Winter für diese Gegenden bereits angebrochen sei, und hielt es daher nicht für rathsam, länger hier zu verweilen. Man muſste sich also mit leerem Magen und steif gefrorenen Kleidern auf den Weg machen. Nicht einmal ein Feuer zum Wärmen konnte angemacht werden, da der einzige Brennstoff, das Moos, mit Schnee und Eis bedeckt war. Eine lange Zeit verging, ehe die gefrornen Zelte und Betten eingepackt werden konnten; der Wind blies so schneidend, daſs Niemand lange mit bloſsen Händen arbeiten konnte. Als es endlich fortgehen sollte, ward Franklin in Folge der vorhergegangenen Erschöpfung und nachdem er sich plötzlich der kalten Luft ausgesetzt hatte, mit einer Ohnmacht befallen. Ein Suppentäfelchen stellte ihn jedoch bald so weit her, daſs er gehen konnte. Der Erdboden war einen Fuſs hoch mit Schnee bedeckt, die Seen hatten am Rande schon Eis angesetzt, und die Sümpfe und Lachen, über welche der Weg führte, waren schon ganz zugefroren. Da indeſs das Eis noch nicht stark genug war, so brachen unsere Reisenden oft ein, und fielen bis an die Knie ins Wasser. Die Träger der Boote wurden oft durch

die Heftigkeit des Sturmes umgerissen, oder glitschten auf den schlüpfrigen Steinen aus. Das gröfste Boot ward bei einer solchen Gelegenheit dergestalt beschädigt, dafs es ganz unbrauchbar wurde; ein sehr betrübter Umstand, da das andere Boot aus Versehen zu klein gemacht und zu befürchten war, dafs es zur Ueberfahrt über einen Flufs nicht hinreichend seyn würde. Da das Unglück nicht wieder gut zu machen war, so wurden die Trümmer des zerbrochenen Bootes wenigstens dazu benutzt, ein tüchtiges Feuer anzuzünden und dabei das, was noch von Suppentafeln und Pfeilwurzel übrig war, zu kochen. Freilich ein ärmliches Mahl nach drei Fasttagen, aber es beschwichtigte doch einigermafsen den Hunger, und man konnte nun etwas stärkeren Schrittes vorwärts schreiten. Der tiefe Schnee machte, dafs man von jetzt an immer eine sogenannte indische Reihe (Indian File) bilden mufste. Einer, dem irgend ein entfernter Gegenstand, eine Bergspitze u. dgl. als Zielpunkt angegeben wurde, ging voraus, und die Andern folgten, indem der Hinterste genau in die Fufsstapfen des Vordersten trat.

Nachmittags kam man in eine mehr bergige Gegend, wo der Fufsboden mit grofsen Steinen bedeckt war. Es wuchs eine Menge Moos auf denselben, von der Gattung Gyrophora, welches die (französischen) Canadier Tripe de roche nennen. Man sammelte eine beträchtliche Menge davon ein, und es gab, mit einem halben Rebhuhn für jeden Mann, (das einzige Wild, das man an diesem Tage gefunden

hatte) ein mageres Nachtessen. Zur Feuerung diente Weidenholz, das aber erst unter dem Schnee hervorgegraben werden mufste. Die Nacht wurde in den feuchten Kleidern ziemlich elend hingebracht. Man konnte nicht einmal die Socken und Schuhe ausziehen, weil sie sonst gefroren seyn würden.

Am 8. kam die Expedition an einen Flufs, der nach Westen lief und Cracrofts-Flufs genannt wurde. Da das Bett voll grofser Steine war, so konnte man in dem Boote nicht übersetzen. Man ging also längs dem Ufer fort, und fand endlich eine Stelle, wo man zu Fufs, mittelst einer Reihe grofser Steine, die quer über den Flufs gingen, hinüberkommen konnte. Aber wegen der Heftigkeit des Stromes, und da manche Steine zwei bis drei Fufs tief unter dem Wasser lagen, war dieser Uebergang für die mit so viel Gepäck beladenen Reisenden sehr gefährlich, und mehr als Einer stürzte ins Wasser, ward aber schnell von den Uebrigen herausgezogen. Junius war, um einen bequemern Durchgang aufzusuchen, den Flufs weiter hinaufgegangen und wurde an diesem Tage nicht weiter gesehen. Alle waren jetzt bis an den halben Leib, Einige sogar vom Kopf bis zu den Füfsen durchnäfst, die Kleider wurden in der Kälte ganz steif, und doch mufste weiter gegangen werden. Einige begaben sich auf die Jagd, kamen aber bis zum Abende nicht zurück. Man machte Nachtlager nach einem Marsche von $10\frac{1}{4}$ englischen Meilen. Das Nachtessen bestand aus einem Rebhuhn für die Person und Tripe de roche. Die mei-

sten von der Mannschaft mufsten unter freiem Himmel schlafen, da der, welcher ihr Zelt trug, sich unter den Abwesenden befand. Die Kälte war + 17° F. (— $6\frac{2}{3}$° R.) Zum Glück war eine ungewöhnliche Menge Wurzelwerk in der Nähe, so dafs man ein tüchtiges Feuer machen konnte.

Als man am 9. Morgens zwei (engl.) Meilen gemacht hatte, kam man an einen etwa 75 Klafter breiten Flufs, über den man zu setzen beschlofs. Zuvor mufste die Rückkunft des Junius abgewartet werden, der auch bald eintraf und vier Pfund Fleisch mitbrachte, welches ein Wolf von einem Hirsche übrig gelassen hatte. Obschon er die ganze vorige Nacht auf den Beinen gewesen war, konnte man ihm doch keine Zeit zur Ruhe lassen, und er mufste sogleich mit weiter reisen. Das Boot wurde nun ins Wasser gebracht, und, ungeachtet seiner Gebrechlichkeit, von drei Canadiern so geschickt behandelt, dafs bis 5 Uhr Nachmittags die ganze Gesellschaft nebst dem Gepäck glücklich ans andere Ufer gebracht war. Jeder der Ueberzuführenden mufste sich dabei platt auf den Boden des Kahnes ausstrecken, welches, da dieser viel Wasser einliefs, eben keine sehr bequeme Lage war. Nach der Ueberfahrt wurde noch zwei Meilen fortgegangen und dann Nachtlager gemacht. Das ganze Nachtessen bestand aus zwei jungen Hasen und dem von Junius mitgebrachten Hirschfleische. Es gab hier keine Tripe de roche.

Am 10. Septbr. hatte die Kälte noch mehr zugenommen. Die Gegend wurde gebirgiger und war ganz mit Schnee be-

deckt. Um Mittag wurde man in einem Thale seitwärts eine Heerde Bisamrinder gewahr. Sogleich machten sich die besten Schützen auf den Weg. Es dauerte zwei Stunden, ehe sie zum Schusse kommen konnten; die Gesellschaft beobachtete unterdessen ihre Bewegungen mit der gröfsten Bangigkeit und manch stilles Gebet um glücklichen Erfolg ward zum Himmel geschickt. Endlich ward das Feuer eröffnet, und eine der gröfsten Kühe erlegt. Welcher Jubel! In zwei Minuten war das Thier geschlachtet. Der Inhalt des Magens wurde auf der Stelle verschlungen, und die rohen Eingeweide zunächst demselben allgemein für einen der herrlichsten Leckerbissen erklärt. Man schlug nun die Zelte auf, bereitete aus einigen Weidenästen, die über den Schnee hervorragten, ein lustiges Feuer, und kochte eine Mahlzeit, wie sie die verhungerten Reisenden seit sechs Tagen nicht gehabt hatten, da die Tripe de roche nur den Magen für eine kurze Zeit füllte, aber keine ordentliche Nahrung gewährte. Von der Bisamkuh blieb noch für zwei Mahlzeiten übrig, von welchen die letzte am 12. Abends verzehrt wurde, ohne dafs man unterdessen einen Ersatz erhalten hätte.

Am 13. Septbr. erreichte man die Ufer eines grofsen Sees, (des Contwoy-to- oder Rum-Sees, wie Franklin später von den Kupfer-Indiern erfuhr), dessen Enden rechts und links nicht gesehen werden konnten. Da der nach Osten liegende Theil der breiteste zu seyn schien, so ging die Gesellschaft längs den Ufern des westlichen Theiles hin, um

eine Stelle zum Uebersetzen ausfindig zu machen. Die Berge, von welchen der See eingeschlossen war, machten den Weg äufserst beschwerlich. An der Sonnenseite derselben war der Schnee weggethaut und man fand hier einige wohlschmeckende Beeren. Um 6 Uhr wurde Nachtlager gemacht. Die Mahlzeit bestand für die Person aus einem Rebhuhn und etwas Tripe de roche. Dieses unschmackhafte Moos war der ganzen Gesellschaft schon zum Ekel geworden, und nur der gröfste Hunger konnte noch zu dessen Genufs bewegen. Einigen, worunter Hood, erregte es heftige Bauchschmerzen. Franklin war an diesem Abende sehr bestürzt, als er die Entdeckung machte, dafs die Canadier, wahrscheinlich blofs, um ihr Gepäck zu erleichtern, unbesonnen genug gewesen waren, die Fischernetze wegzuwerfen, so dafs also auch auf diesem Wege keine Vermehrung des Mundvorrathes mehr möglich war. Franklin, dem daran liegen mufste, das Fortkommen der täglich kraftloser werdenden Mannschaft zu erleichtern, verminderte nun das Gepäck noch mehr, und beschränkte es einzig auf Pulver, Blei und Gewehre, Kleidungsstücke und die zur Auffindung des Weges unentbehrlichsten Werkzeuge. Dem Dolmetscher St. Germain versprach er, um ihn zum Jagen aufzumuntern, sein eigenes Gewehr, und auch den übrigen Canadiern für jedes Stück Wild ansehnliche besondere Belohnungen.

Als am 14. Morgens die Offiziere um ein kleines Feuer versammelt waren, kam der Canadier Perrault und be-

schenkte jeden mit einem kleinen Stück Fleisch, das er sich von seiner eignen täglichen Portion abgedarbt hatte. Es wurde mit herzlichem Danke angenommen, und dieser unerwartete Beweis von Selbstverläugnung und Herzensgüte rührte sie Alle bis zu Thränen. Man ging auf einen Flufs zu, der von dem See ausströmte. Ein Paar Hirsche wurden geschossen, wovon der eine sogleich zerstückt und verzehrt wurde. Der Uebergang über den Flufs geschah nicht ohne grofse Anstrengung und Lebensgefahr.

So ging es unter täglich wachsenden Mühseligkeiten und Beschwerden fort bis zum 20. September. Das Wetter wurde immer kälter und der Schnee fiel immer häufiger. Die Ausbeute der Jagd war so dürftig, dafs man von den getödteten Thieren auch die Haut mitnahm, um sie im Nothfall am Feuer rösten und geniefsen zu können. Oft fehlte es auch an Tripe de roche, und es mufste dann zu Isländischem Moos gegriffen werden, von dem aber wegen seiner Bitterkeit auch der Hungrigste nur ein paar Löffel geniefsen konnte. Die Canadier wurden zuletzt so niedergeschlagen, dafs sie laut drohten, ihr Gepäck wegzuwerfen und die Engländer zu verlassen. Auch Dr. Richardson war, als man am Spitzen-See (Point Lake) angekommen war, nicht mehr im Stande, seine an der Seeküste gesammelten Pflanzen und Mineralien fortzubringen, sondern mufste sie hier zurücklassen. Am 23. war der Mangel an Wild und der Hunger schon so grofs, dafs man einzelne Stücke Haut röstete, und

Knochen zerstiefs, welche die Wölfe von ihren Mahlzeiten übrig gelassen hatten. Einige verzehrten sogar ihre alten Schuhe.

Am 25. Morgens, gerade als man aufbrechen wollte, hatten die Jäger das Glück, auf ein Rudel Hirsche zu stofsen, und fünf davon, obwohl nur kleine, zu erlegen. Dieser unverhoffte Fang erfüllte für einen Augenblick die ganze Reisegesellschaft mit neuer Lebenskraft. Die Canadier baten aber dringend um einen Rasttag, und stellten vor, dafs sie zur Weiterreise ein paar tüchtiger Fleisch-Mahlzeiten bedürften. So unlieb den Engländern jede Verzögerung seyn mufste, so sah sich Franklin gleichwohl genöthigt, nachzugeben.

Am 26. erreichte man die Ufer des Kupferminen-Flusses, oberhalb des Spitzensees, in welchen er 5 Meilen vor dieser Stelle auslief. Zur Vermehrung des Unglücks war schon vor ein paar Tagen das Boot so beschädigt worden, dafs es der Träger desselben hatte liegen lassen. Um hinüber zu kommen, war kein anderes Mittel, als zu versuchen, ein Flofs aus zusammengebundenen Weidenruscheln zu bauen. Es kam glücklich zu Stande, war aber so klein, dafs nur Ein Mann auf Ein Mal darauf hinüber setzen konnte. Um es über den Strom zu bringen, mufste ein Strick querüber gespannt werden, längs welchem man es fortziehen konnte. Aber wie diesen Strick ans andere Ufer bringen? Franklin versprach demjenigen, dem es gelingen würde, 300 Livres. Belanger und Benoit, die stärksten unter den Canadiern, versuchten, aus Mangel an ordentlichen

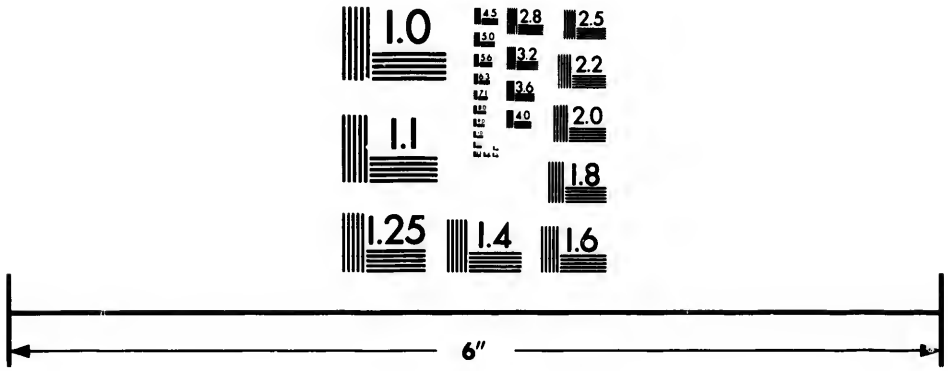
Rudern, vergeblich über den Strom zu setzen. Man suchte nun eine lange Stange zu verfertigen, indem man die Zeltpfähle an einander band, aber sie war gleichwohl in der Mitte des Stromes zu kurz. Alle waren bis an den halben Leib durchnäfst und vor Kälte erstarrt, und da jede Anstrengung fruchtlos war, so fing man schon an, an dem Gelingen des ganzen Unternehmens zu verzweifeln. Dr. Richardson entschlofs sich endlich, um dieser schrecklichen Lage ein Ende zu machen, den Strom mit dem Strick um den Leib zu durchschwimmen. Er stürzte sich hinein, war aber nur wenige Fufs vom Ufer entfernt, als er vor Kälte erstarrte und die Arme nicht mehr bewegen konnte. Noch suchte er sich mit den Füfsen fortzuarbeiten, aber auch diesen schwand die Kraft und er sank unter. Sogleich zog man ihn mittelst des Strickes ans Ufer zurück. Halbtodt wurde er in wollne Decken eingewickelt, und ans Feuer gelegt, wo er nach einiger Zeit wenigstens so weit zu sich kam, dafs er selbst vorschreiben konnte, wie man ihn zu behandeln habe. Gegend Abend war er so weit hergestellt, dafs er ins Zelt gehen konnte. Indessen zeigte sichs, dafs in Folge der plötzlichen Hitze, welcher man ihn ausgesetzt hatte, seine linke Seite an der äufsern Haut alles Gefühl verloren hatte, und er konnte dasselbe nicht eher als im nächsten Sommer wieder erhalten.

Am nächsten Morgen that St. Germain den Vorschlag aus dem Segeltuch, worein die Betten gepackt waren, mittels Weidenästen, eine Art Boot zu machen. Man fand den Ge-

danken ausführbar und schritt sogleich ans Werk. Die Arbeiter mufsten ¾ englische Meilen weit nach einem Platze zurückgehen, wo es hinlängliche Weiden gab. Die Entkräftung wurde immer gröfser. Einer von den Jägern brachte nichts weiter als die Beinröhren und das Rückgrat eines Hirsches nach Hause, welcher bereits vorigen Sommer von Raubthieren verzehrt worden war. Das Rückgrat enthielt noch eine Menge Mark, welches, obschon in Fäulnifs übergegangen, mit Jubel empfangen und unter die ganze Gesellschaft gleich vertheilt wurde. Es war von einer solchen Schärfe, dafs es die Lippen wund ätzte. Hinterdrein wurden auch die Knochen zermalmt, gekocht und gegessen.

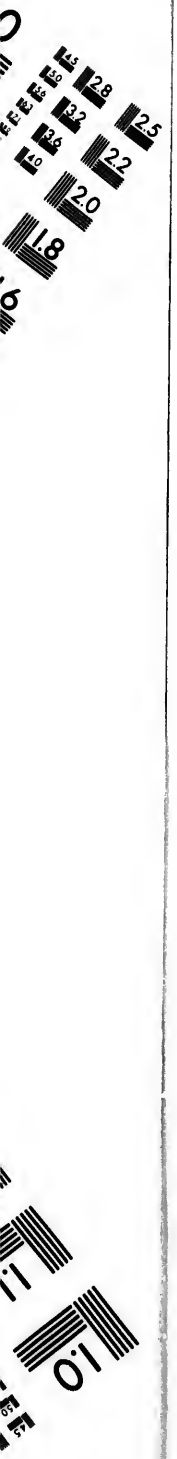
Bis zum 3. Oktober war sehr viel Schnee bei heftigem Sturm gefallen. Die Offiziere hielten es, als es zu schneien aufhörte, für nöthig, den Arbeitern bei dem Weidengebüsch einen Besuch zu machen, um ihre Anstrengungen zu fördern. Franklin brachte auf dem kurzen Wege bis dahin drei Stunden zu, ohne gleichwohl des tiefen Schnees wegen den Ort erreichen zu können, und er mufste gänzlich erschöpft wieder umkehren. Auch die übrigen Offiziere konnten kaum fort. Hood war zu einem blofsen Schatten herabgekommen, besonders in Folge der heftigen Bauchschmerzen, die ihm jedes Mal die Tripe de roche verursachte. Back konnte ohne Stock keinen Schritt mehr thun. Richardson war noch überdiefs lahm. Hierzu kam, dafs den Offizieren öfters von den Canadiern das für eine künftige Mahlzeit aufbewahrte Fleisch gestohlen wurde.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503


2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
2.0
4.0
1.8
1.0

Am 4. Oktober war das Leinwand-Boot fertig. St. Germain bestieg es und gelangte damit, unter inbrünstigen Gebeten Aller um den besten Erfolg, glücklich ans jenseitige Ufer des Kupferminen-Flusses. Es wurde hierauf an einem daran befestigten Stricke wieder zurückgezogen und eine andere Person eingeschifft, so dafs auf diese Weise nach und nach Alle wohlbehalten hinüber kamen. Franklin hielt es jetzt für nöthig, ohne Zeitverlust Anstalten zu treffen, dafs man von den Kupfer-Indiern, die hier herum in der Nähe seyn mufsten, Beistand erhielte. Zu dem Ende wurde sogleich Back mit den Canadiern St. Germain, Salomon Belanger und Beauparlant nach Fort Enterprise und der dortigen Gegend vorausgeschickt, um die Indianer aufzusuchen.

Der Zuwachs an Kraft, welchen die Freude über die glückliche Ueberfahrt und die Aussicht auf baldige Ankunft in Fort Enterprise verliehen hatte, war bald erschöpft. Zu essen gab es nichts als Tripe de roche. Ehe die Gesellschaft am 5. früh aufbrach, afs sie die Ueberbleibsel von ihren alten Schuhen, und was man sonst noch von Leder auftreiben konnte, zusammen, um sich für den neuen Marsch zu stärken. Viele blieben an diesem Tage hinter den Uebrigen zurück, so langsam es auch vorwärts ging. Um Mittag kam Samandré zu Franklin, mit der Nachricht, dafs Credit und Vaillant nicht mehr fort könnten. Da sich einige Weiden in der Nähe befanden, so beschlofs Franklin

hier Halt zu machen, während Richardson zu den beiden Canadiern zurückging. Er fand zuerst Vaillant, der vor Kälte und Hunger nicht von der Stelle konnte. Er sagte ihm, dafs nicht weit vorwärts ein Feuer angezündet sei, aber indem Vaillant fortgehen wollte, fiel er in dem tiefen Schnee bei jedem Schritte nieder. Richardson mufste ihn liegen lassen. Er wollte nun auch Credit aufsuchen, aber da die Spur im Schnee bereits vom Winde verweht war, so mufste er bald davon abstehen. Er kehrte daher wieder um und fand Vaillant auf dem Boden liegen, unfähig aufzustehen und kaum im Stande, ein Wort zu sprechen. Richardson eilte nun zu den Uebrigen wieder vorwärts, und J. B. Belanger kehrte sogleich um, Vaillant Hilfe zu bringen und ihm sein Gepäck abzunehmen. In Betreff des Credit erfuhr man später durch Samandré, dafs er beschlossen habe, wieder nach dem Lagerplatze der vorigen Nacht zurückzugehen.

Als Belanger mit Vaillants Gepäck zurückkam, sagte er, dafs er ihn auf dem Rücken liegend, starr vor Kälte und ganz aufser Stande gefunden habe, sich auf die Füfse zu stellen. Die stärksten Männer wurden jetzt aufs ernstlichste angegangen, ihn zum Feuer herzuholen, aber sie erklärten sich für ganz unfähig zu dieser Verrichtung, und baten im Gegentheil, dafs es ihnen erlaubt seyn möge, ihr Gepäck liegen zu lassen, und so schleunig als möglich nach Fort Enterprise zu gehen. Die Gewährung dieses Verlangens würde das Verderben der ganzen Reisegesellschaft herbeige-

führt haben, da die Leute ganz unbekannt mit dem einzuschlagenden Wege waren, und keiner von den Offizieren sie begleiten konnte, indem sie mit ihnen nicht gleichen Schritt hätten halten können. Ueberdiefs würden, selbst auf den Fall, dafs sie den rechten Weg für sich allein getroffen hätten, die Stärksten in kurzer Zeit die Schwächsten hilflos hinter sich gelassen haben. Gleichwohl mufste etwas gethan werden, das Gepäck der Leute so viel als möglich zu erleichtern, und Franklin ging defshalb mit den Offizieren zu Rathe. Hood und Richardson thaten den Vorschlag, sie wollten Beide, jeder blofs mit einem Canadier, an dem nächsten besten Platze zurückbleiben, wo sich wenigstens auf zehn Tage Tripe de roche und Brennholz vorfände. Unterdessen sollte Franklin mit den Andern so schnell als möglich Fort Enterprise zu erreichen suchen, und ihnen von dort aus Hilfe senden. Die Zelte und mehre andere Stücke konnten bei Jenen zurückgelassen und so das Fortkommen der Uebrigen bedeutend erleichtert werden. Franklin gab seine Einwilligung, wie sehr es ihn auch schmerzte, sich von seinen Gefährten trennen zu müssen.

Erst am andern Morgen fand sich eine passende Stelle. Richardson, Hood und Hepburn blieben also zurück, und Franklin liefs hier auch ein Fäfschen Pulver und einige andere entbehrliche Dinge liegen. Als die Uebrigen ein Stück weiter gereis't waren, fühlten sich auch Belanger und Michel so erschöpft, dafs Franklin sie zu Richardson

und Hood zurückgehen lassen mufste. In kurzer Zeit blieben auch Perrault und Fontano liegen. Sie suchten gleichfalls, so gut sie konnten, die andern Zurückgebliebenen zu erreichen.

Die Gesellschaft bestand jetzt nur noch aus fünf Personen, nämlich Franklin und den vier Canadiern: Adam, Peltier, Benoit und Samandré. Mit unbeschreiblicher Beschwerde und nur äufserst langsam ward die Reise fortgesetzt. Zuweilen liefsen sich Rennthiere sehen, aber die Jäger waren zu schwach, sie zu verfolgen; es fehlte selbst an der Kraft, das Gewehr fest zu halten und sicher zu schiefsen. Am vierten Tage erreichte man endlich das längst ersehnte Fort Enterprise. Aber wer schildert die Verzweiflung des unglücklichen Häufleins, als sie das Haus ganz leer und verödet fanden! Da war keine Niederlage von Lebensmitteln, keine Spur von Indiern, kein Brief von Wentzel, der eine Nachweisung gegeben hätte. Nachdem die erste Betäubung vorüber war, zerflossen alle in die bittersten Thränen, weniger über ihr eigenes Elend, als über das traurige Loos ihrer zurückgelassenen Unglücksgefährten. Indefs fand Franklin ein von Back geschriebenes Blatt, worin dieser meldete, dafs er vor zwei Tagen hier angekommen, aber sogleich wieder abgereis't sei, um die Indier aufzusuchen. Sollte er sie nicht finden, so sei er entschlossen, bis Fort Providence zu gehen und von dort aus Hilfe zu senden. Das war ein Trost, obwohl ein schwacher, denn bis dahin mufsten die Zurückbleibenden noch manchen schrecklichen Tag durchleben.

Man suchte sich nun im Hause wenigstens vor der Kälte so viel als möglich zu schützen. Das Thermometer stand 15 bis 20° unter Null (21 — 23° R.)! Vom letzten Winter her fanden sie noch eine Menge Knochen, auch einige damals weggeworfene Häute. Sie wurden sorgfältig aufgelesen, zerstofsen, gekocht und geröstet, und gaben mit Tripe de roche erträgliche Mahlzeiten, die wenigstens vor dem gänzlichen Verhungern schützten. Als Brennholz diente der aufgerissene Fufsboden der andern Zimmer.

Wir übergehen die Beschreibung des traurigen Lebens, welches hier fast den ganzen Monat Oktober geführt wurde. Ein Versuch, den Franklin zur Weiterreise nach Fort Providence machen wollte, mufste, nach einer kurzen Entfernung vom Hause aufgegeben werden.

Am 29. Oktober trafen unvermuthet Richardson und Hepburn ein. Sie brachten die niederschlagende Nachricht, dafs Hood und Michel todt seien; auch von Credit und Vaillant hatte Niemand etwas gehört. Perrault und Fontano hatten Richardsons Zelt nicht erreicht. Das Ende von Hood und Michel war übrigens schrecklich gewesen. Aus dem, was Richardson in seinem Tagebuche hierüber angemerkt hatte, können wir nur Folgendes ausheben.

Michel (der eigentlich ein Irokese war) hatte, wie wir wissen, in (Joh. Bapt.) Belangers Gesellschaft die Begleiter Franklins verlassen und war zu Richardson und Hood zurückgekehrt. Franklin hatte ihm einen

Zettel an diese Herren mitgegeben, worin er ihnen einen passendern Ort, ein wenig weiter vorwärts, wo es viel Fichten gab, zum Lagerplatze anempfahl. Michel kam den folgenden Tag allein bei Richardsons Zelt an, sagte, dafs er wegen des vielen Schnee's irre gegangen, die ganze Nacht so zugebracht, und auch seinen Gefährten Belanger verloren habe, von dem er geglaubt, dafs er ihm vorausgeeilt und bereits hier angekommen sei. Er brachte einen Hasen und ein Rebhuhn mit, die er diesen Morgen geschossen hatte. Alle labten sich daran und dankten Gott für die unerwartete Hilfe, die er ihnen in der Person Michels zugeschickt hatte. Da er über Kälte klagte, so schenkte ihm Richardson zwei Hemden und Hood einen Rock von Büffelshaut. Nach der Mahlzeit wurde schlafen gegangen, am andern Morgen aber sogleich Anstalt gemacht, das Zelt abzubrechen und es weiter vorwärts an den von Franklin bezeichneten Platz zu schaffen. Unterwegs erzählte Michel, dafs ihm Perrault beim Abschied ein Gewehr und 48 Kugeln gegeben, welche er auf einer Anhöhe über dem Fichtenplatze liegen gelassen habe. (Franklin erinnerte sich indefs bei dieser Erzählung, dafs Perrault, als er ihn mit Fontano verliefs, noch sein Gewehr und seinen Schiefsbedarf gehabt hatte). Michel blieb hier, um zu schlafen, wie er vorgab, und bat, dafs man ihm ein Beil lassen möchte. Richardson und Hepburn gingen wieder nach dem ersten Lagerplatze zurück, wo Hood noch geblieben war, packten alles noch

Uebrige zusammen und trugen es zum Fichtenplatze. Als sie hier ankamen, waren sie sehr erstaunt, Michel nicht zu finden. Gegen Abend kam er endlich, und sagte, er habe einige Rennthiere verfolgt, die hier vorbeigelaufen seien, habe sie aber nicht zum Schuſs bringen können. Doch wäre er auf einen Wolf gestoſsen, den er todtgeschlagen hätte. Zugleich brachte er ein angebliches Stück Fleisch von demselben mit. Die Andern waren gutmüthig genug, dieses Alles zu glauben, aber in der Folge zeigte es sich, daſs es ein Stück von den Leichnamen Belangers oder Perraults gewesen seyn muſste. Wahrscheinlich hatte Michel zuerst jenen und dann auch diesen getödtet, und — verzehrt.

Am 19. Oktober weigerte sich Michel auf die Jagd zu gehen, und wollte auch kein Holz mehr herbeischaffen. Am 20. machte er es eben so. Richardson ging um Mitta aus, Tripe de roche zu sammeln. Hood, der seit vie len Tagen sehr elend und krank war, saſs vor dem Zelt beim Feuer, im Gespräch mit Michel, den er von de Nothwendigkeit zu überreden suchte, alle seine Kräfte anzu strengen, um einiges Wild herbeizuschaffen. Hepburn w in einer kurzen Entfernung vom Zelte beschäftigt, ein Baum umzuhauen. Kaum hatte sich Richardson ei Strecke vom Zelte entfernt, als er einen Schuſs und e Weilchen darauf Hepburn heftig schreien und ihn zurück rufen hörte. Als Richardson ankam, sah er Hood en seelt neben dem Feuer liegen; eine Kugel war ihm dur

den Kopf gegangen. Richardson glaubte zuerst, der Unglückliche habe sich selbst das Leben genommen, aber Michels Betragen und die Untersuchung des Leichnams brachte ihn auf andere Gedanken. Er bemerkte nämlich deutlich, dafs der Schufs von hinten in den Kopf und vorn herausgegangen sei, und zwar mufste die Mündung des Gewehrs dicht an die Nachtmütze, mit welcher Hood bedeckt war, angelegt worden seyn. Auf Richardsons Befragen antwortete Michel, Hood habe ihn ins Zelt geschickt, und unterdessen sei das liegen gebliebene Gewehr, er wisse nicht wie, losgegangen. Er verwahrte sich zugleich feierlichst gegen allen Verdacht, als ob er der Mörder sei, und bewachte von dem Augenblicke an sorgfältig sein Betragen, liefs auch Richardson und Hepburn nicht allein, damit keiner mit dem Andern reden könne.

Am folgenden Tage machte man sich auf den Weg, um Fort Enterprise zu erreichen. Es ging langsam vorwärts. Hepburn und Michel hatten jeder eine geladene Flinte; und Richardson eine geladene Pistole. Michels Betragen wurde immer beunruhigender; er sprach häufig mit sich selbst, und bezeigte zuletzt grofsen Widerwillen, nach Fort Enterprise zu gehen; er sprach von einer Gegend weiter nach Süden, wo es viel Wild gebe, und er sich den ganzen Winter allein durchzubringen hoffen dürfe. Er wollte auch Richardson bereden, mit dahin zu gehen. Dieser schlug es ab, erlaubte ihm aber, allein sich dorthin zu be-

geben. Dadurch wurde Michels bösartiger Sinn noch mehr gereizt; er murmelte Drohungen gegen Hepburn, von dem er behauptete, dafs er Böses von ihm erzählt habe. Zugleich nahm er jetzt auch einen trotzigen Ton gegen Richardson an, sprach unverhohlen seinen Hafs gegen alle Europäer aus, und sagte unter andern, dafs sein Oheim und zwei andere Verwandte von ihnen gefressen worden seien. Richardson, der sich mit dem gleichfalls entkräfteten Hepburn ganz in der Gewalt dieses noch immer ziemlich starken Menschen sah, mufste jetzt fürchten, dafs sie nächstens ein gleiches Loos wie Hood haben möchten. Er war überdiefs noch mit zwei Pistolen, einem indischen Bayonnet, und einem Messer bewaffnet. Nachmittags kamen sie zu einem Felsen, wo es viel Tripe de roche gab. Michel hielt hier still, und sagte, er wolle von diesem Moos einsammeln und bald nachkommen. Hepburn und Richardson sahen sich jetzt seit Hoods Tode zum ersten Male allein, und Jener erzählte nun so Manches, wodurch der gehegte Verdacht in Ansehung der Ermordung Hoods zur Gewifsheit wurde. Zugleich sahen sie ein, dafs keine Rettung für sie sei, wenn sie sich nicht von diesem Ungeheuer befreiten. Hepburn bot sich zum Werkzeug dazu an. Richardson beschlofs indefs, die ganze Verantwortlichkeit auf sich allein zu nehmen. Sobald daher Michel herangekommen, streckte ihn Richardson durch einen Pistolenschufs todt nieder . . . .

Richardson macht hier in seinem Tagebuche auf den wichtigen Umstand aufmerksam, dafs Michel, obschon die Irokesen sich im Allgemeinen zum christlichen Glauben bekennen, dennoch in den Lehren des Christenthums gänzlich ununterrichtet, und mit den Pflichten eines Christen durchaus unbekannt war. Den übrigen, obschon auch rohen, Canadiern gab der Glaube an eine göttliche Vorsehung hinlänglichen Muth, ihre schweren Leiden bis zum Augenblicke der Hilfe standhaft zu ertragen.

Dieser Augenblick erschien endlich doch. Am 7. Novbr. waren Richardson und Hepburn mit Holzfällen in der Nähe des Hauses zu Fort Enterprise beschäftigt, als sie plötzlich einen Flintenschufs hörten. Gleich darauf sahen sie auch drei Indier. Franklin, der zu Hause im Bette lag, hatte, als er den Schufs hörte, geglaubt, es sei ein Theil des Gebäudes eingestürzt. Richardson kam sogleich herbei, ihm die fröhliche Botschaft zu bringen. Beide warfen sich auf die Knie und dankten dem Allgütigen in einem inbrünstigen Gebet. Es war hohe Zeit, dafs Hilfe kam; in wenigen Tagen wäre vermuthlich Keiner mehr am Leben gewesen.

Es waren Kupfer-Indier aus Akaitscho's Lager, die Back hergeschickt hatte. Freilich brachten sie nur wenig Mundvorrath mit, da sie, um schneller fortkommen zu können, sich nicht mit viel Gepäck hatten beladen dürfen. Richardson, Franklin und Hepburn verschlangen sogleich, was die Indier auspackten, und hatten, als Folge

dieses zu gierigen Essens, fürchterlich an Unverdaulichkeit zu leiden. Franklin führt diefs als einen Beweis an, wie sehr durch die langen körperlichen Leiden auch ihre Geistesstärke abgenommen hatte. Sie wufsten während der Mahlzeit, wie schlecht ihnen diese Gierigkeit bekommen würde; aber es war unmöglich, an sich zu halten. Selbst Richardson, der Arzt, der sie mitten im Essen zur Mäfsigkeit ermahnte, vermochte für seine Person nicht, das Beispiel davon zu geben. Adam mufste gefüttert werden, da er sich nicht rühren konnte.

Einer der Indier wurde sogleich mit einem Zettel von Franklin an Back und an Akaitscho abgeschickt, worin ihnen die Lage des kleinen Häufleins in Fort Enterprise geschildert und um ausgiebigere Hilfe gebeten wurde. Am 14. November kamen sie wieder zurück, nebst Benoit und zwei Weibern, die mit Lebensmitteln beladen waren. Fort Enterprise wurde jetzt verlassen, und man ging weiter vorwärts, die übrigen Indier zu erreichen. Die Gutherzigkeit der Indier zeigte sich auf dieser Wanderung im schönsten Lichte. Sie gaben den Engländern ihre eigenen Schneeschuhe, und behalfen sich für ihre Person ohne dieselben; sie schlugen die Zelte auf, kochten für sie, und warteten und pflegten die noch immer Schwachen wie kleine Kinder. Akaitscho und seine Leute empfingen die Engländer mit tiefem Schweigen und mitleidigen Blicken. Ein Indier überbot den andern an Gastfreiheit und zuvorkommen-

dem Betragen. Akaitscho machte diefs Mal in eigner Person den Koch, was er sonst nicht ein Mal für sich selbst zu thun pflegte. Back nebst St. Germain und Salomon Belanger waren schon nach Fort Providence vorausgegangen.

Die Kräfte unserer Reisenden nahmen nun von Tage zu Tage zu. Am 1. Dezember konnte man sich auf den Weg nach Fort Providence machen. Am 6. begegneten sie einem Zuge, der ihnen von daher entgegen kam, und von dem dortigen Beamten Weeks geschickt wurde. Er brachte Branntwein und Tabak, frische Kleider und Wäsche, was jetzt, nachdem der Hunger nicht mehr zu fürchten, am willkommensten war, Briefe aus England, aber auch die verdriefsliche Nachricht, dafs die für die Dienstleistungen Akaitscho's und seiner Leute bedungenen Waaren noch immer nicht angelangt seien. Die Ursache davon war die Uneinigkeit, in welcher die beiden Handelsgesellschaften, nämlich die der Hudsonsbay und der Nordwest-Compagnie bisher gelebt hatten. Der Zwist war zwar seit Kurzem beendigt worden, aber es gab noch Anstände über einzelne Punkte; worunter auch die Bezahlung dieser Artikel gehörte. Merkwürdig war Akaitscho's gutmüthige Antwort, als man ihm die verdriefsliche Botschaft mitgetheilt hatte. „Es geht schlecht zu in der Welt;“ — sagte er — „Alles ist arm; ihr seid arm; die Pelzhändler scheinen arm zu seyn, und ich und meine Leute sind auch arm. Wenn die Waaren nicht angekommen sind, so können wir sie auch nicht erhalten. Ich bedaure

übrigens gar nicht, euch mit Lebensmitteln versorgt zu haben. Ein Kupfer-Indier darf niemals zugeben, dafs die weifsen Männer Noth leiden. Indessen glaube ich eurem Worte, dafs wir unsere Bezahlung nächsten Herbst erhalten werden. Auf jeden Fall" — schlofs er in einem gutgelaunten Tone — „ist diefs das erste Mal, dafs die weifsen Männer die Schuldner der Kupfer-Indier geworden sind."

Am 15. Dezember hatte Weeks Alles zur Abreise der Engländer bereiten lassen. Der Abschied sowohl von ihm als von den wackern Indiern war äufserst rührend. Auf der Muhs-Thier-Insel blieb man bis zum Frühling 1822, und erst im Mai, wo sich die Engländer alle wieder erholt und wieder ihren frühern Gesundheitszustand erhalten hatten, wurde die Rückreise nach Yorks-Factorey angetreten, welches man am 14. Juli erreichte.

Wentzel, den man in Fort Chipewyan wieder traf, suchte sich über die Nichterfüllung seines Versprechens in Ansehung der Versorgung von Fort Enterprise dadurch zu entschuldigen, dafs er behauptete, das Haus schon in einem ganz schlechten Zustand angetroffen zu haben. Die Indier von Humpys Stamm, mit welchen er reis'te, hätten drei Jäger verloren, und kaum für sich hinlängliche Lebensmittel auftreiben können u. s. w.

Franklins ganze Reise von Yorks-Factorey hin und zurück, mit Innbegriff der Seefahrt, hatte 5550 englische oder ungefähr 1110 teutsche Meilen betragen.

VIII.

Die Ebne von Troja.

Ein englischer Gelehrter, Hr. Philipp Barker-Webb, hat im Jahr 1819 die Gegend von Troja, an der Küste von Klein-Asien, in der Nachbarschaft der Dardanellen, bereis't, und die Ergebnisse seiner Forschungen in einem englisch geschriebenen Aufsatze mitgetheilt, welcher im Jahr 1821 für die Biblioteca Jtaliana ins Italiänische übersetzt und im Junius- und Juliushefte des nämlichen Jahrganges dieser Zeitschrift mitgetheilt worden. Eine teutsche Uebersetzung desselben, von Dr. Hase, ist 1822 zu Weimar erschienen, unter dem Titel: „Philipp Barker-Webbs Untersuchungen über den ehemaligen und jetzigen Zustand der Ebne von Troja. Dieser Aufsatz enthält, ungeachtet alles dessen, was Webbs Vorgänger über jene merkwürdige Gegend mitgetheilt haben, so viel Merkwürdiges und Eigenthümliches, dafs ein Auszug des Wesentlichen davon hier einen Platz verdienen dürfte. Hr. Webb ist nicht blofs ein gründlicher Kenner des Alter-

thums, sondern auch ein ausgezeichneter Naturforscher, und hat als solcher sehr viel zur Berichtigung wesentlicher Irrthümer in den Schriften seiner Vorgänger beigetragen, von welchen die meisten den klassischen Boden, auf welchem sich die Homerischen Helden bewegten, nur mit dem Auge des Dichters oder des Sprachgelehrten betrachtet haben.

Hr. Webb beschäftigt sich zuerst mit der Ausmittlung der wahren Lage des alten (homerischen) Troja. Frühere Reisende (Belloni und Petro della Valle), bemerkt er, hatten sich durch die in die Augen fallenden Trümmer von Alexanders des Grofsen Troas (Alexandria Troas) täuschen lassen und dieses für das Troja Homers genommen, trotz der Menge von Stellen griechischer und römischer Schriftsteller und Dichter, welche versichern, dafs bis zur entferntesten Zeit hinauf die Trümmer Trojas verschwunden waren. Wheler und Sandys verwarfen zwar diesen Irrthum der beiden Italiäner, verfielen aber in einen andern, indem sie behaupteten, die Trümmer des Alexandrischen Troas seien die Ueberreste von Ilium immune oder Ilium novum. Im Jahr 1785 ward diese Gegend von Le Chevalier besucht, dessen Hauptbestreben war, die Widersprüche, welche bereits unter den Alten Strabo, und unter den Neuern Wood, zwischen der Dichtung Homers und der wirklichen Beschaffenheit der Gegend gefunden haben wollten, aufzuheben. Webb nennt Le Chevaliers Reise eine romantische Wallfahrt und

beschuldigt ihn, mit fantastischem Auge Dinge gesehen zu haben, die das ganze Alterthum nicht gesehen, nämlich die Stadt Pergamus, die skäischen Thore, die doppelten Brunnen, und den ihm eigenthümlichen Arentem Xanthi cognomine rivum. Der Ort, wo alle diese schönen Dinge sich finden, ist, nach ihm, das Dorf Bunar-Baschi, das jetzt die Christen von Giaur-Kevi und die Juden der Dardanellen allen Reisenden als die wahre Stelle von Troja zeigen. — Bryant schrieb eine Abhandlung über den trojanischen Krieg und suchte zu beweisen, dafs derselbe nie Statt gehabt, und es überhaupt niemals eine Stadt Troja in Phrygien gegeben habe. Morrit nahm sich in seiner Widerlegung dieser Bryant'schen Abhandlung des von Le Chevalier aufgestellten Systems an, und unterstützte dasselbe, nachdem er selbst eine Reise an Ort und Stelle gemacht hatte, mit noch gewichtigern Gründen als Le Chevalier selbst, so dafs es bis auf die neuesten Zeiten als das allein wahre angenommen worden ist. Auch Sir W. Gell nahm es an, und die Schaaren von Reisenden, welche nun Troja besuchten, folgten ihm blindlings. „An den Rechten von Bunar-Baschi zweifeln," — sagt Webb — „oder Troja nach einer andern Richtung hin suchen, war eine Ketzerei in den Augen der Führer und Ciceroni dieser Gegend."

Im Jahr 1807 besuchte Dr. Clarke, obschon nur flüchtig, die Ebne von Troja, und bemerkte auf der Stelle, wie wenig Le Chevalier's System mit Strabo, Ptole-

mäus, Plinius und mit Homer selbst übereinstimme. Zuerst bemerkte er, dafs der Flufs Mendere durchaus nichts anderes seyn könne, als der Skamander des Alterthums, daher er ihm auch die Ehre seines alten Namens wiedergab, indem er die Quellen von Kirk-Ghios (d. h. 40 Brunnen) und die kleinen aus denselben laufenden Bäche, als zu seinem Flufsgebiet gehörig ansah. Mit Homer in der Hand suchte er in Nordosten irgend einen Flufs, der dem Simoïs entspräche. Irrigerweise nahm er den Califatli Osmak (d. h. der Sumpf des Califatli) dafür, von dem Webb aber behauptet, dafs es durchaus nichts weiter als ein Abflufs sei, wohin die Wasser der niedern Hügel zusammensickerten, und dafs er im Sommer oft ganz austrockne; während dagegen der Simoïs von Homer als ein tobender Strom dargestellt werde. Webb sagt, dafs der ein wenig nördlicher liegende Flufs Gheumbrek der Simoïs sei, dafs aber Clarke durch die türkische Benennung sich habe verleiten lassen, diesen Flufs nicht zu beachten. Was Clarke ferner bewies, war, dafs Palaio Califatli die wahre Stelle von Ilium sei, was auch Webb durch seine Forschungen gefunden hat.

Im Frühlinge 1810 besuchte Hobhouse die Ebne von Troja, und zwar in Gesellschaft des berühmten Dichters, Lord Byron *). Er kam zuerst auf die Vermuthung, dafs

*) Bekanntlich schwamm dieser damals, in Gesellschaft des englischen Flottenlieutenants Ekenside, binnen einer Stunde und zehn

der Gheumbrek der Simoïs seyn könne, und deutete auch darauf hin, dafs das Flüfschen beim Dorfe Atschi Kevi der Thymbrius sei.

Aus der Uebersicht dieser Schriftsteller, fährt Webb fort, ergiebt sich, dafs unsere topographischen Kenntnisse von der trojanischen Ebene überhaupt bis jetzt noch sehr mangelhaft waren. Der einzige Flufs, dessen Lauf man hinreichend kannte, war der Mendere. Die übrigen wurden entweder unter sich, oder auch wohl mit solchen Flüssen, die gar nicht vorhanden waren, verwechselt. Man bedenke übrigens, (aufser der Ungeduld, Raschheit und Befangenheit der Schriftsteller,) den Mangel an Unterkommen und Bequemlichkeiten auf der Küste, welcher die Reisenden zwingt, an Bord der bei Tenedos oder in den Dardanellen vor Anker bleibenden Schiffe zu übernachten, und sie hindert, tiefer als 12 bis 14 (engl.) Meilen in das Land einzudringen; und man wird den Grund von der Dürftigkeit so mancher Nachrichten entdeckt haben. Einige Reisende besuchten die Gegend während der Regenzeit, andere nur in den trocknen Monaten. Diefs würde ein neuer Grund ihrer abweichenden, oft sich widersprechenden Nachrichten. Wir erkannten die Nothwendigkeit, bis mitten in die Gebirge den Ursprung der

---

Minuten über den Hellespont, um zu beweisen, dafs Leander aus Liebe zur Hero dasselbe habe thun können. Der Versuch ist später von andern Engländern wiederholt worden. D. H.

Flüsse aufzusuchen, und dem Laufe jedes Baches nachzugehen, der die Ebene benetzt. Wo uns die Nacht bei unsern Streifzügen überfiel, suchten wir uns, so gut es ging, unter dem bestmöglichen Obdache, das aufzutreiben war, einzurichten; und an manchen Orten, namentlich in Saliclar-Kevi, gerade über den Quellen des Gheumbrek, konnten wir uns überzeugen, dafs kein Franke hier vor uns gesehen worden war. . . . . Wir fanden, dafs in Troas (diesen Namen im strengsten Sinne genommen) d. h. in dem Landstriche, welcher von den beiden Vorgebirgen Rhöteum und Sigeum geschlossen und von der Kette des Ida umgeben ist, nur drei Flüsse vorhanden sind. . . . .

Weiterhin sagt Hr. Webb:

„Wer sich zu einem Zuge nach Troja, um neue Entdeckungen und Beobachtungen zu machen, anschickt, der übernimmt weder ein leichtes, noch ein kurz abzuthuendes Geschäft. Hindernisse aller Art, physische und moralische, widersetzen sich ihm auf seinem Wege. Die Unwissenheit der Einwohner, ihr Mifstrauen gegen Fremde, die Regierungsweise des Landes, sind nicht unbedeutende Hemmnisse. Doch vor Allem veranlafst die Oberfläche des Landes selbst mancherlei Irrthum, weil es in manchen Jahreszeiten den Ueberschwemmungen aller der Flüsse, die vom Ida herabkommen, ausgesetzt, zu andern so ausgebrannt ist, dafs dasselbe Bette der Flüsse den Reisenden über ihren Ursprung und das Ende ihres Laufs in Ungewifsheit läfst. Aehnliche Schwierigkeiten

trifft man an, wenn man die Lage der Städte ausmitteln will. Von jeher haben sich die Türken der Denkmähler des Alterthums als Steinbrüche bedient, aus denen man Werkstücke zum Bauen mit minderer Schwierigkeit holen konnte. Daher kommt es, dafs es so aufserordentlich schwierig und selten ist, Grundsteine anzutreffen, und kaum können wir sicher seyn, dafs ein Denkmahl an seiner wahren Stelle sich befinde, wenn diese Grundsteine nicht vorhanden sind; denn weit weg schleppen die Türken die Steine. Todtenäcker sind ein anderer Anlafs zum Irrthum; denn gewöhnlich legen die Türken antike Marmor als Grabsteine, und diese in Menge von fernher zusammengetragen, und verschiedenen Orten entnommen, bieten Innschriften, die sich unter einander widersprechen, und denen man gar keine Anzeigen für die Oertlichkeit, wo sie sich finden, entnehmen darf. Ein anderer Anlafs des Irrthums liegt vorzüglich in der Unkunde der Landessprache und dem Hange der Gräcisten, die alten Namen aus dem Schalle der neuern Benennungen herauszuhören, mit denen sie doch nie in der geringsten Beziehung standen. . . . . Wir verlangen neue Thatsachen, neue Beobachtungen, neue Entdeckungen der durch die Geschichte geheiligten Orte, Bestätigung dessen, was noch zweifelhaft war, genaue Entfernungsangaben etc. Noch fehlt uns eine gute Karte von Asien und viele Materialien, die in Bezug darauf nicht eben schwer zu erlangen wären, gehören noch zu den frommen Wünschen. In der Türkei giebt es wenig oder fast gar keine

Strafsen; die Eingebornen, gewohnt zu Lande zu reisen, haben, ungefähr wie die Schiffer zur See, hinreichende Uebung darin, ziemlich genau die Entfernung eines Ortes von dem andern anzugeben, und drücken diefs, da sie kein anderes Mittel zu messen haben, in Zeitstunden aus. Jede Stunde kann im Allgemeinen für drei (engl.) Meilen gerechnet werden, und es ist sehr nothwendig für die Reisenden, diese Berechnung sich zu merken, um die Entfernungen nicht etwa nach der Zeit, die sie selbst auf der Strafse zubrachten, Andern bestimmen zu wollen; denn die Berechnung der Eingebornen giebt die Zeit an, welche die Karawanen brauchen, deren Schritt durchs ganze Reich derselbe ist."

„Noch kann man die Stätte mancher alten Stadt auffinden. Die Worte Eski oder Palaio, bei einem Ortsnamen, müfsten jedem Reisenden Grundes genug seyn, um von seinem Wege abzubeugen und Forschungen anzustellen. Eben so nützlich ist es, die Stelle sich zu bemerken, wo Münzen gefunden worden, besonders wo man sie in gröfserer Anzahl trifft. Der Lauf der Flüsse und die Gebirgszüge sind zwei Punkte, die nur zu sehr übersehen worden sind, ob sie gleich die dauerndsten Zeugnisse geben; hier kommt uns die Genealogie zu Hilfe. Physikalische Instrumente, vorzüglich astronomische, obgleich von der äufsersten Nothwendigkeit, ist es beinahe unmöglich, ohne Beschädigung mit sich zu führen. . . . ."

In das Einzelne der Untersuchungen, welche Webb über die wahre Lage der alten Orte etc. anstellt, können wir uns hier nicht einlassen, sondern müssen uns begnügen, blofs die Haupt-Ergebnisse aufzustellen. Sie bestehen in Folgendem:

1) Die Bergkette, deren Gipfel und Knoten der heutige Kasdagh ist, war der Ida des Homer und der alten Erdbeschreiber. Der Kasdagh selbst war der Gargara oder Cotylus der Alten.

2) Bei In-Tepe, an der Küste des Hellesponts, war das Vorgebirge Rhöteum, und bei Cap Janizzari, an der Küste des Archipels, war das Vorgebirge Sigeum.

3) Das heutige Palaio-Califatli ist das Ilium novum der Alten, welches die äolischen Colonisten erbauten, als sie nach dem trojanischen Kriege nach Asien kamen. Strabo erzählt ausdrücklich, dafs sie es nicht auf den Trümmern der Stadt des Priamus, sondern auf einer Stelle näher nach der Küste zu gebaut haben, wozu sie durch Agamemnons Fluch und durch die böse Vorbedeutung bewogen worden seien, die einem Orte, auf dem so langes und so hochgefeiertes Unglück ruhete, nothwendig nachbleiben mufste.

4) Das heutige Tschiblak-Kevi ist das Iliensium pagus (das Dorf der Ilier) der Alten, und folglich auch, nach Strabo, das homerische Troja.

5) Der Mendere ist der alte Skamander, oder Xanthus. Die Ebene, welche dieser Flufs in seinem un-

tern Lauf bewässert, ist die eigentliche ilische oder trojanische Ebene.

6) Der Gheumbrek ist der alte Simoïs. Wo sich der Skamander dem Vorgebirge Sigeum, und der Simoïs dem Vorgebirge Rhöteum näherten, vereinigten sie ihre Gewässer und bildeten eine Art von Teich, der Stomalimne hiefs, worauf sie ins Meer an der Seite des sigeischen Vorgebirges mündeten. Diese Beschreibung der alten Geographen entspricht noch ziemlich dem gegenwärtigen Zustande des Landes. Es scheint, als ob die Vereinigung dieser Flüsse im Alterthume dieselbe Erscheinung, wie jetzt, gezeigt habe, dafs sie nämlich nur während der Regenzeit sich im Stomalimne vereinigten, indem sie vor der Mündung ins Meer eine Art von Lagune bildeten, und dafs in der trockenen Jahreszeit ihre Vereinigung kaum bemerkbar war, indem sie denselben Landstrich beinahe trocken, höchstens sumpfig liefsen. Doch kann der spätern Sandanhäufungen wegen ihre Vereinigung damals allerdings augenscheinlicher gewesen seyn als jetzt. — Der Skamander ist, genau genommen, niemals trocken, weil der Schnee auf dem Gargarus nur nach und nach schmilzt; aber der Simoïs, dessen Quelle sich auf einem minder hohen Theile der Ida-Kette befindet, ist gegen Ende des Sommers, ehe er noch in die niedrigen Theile der Fläche herabkommt, von den künstlichen Bewässerungen und den natürlichen Versickerungen beinahe ganz verschluckt; eine Veränderung, die den meisten Flüssen Kleinasiens und des

europäischen Griechenlands gemein ist. — Die Quelle des Mendere (Skamander) ist auf dem Kasdagh (dem Gargarus oder Cotylus der Alten). Verschieden von den gewöhnlichen Flüssen, die erst durch die Vereinigung mehrer Quellen gebildet werden, braus't er als ein schon gemachter Flufs aus einer natürlichen Grotte auf einer Seite des Berges, und fällt in das untenliegende Thal als ein prächtiger Wasserfall senkrecht aus einer Höhe von etwa 50 bis 60 Fufs hinab. Das Thal ist von einer weiten Schlucht des Berges gebildet, dessen Wände beinahe senkrecht sind und im wildesten Zustande der Natur, von dunkelnden Fichtenwäldern bedeckt, emporsteigen, während im Thale selbst und rings um die Mündung der Grotte ungeheure majestätische Eichen, vermischt mit orientalischen Platanen, sich von den Felsen erheben und dem Auge unter hundert fantastischen Formen sich zeigen. Ein Strom, der aus dem Schoofse eines Berges, durch eine geheimnifsvolle Höhle, deren Enden nie von einem Sterblichen betreten wurden, hervorbraus't, war ganz für die Verehrung eines so enthusiastischen Volks wie die Griechen gemacht. Ihre Nachkommen sprechen noch jetzt ihre Gebete an diesen heiligen Quellen, und diefs ist eine von den vielen Ueberbleibseln des alten Cultus, welche die östliche Kirche beibehalten hat." .... Ein Umstand findet Statt, der von andern Reisenden noch nicht beobachtet worden, aber äufserst auffallend ist und zu sonderbaren Aufschlüssen führen könnte. Der Skamander ist kaum aus seiner Grotte her-

vorgetreten und hat kaum das Thal erreicht, so vereinigt sich mit seinen Wellen das Wasser eines nahen heifsen Sprudels. Der Skamander zeigte bei seiner Quelle 43 Grad Fahrenheit, die äufsere Luft hatte 63, und das Wasser des Sprudels da, wo es sich mit dem Skamander vereinigte, bis 70. Eines heftigen Regens wegen, der in diesem Augenblicke fiel, konnte Webb die Quelle dieses warmen Wassers nicht erreichen, die höher hinauf im Thale liegt und natürlich bei ihrem ersten Hervortreten aus dem Felsen viel heifser seyn mufs. . . . .

7) Der Kamara ist ein von dem Gheumbrek verschiedener Flufs und nicht, wie viele von Webbs Vorgängern angenommen haben, einerlei mit demselben. Es ist der Thymbrius der Alten. Das alte Thymbra ist das heutige Atschi-Kevi. Webb hat den Lauf beider Flüsse genau untersucht. Er folgte dem Gheumbrek aufwärts bis zu seiner Quelle bei Saliklar-Kevi, kam dann, die Berge erkletternd, bis zu den Quellen des Kamara, und folgte nun dem Laufe dieses Flusses bis zu seiner Vereinigung mit dem Mendere, nahe beim Dorfe Atschi-Kevi. Vier (engl.) Meilen ungefähr oberhalb dem Dorfe geht eine schöne Wasserleitung darüber, deren mittlerer Bogen, weit gröfser als die andern übriggebliebenen, in bedeutender Höhe von dem Flufsbette über den Flufs springt. Auf der Nordwestseite des Bogens sieht man noch die Reste eines Brustbildes in hocherhobener Arbeit, das mit Lorbeer gekrönt

scheint. Es springt bedeutend aus dem Schlufssteine des Bogens hervor und zeigt wahrscheinlich das Bild eines römischen Imperators. — Der Gheumbrek hat nur zwei Quellen. Der Kamara entsteht aus der Vereinigung von zehn oder zwölf kleinern und gröfsern Bächen, und ist ein beträchtlicherer Flufs als der vorige, indem er zu keiner Jahreszeit ganz ohne Wasser ist, was doch in der Regel fast bei allen Flüssen dieser Gegend in der Sommerszeit der Fall ist.

8) Die Sümpfe bei den Mauern von Troja, deren die Odyssee erwähnt, sind diejenigen, aus welchen der heutige Bach Califatli-Osmak hervorkommt.

Aus dem, was Webb noch über andere merkwürdige Punkte, aufserhalb der eigentlichen Ebne von Troja mittheilt, heben wir Folgendes aus.

Der Berg Kasdagh (d. h. Gänseberg) ist, wie schon oben gesagt, der höchste Punkt der Ida-Kette, und einerlei mit dem Gargarus des Homer und mit dem Cotylus des Demetrius. Kauffer fand seine Höhe über dem Meeresspiegel 4650 Fufs. Webb aber hält ihn, in Ansehung der kurzen Zeit, wo er vom Schnee frei ist, nämlich $2\frac{1}{2}$, längstens 3 Monate im Jahre, für weit höher. Clarke und andere Reisende haben die Gefahren und Schwierigkeiten beschrieben, die mit der Ersteigung seines Gipfels verknüpft sind. Dagegen bemerkt Webb, dafs man ihn, wenn er von Schnee frei sei, eben so leicht als sicher besteigen könne.

Die Linie des ewigen Schnees ist auf der nördlichen Halbkugel unter dem 40sten Breitengrade, etwa 9000 Fuſs. Der Kasdagh muſs sich folglich dieser Höhe weit mehr nähern, als das angegebene Maſs anzeigt. Eine bedeutendere Höhe wird auch durch den bloſsen Anblick bestätigt, und durch die ungefähre Schätzung, welche Reisende durch die Uebung erlangen, nach dem bloſsen Augenmaſse ähnliche Gegenstände zu berechnen. „Wir konnten unsere Barometer nicht gebrauchen," sagt Webb, „weil wir sie unglücklicher Weise vor dem Ersteigen des Berges zerbrochen hatten. Für Reisen in der Türkei sind diese Instrumente zu zart und zu zerbrechlich. Den ersten Tag, als wir versuchten, den Berg zu erklimmen, kamen wir bloſs bis zum Quell des Skamanders, und ungünstige Witterung zwang uns zurück zu gehen und im Stall von Eugilar uns unterzuducken. Am folgenden Tage (den 9. Oktober) hatten wir das Glück, einen wolkenlosen Himmel zu treffen, und glücklich erreichten wir bis zur Hälfte das Ziel unserer Wünsche. Das Thermometer fiel auf der Höhe, Mittags im Schatten, bis 4 Grad Reaumur über Null, und verbrannt, wie wir waren, von der Gluth der sengendheiſsen Ebenen Asiens, empfanden wir sehr lebhaft diesen unerwarteten Uebergang, der zu einer andern Jahreszeit uns behaglich geschienen haben würde. Die Aussicht von dieser Höhe herab ist erhaben, und ersetzt die Mühen des Weges nicht allein durch die weite Ausdehnung des Gesichtskreises, der von jeder Seite sich bietet, sondern

auch durch die geschichtlichen und klassischen Erinnerungen, die mit anklingen. . . . . Unter unsern Füfsen war Phrygien und die trojanische Ebne; ringsher die Propontis, der Hellespont, Thracien, Mysien, Bithynien, Aeolien, Jonien und alle die Stellen so hochgefeierter Städte Asiens und Europas, von denen nichts nachblieb, als der Name. Fernhin zeigte sich uns das Aegäische Meer," u. s. w.

„In Eugilar (d. h. auf Türkisch Jägerhaus) verbrachten wir drei Tage zusammengeduckt in einem erbärmlichen, halbverfallenen Hause, und von dort aus besuchten wir den kleinen Hügel Kuschunlu-Tepè, der zwischen Eugilar und Bairamitsche inne liegt. Er wurde von Clarke entdeckt, welcher vermuthete, es sei die Stelle des Tempels des idäischen Zeus. Wir beachteten die prächtige, 16 Klafter breite Strafse, die um den Hügel läuft und zum Gipfel hinaufführt; aber von den mancherlei Denkmählern, die dieser Reisende erwähnt, ist kein Stein und kein Ziegel mehr übrig, weil Hadim Oglu Bascha diese Fundgruben alten Bauzeugs zu seinen Gebäuden in Bairamitsche verwandt hatte." . . . .

Dieses Bairamitsche hält Webb für das alte Skepsis. Es kann für die jetzige Hauptstadt von Troas gelten.

Folgt man dem Laufe des Skamanders und der Hügel, welche das fruchtbare Thal von Bairamitsche einschliefsen: so kommt man zuerst nach Bunar-Baschi oder

Bujuk-Bunar-Baschi (d. h. das grofse Bunar-Baschi), welches diesen Namen führt, um es von dem gleichnamigen Dorfe in der trojanischen Ebene zu unterscheiden; beide Orte aber sind von den Quellen so genannt, die in der Nähe entspringen *). Bujuk-Bunar-Baschi ist eine blühende und beträchtliche Stadt, unfern von den Quellen, die ihr den Namen geben. Sie rieseln hell und rein wie Krystall hervor und sind in künstliche Becken gefafst, die von ungeheuren Platanen beschattet werden. Die Schönheit des Platanus und der andern Bäume in der Umgegend des Bosporus und des Hellesponts ist kaum zu beschreiben, und unaussprechlich ist der Genufs, den die Ruhe unter ihrem Schatten gewährt.

Enè ist unstreitig das alte Neandria, und der Flufs Enedere, an dem es liegt und der sich unterhalb dieser Stadt in den Mendere giefst, war der Andrius der Alten. Enè ist noch jetzt durch seine glückliche Lage eine blühende und volkreiche Stadt. Nicht weit von ihr sieht man einen Basalthügel, bei den Türken Enè-Tepè genannt, in dessen Namen Clarke eine Ueberlieferung vom Grabe des Aeneas zu finden glaubte, oder eine Andeutung, dafs irgend ein mächtiger und grofser Fürst hier begraben sei. Doch ists nur ein natürlicher Hügel, obgleich er, wie diefs bei dieser Art Felsen gewöhnlich ist, das Ansehen eines künstlichen hat.

*) Baschi heifst auf Türkisch Haupt, Ursprung; Bun, Quelle; Bunar ist davon die Mehrzahl, Quellen.

Noch anziehender als die bisherigen antiquarischen Untersuchungen ist das, was Hr. Webb über die dermalige Naturbeschaffenheit dieses Landstriches sagt.

„In der glücklichen Temperatur des mittlern Asiens freut sich der Bewohner dieser Gegenden eines Winters, den die vom Mittelmeere kommenden Winde mildern, und eines Sommers, den die regelmäfsige Rückkehr der etesischen Winde mäfsigt, die von Homer so dichterisch unter dem Bilde des Boreas, der nach Thracien geht, beschrieben wurden. Seine üppigen Felder, seine fruchtbaren Thäler, der Ueberflufs an Wasser, die diese benetzten, alles vom quellenreichen Ida herströmend; die Mannichfaltigkeit des Bodens, der bald flach, bald bergig ist, die Fülle der Ströme, die Nähe des Meeres, die reizendsten Ansichten, kurz die ganze Lage des Landes ist der Art, dafs die Natur nichts zu wünschen übrig läfst. . . . . Nur der Mensch fehlt: „Desunt manus poscentibus arvis.“ Der Mangel der Bevölkerung hat den Segen der Natur in einen Fluch verwandelt; und diefs ist der Grund jener mörderischen Miasmen (Peststoffe), die in ganz Troas die Epidemie, welche Homer unter dem Bilde der vom Apollo abgeschossenen Pfeile darstellt, endemisch gemacht hat.“

„Der Anblick des Landes ist im höchsten Grade malerisch, und ruft stellenweise dem Engländer die Landschaften seines Vaterlandes ins Gedächtnifs. Diese Aehnlichkeit verdankt Phrygien vorzüglich den von grünen Hecken eingeschlos-

senen Feldern, und den hier und da ungleich zerstreuten Bäumen, die, allein oder in Gruppen vertheilt, dem Ganzen den Anschein eines Parkes geben. . . . . Eben so (wie in England) giebt es nur wenige Weinberge und fast durchaus ist das Land mit Getreide bestellt. Der untere Theil und das, was eigentlich als die trojanische Ebene gilt, ist von vielfältigen Erhöhungen und Vertiefungen unterbrochen (wir möchten es den Wellenschlag des Landes nennen), die, als ein Anhang der Schluchten des Ida sich sanft zum Meere hinabsenken. . . . . Gegen Dardania und Cebrenia hin erheben sich die Ketten des Ida über einander, mit unendlichen Tannenwäldern bekleidet. Mittelst der basaltigen Massen von Ballidagh vereinigen sich diese Ketten mit den Granitbergen hinter Alexandria, in deren Mitte sich jene kegelförmigen Spitzen erheben, die man weit her vom Meere aus sieht."

„So ist der erste Kreis geschlossen, der den Schauplatz der Ilias einschliefst. Hinter ihm liegt das fruchtbare Gebiet, das ehemals der Neandria zugetheilt war, und das Gebiet von Skepsis, das von der Cebrenia durch den Skamander geschieden ist. Früher scheint dieser Strom in diesem Thale einen langen See gebildet zu haben, bis irgend eine Natur-Umwälzung den prächtig malerischen Damm von Balli-Dagh durchbrach, durch dessen Rifs er jetzt in die trojanische Ebene eindringt. Noch weiter rückwärts schliefst die Kuppe des Kasdagh die Scene."

„Der Waldgürtel, mit dem dieser Berg umgeben ist, befindet sich noch heute in dem Zustande rauher Natur, in dem er zur Zeit des trojanischen Krieges war. . . . . Diese Wälder sind von Bären bewohnt, von Wölfen und Schakals, die ihre Beute, in Rudeln vereinigt, jagen. Selbst Tiger, wenn wir dem Volke der Umgegend trauen, lassen sich hier bisweilen sehen. Die Fläche wimmelt von Vögeln aller Art, und von mancherlei anderem Kleinwild. . . . . Wir waren Zeugen des jährlichen Zuges der lautschreienden Geschwader der Kraniche über das Land weg, auf die Homer so dichterisch anspielt, und die man hier gesehen haben muſs, um sich eine richtige Vorstellung von der Schönheit und Wahrheit seiner Gleichnisse zu machen."

„Der Nutzen, den die Wälder geben, beschränkt sich auf den Gewinn des Pechs. Die Einwohner von Koluri sind fast ausschlieſslich mit dieser Arbeit beschäftigt. Diese Bewohner des alten Salamis kommen jährlich in zahlreichen Schaaren hieher, und zum Lohn dieser schweren Arbeit sind sie frei vom Karetsch oder der Kopfsteuer der Rajahs oder christlichen Unterthanen."

„Die gewöhnlichen Tannen der idäischen Berge sind Pinus abies, picea und sylvestris in dem obern Gürtel, wozu noch eine Tanne kommt, die eine besondere Art, doch wenig verschieden von Pinus maritima, scheint. . . . In den untern Gegenden wächst in Menge die Pinus maritima, und näher den Küsten die P. halebensis, die, mit

ihren langen Nadeln der P. strobus gleichend, die Schönheit der Ansicht bedeutend hervorhebt. Vermischt mit den Tannen in den untern Theilen des Ida finden sich verschiedene Arten von Eichen: die Quercus robur, peduncu-lata, cerris, und um Kuschiunlu-Tepé eine sehr schöne Art mit tief eingeschnittenen Blättern, wahrscheinlich Quercus crinita. Durch diese Fülle von Tannen hat die Scene im Innern des Landes oft mit Tyrol Aehnlichkeit, und namentlich im obern Theile des Gheumbrek-Thales. Die Fläche und die niedern Hügel sind mit kleinern Bäumen bedeckt, und meist mit der so nützlichen Eichenart, welche die Galläpfel giebt (Quercus Aegilops), die sorgfältig gepflegt und unregelmäfsig über das ganze Land zerstreut, vor allen jene malerische Wirkung hervorbringt, deren ich erwähnte. Die Trümmer von Alexandria (Alexandria Troas) sind mit einem Walde dieser Bäume bedeckt, die wirklich besser in der Ebne und auf den nach Mittag gewandten granitischen Höhen zu gedeihen scheinen, als auf den brüchigen Felsspitzen der idäischen Bergschluchten. Dieser Baum, sich selbst und seiner natürlichen Entwickelung überlassen, wächst majestätisch wie die andern seines Geschlechts. Gewöhnlich aber nimmt er hier eine verkrüppelte Gestalt an, weil er jährlich mit Stangen zerprügelt wird, um die Früchte oder Galläpfel davon zu sammeln, die beim Gärben gebraucht werden und im Handel auch unter dem Namen Knopern bekannt sind. Die Frucht wird kurze Zeit vor ihrer Reife

gesammelt und, in grofse Haufen zusammengeworfen, erleidet sie eine Gährung, vermittelst welcher die Eichel sich von dem Kelche trennt, worauf sie an die Luft gebracht wird, und sobald sie trocken geworden, zum Gebrauche geschickt ist. Diefs ist ein Haupterzeugnifs von Troas, und wird jährlich in grofser Menge nach England ausgeführt." . . . .

Aufser den genannten giebt es hier noch Quercus infectoria und Q. coccifera, die aber selten höher als ein Strauch werden. Die erstere bringt die im Handel bekannten Galläpfel hervor, die ein Auswuchs in Form einer Nufs sind, den ein Insektenstich hervorbringt. Die andere, oder die Kermeseiche giebt die rothen Körnchen, welche zum Färben dienen. In Troas wird jedoch keines dieser Dinge weder beachtet noch gesammelt. Die Steineiche, Quercus Ilex, findet sich zuweilen in Gesellschaft der andern Arten.

Von andern hier wachsenden Pflanzen giebt Webb noch an: Dianthus juniperinus, (der im Oktober noch blühend auf der Höhe des Kasdagh gefunden wurde), Centaurea aurea (ebendaselbst); in ihrer Nachbarschaft ein sehr schöner purpurner Knoblauch; etwas tiefer unten: Crocus autumnalis, Colchicum autumnale und variegatum, Ophrys spiralis, Cytisus divaricatus, Amygdalus communis etc. Zwischen Bujuk-Bunar-Baschi und Aivaget entdeckte Webb eine Pflanze, die er für eine Abart von Amaryllis lutea

hielt; aber nach genauerer Prüfung fand er, dafs es nicht allein eine verschiedene Art (Species) war, sondern auch, dafs sie zu einer neuen noch nicht beschriebenen Gattung (Genus) gehörte.

Auch Schafheerden giebt es in Menge, deren Woll-Ertrag sich auf 4000 Oken (1 Oko = 2½ Pfund zu 12 Unzen) belaufen soll. Pferde, Büffel und Ochsen finden hier Nahrung. Häufig begegnet man langen Zügen von Kameelen, die Waaren nach Konstantinopel tragen; doch ziehen sie nur durch das Land durch und finden sich nirgends heimisch. Im Allgemeinen erinnert der Anbau des Landes an mehren Stellen an den Anblick der Campagna di Roma. Näher bei den Dörfern und besonders im Gebiete Hadim Oglus (des Pascha von Bairamitsche) ändert sich das Aussehen und dort erblickt man bedeutenden Gewerbfleifs. Auf den Feldern sieht man Frauen unverschleiert mit den Ihrigen arbeiten. Rings um die griechischen Dörfer gewinnt man in beträchtlicher Menge vortrefflichen Wein, besonders bei Giaur-Kevi und bei Yani-Kevi. Der schwarze Wein von Tenedos brauchte die Vergleichung mit französischem nicht zu scheuen, wenn er sorgfältiger behandelt würde. Man hat hier die schlechte Sitte nicht, die durch ganz Morea geht, mit dem Weine Harz oder Pech zu vermischen, damit er sich besser halte; diefs giebt ihm einen widrigen und für Ungewohnte unerträglichen Geschmack. . . . An den Ufern des Gheumbrek, und besonders im Dorfe dieses Namens, haben die

Türken selbst Weinreben, von deren Früchten sie eine Art Syrup machen, den sie Pennez nennen, oder eine andere süfse Speise; oder sie trocknen auch die Trauben an der Sonne und bewahren sie als Wintervorrath auf. Trauben und Wassermelonen und andere Früchte machen einen grofsen Theil ihrer Nahrung den Sommer hindurch aus. In ihren Feldern säen sie das Solanum melongena und das Sesanum orientale, aus dem sie ein herrliches Oel ziehen, und mit den Samenkörnern, vermischt mit dem Samen der Nigella damascena, bestreichen sie ihr Brod. Sie bauen auch den Hibiscus esculentus, so wie Erbsen, Bohnen, Linsen und andere Gemüsekräuter. Am einträglichsten sind Baumwolle, Getreide und Mais, dessen gelbliche Spielart am häufigsten ist. Auch einige Seidenwürmer zieht man. Bei der Behandlung der Feigen nehmen die Einwohner zu dem alten Kunstgriff der Caprification (des Insektenstiches, um die Reife zu befördern) ihre Zuflucht. Die Granatäpfel erlangen eine ungeheure Gröfse; überhaupt giebt es wenig Früchte, die nicht zur höchsten Vollkommenheit gelangten.

Was die geognostische Beschaffenheit der Gegend von Troas betrifft, so bildet sie einen Theil jener phlegräischen Felder Kleinasiens, deren die Alten so oft Erwähnung thun. Der Norden und Nordwesten des Landes bestehen aus Urgebirgen; aber der südlich vom Skamander liegende Theil ist vulkanischer Natur. Das Gebirge des Gargarus oder Kas-

dagh besteht aus Glimmerschiefer und Urkalk. In dem Letztern ist die Grotte, woraus der Skamander hervorbricht. Neugierige sind etwa bis 100 Klafter weit eingedrungen, ohne bis zu der eigentlichen Quelle gelangen zu können. Das Dorf Gheumbrek ist auf Basalt gebaut. Auch Serpentin wird hier und bis zum Kasdagh hinauf gefunden.

Alexandria ist auf einem grauen Granit erbaut, mit vorherrschendem Feldspath, der der ganzen Masse die Farbe giebt. Dieser Stein wurde bei den prächtigen Bauten dieser Stadt gebraucht. Noch liegen viele Säulen umgestürzt auf dem Ufer des Hafens etc. Dieser Granit nimmt das ganze Land hinter Alexandria gegen Osten bis zum Thale von Enè ein.

Auf dem Wege von Chemalli gerade durch nach Enè, ungefähr zwei Stunden von letzterem Orte, sind die Silbergruben, welche die Türken Maden-Magàra nennen. Das Gestein, woraus das Silber gewonnen wird, ist ein silberhaltiger Bleiglanz, der im Granit liegt. Als Webb am Hügel etwa 100 Klafter herabgestiegen war, befand er sich über einem vulkanischen Tufe, dem Säulen von Klingstein und zuletzt von Trachit folgten, der bis Enè anhielt. Viele Gründe bestimmten ihn zu dem Glauben, dafs dieser Granit von Alexandria von weit jüngerer Bildung sei als die alten Granite, welche nach Werners System die Reihe der Urgebirgsarten beginnen.

Das Thal von Bairamitsche, so wie die andern darein mündenden Seitenthäler, bestehen aus dem Flötzkalksteine von Troas. Verschiedene Hügelreihen dringen von Süden her hinein, alle trappartig und basaltig, abstammend von dem grofsen Mittelpunkte der alten Vulkane um Assus (das heutige Bairam), das man das Auvergne des nördlichen Asiens nennen könnte. Bei Mantaschà, ungefähr eine Stunde von Bairam, auf der Strafse von Aivagek, liegt ein zerstörtes Schlofs auf einem kleinen Berge, der an dem Flusse sich erhebt. Dieser Berg hat alle Anzeigen eines ausgelöschten Vulkans und Webb bemerkte in beträchtlicher Ferne gegen den Flufs hin einen Strom Trachitlava. . . . Obgleich der Vulkan nicht mehr thätig ist, so bemerkte Webb doch augenscheinliche Zeichen der innern Zerrüttungen des Bodens und der häufigen Erdbeben, denen diese Gegend unterworfen ist. Ein ungeheures Theater, unter der Akropolis in den Felsen gehauen und gegen das Meer abhängig, ist jetzt grofsentheils zerstört. Auf der Akropolis finden sich eine Menge Ueberreste altgriechischer Baukunst und Bildnerei, alle von Trachit; auch die noch wohlerhaltenen Stadtmauern sind aus grofsen Werkstücken von Trachit aufgeführt. . . . .

IX.

Die Länder am Nil.

Die Länder am Nil gehören unter diejenigen von Afrika, welche in der neusten Zeit am sorgfältigsten durchforscht worden sind, und wenn in Bezug auf Aegypten noch einige Dunkelheiten übrig seyn sollten, so ist diefs wenigstens nicht dem Mangel an Reisenden zuzuschreiben, welche diefs alte Land der Wunder zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht haben. Die meiste Ausbeute für Länder-, Völker- und Alterthumskunde haben insbesondere die letzten Jahre geliefert, wo es durch die Begünstignng, den regen Sinn für europäische Gesittung, und die kriegerischen Unternehmungen des jetzigen Vicekönigs von Aegypten, Mehemed Ali, einer grofsen Anzahl europäischer Reisenden möglich gemacht wurde, die Länder am Nil mit weit mehr Sicherheit und Leichtigkeit als in frühern Zeiten zu durchwandern, und selbst in Gegenden einzudringen, welche bisher noch nie der Fufs eines Europäers betreten hatte. Der nachstehende Aufsatz soll eine

Uebersicht der neusten Reisen nach diesen Ländern aufstellen, und das Merkwürdigste beschreiben, was in den letzten Jahren daselbst entdeckt oder sonst genauer bekannt geworden ist.

Von der Reise des preufsischen General Menu von Minutoli haben wir im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches Nachricht gegeben. Schon vor ihm hatte unter andern der Italiäner Belzoni nicht blofs Aegypten bereis't, sondern war auch bis Nubien vorgedrungen. Er gehört unter die verdienstvollsten Männer seines Faches. Wir verdanken seinem Scharfblick, seiner Forschungsgabe und seiner eisernen Beharrlichkeit, mit welcher er die gröfsten Schwierigkeiten zu besiegen wufste, nicht nur die merkwürdigsten Entdeckungen in Betreff der Alterthumskunde, sondern auch sehr schätzbare Kenntnisse von den jetzigen Einwohnern dieser Länder *).

*) Die Beschreibung seiner Reise erschien zuerst in London 1820, begleitet von einem aus 44 grofsen Kupferblättern bestehenden Atlas. Depping übersetzte sie, unter den Augen des Verfassers, aus dem Englischen ins Französische, und gab sie zu Paris heraus, woselbst auch 1823 die Uebersetzung einer in London erschienenen Bearbeitung dieses Reisewerks für die Jugend erschien, aus der wir unsere Kupfertafel entlehnt haben. Dr. Bran hat eine teutsche Bearbeitung im Auszuge in seinem Ethnographischen Archiv (Bd. XIII. 2tes Heft) geliefert. D. H.

Belzoni, der übrigens schon 1800 sein Vaterland verlassen, sich lange in England aufgehalten, und zuletzt die südlichen Länder Europas durchwandert hatte, reis'te im Mai 1815, in Begleitung seiner Gattin und eines irländischen Bedienten, von der Insel Malta ab und kam nach einer Fahrt von drei Wochen in Alexandrien an. Seine Hauptabsicht bei dieser Reise war, zweckmäfsige und wohlfeile Maschinen zur Bewässerung des Bodens in Aegypten, welche in diesem Lande noch unbekannt und doch so nöthig sind, zu errichten. Ungeachtet der Unterstützung, welche ihm der Pascha hierin zu Theil werden liefs, mifslang doch der Anschlag gänzlich. Belzoni hatte schon mit einer Menge von Ränken und Hindernissen zu kämpfen, noch ehe er die Maschine zu Subra, dem gewöhnlichen Hoflager des Pascha, unweit Cairo, aufstellen konnte. Als sie endlich fertig war und der erste Versuch damit gemacht werden sollte, mifsglückte dieser. Der Pascha hatte nämlich 15 Mann in das Rad treten lassen, worunter sich auch Belzonis Bedienter befand. Aber das Rad hatte sich kaum ein Mal umgedreht, als die übrigen 14, von Furcht ergriffen, heraussprangen. Dadurch gerieth das Rad in eine so schnelle Bewegung rückwärts, dafs es den Bedienten herausschleuderte und dieser ein Bein brach. Die anwesenden türkischen Zuschauer, so wie der Pascha selbst, sahen diesen gleich im Anfange sich ereignenden Unfall für eine üble Vorbedeutung an, und es kam von der ganzen Un-

ernehmung ab, ohne dafs Belzoni irgend eine Entschädi-
gung für die aufgewandten Kosten erhielt.

Belzoni wollte indefs Aegypten nicht verlassen, ohne
etwas Nützliches unternommen zu haben. Er fafste den Ent-
schlufs, den Nil so weit hinauf zu reisen, als es ihm mög-
lich seyn würde, miethete sich ein Fahrzeug, kaufte die nö-
thigen Lebensmittel ein, und begab sich zum englischen Con-
sul, Hrn. Salt, um durch diesen einen Firman oder Schutz-
brief vom Pascha zu erhalten. Hr. Salt war der Meinung,
das jetzige gute Vernehmen mit dem Pascha müsse benützt
werden, die bekannte Memnonsbüste bei Theben auf
dem Nil einzuschiffen, und nach England, zum Geschenk
für das brittische Museum in London, zu schaffen. Belzoni
bot sogleich seine Mitwirkung zu diesem Zweck an, erhielt
aufser dem gewünschten Firman noch Empfehlungsbriefe vom
Pascha an dessen Sohn Ibrahim, und vom Consul so viel
Geld, dafs er nicht nur die nöthigen Kosten zur Wegschaf-
fung der Memnonsbüste bestreiten, sondern auch andere Al-
terthümer, die ihm auf dieser Reise vorkommen dürften, ein-
kaufen konnte.

Am 5. Juli Abends kam Belzoni in Manfalut an
und traf hier den auf der Reise nach Cairo begriffenen Pascha
von Oberägypten, Ibrahim, den Sohn des Vicekönigs, an,
welcher die ihm überreichten Empfehlungsschreiben herab-
lassend empfing und Belzoni anwies, sie seinem einst-
weiligen Stellvertreter, dem Defterdar (Schatzmeister) von

Siut vorzulegen. Dieser Ibrahim, der künftige Beherrscher Aegyptens, wurde Belzoni als ein sehr grausamer Mann geschildert. Ein kurzes Verhör, aus wenigen Fragen bestehend, reicht bei ihm hin, einen wegen eines Verbrechens Angeklagten, zum Tode zu verurtheilen. Die Hinrichtung besteht darin, dafs der Unglückliche an die Mündung einer zu diesem Zweck eigends vorgerichteten Kanone gebunden und diese dann losgebrannt wird. Zwei Araber waren von einem Soldaten des Pascha beleidigt worden und hatten ihn getödtet. Sie wurden erst halb todt geprügelt und dann langsam am Feuer gebraten.

Am 6. kam Belzoni in Siut an. Ibrahims Arzt, ein Italiäner, Dr. Scotto, an den er Briefe hatte, suchte ihn von seinem Vorhaben abzubringen, indem er ihm die damit verknüpften unzähligen Schwierigkeiten herrechnete. Belzoni blieb bei seinem Vorsatz. Die Briefe an den Schatzmeister verschafften ihm eine höfliche Aufnahme, und dieser erliefs auf der Stelle die nöthigen Befehle an den Vorsteher (Cascheff) der Landschaft Erment. Gleich nach der Ankunft in Theben, am 22. Juli, begab sich Belzoni auf des linke Nilufer, und suchte die berühmte Büste, den Gegenstand seiner Reise auf, welche er mitten unter Trümmern des Körpers, von welchem sie vormals einen Theil ausgemacht, und des Stuhles, worauf dieser gesessen hatte, auffand. Die Werkzeuge, welche sich Belzoni bis jetzt zur Fortschaffung der Büste hatte verschaffen können, bestanden

in 14 Hebebäumen, 4 Decken, aus Palmblättern geflochten, und 4 Walzen. Aus 8 Hebebäumen wurde eine Trage gemacht. In einer der benachbarten Tempelhallen liefs sich Belzoni, zum Aufenthalte für sich, seine Frau und seine Leute, eine steinerne Hütte bauen, da der Nil zu weit entfernt war, als dafs man jeden Abend zu dem Fahrzeuge hätte zurückkehren können. Die Arbeiten mufsten unverzüglich begonnen werden, da die Zeit der gewöhnlichen jährlichen Ueberschwemmung herannahte, wo das ganze umliegende Land unter Wasser gesetzt wird.

Am 24. Juli begab sich daher Belzoni zum Cascheff von Erment, um von diesem Befehle an die Unterbeamten und 24 Araber als Arbeiter zu erhalten. Der Cascheff empfing den Firman des Schatzmeisters zu Siut zwar mit ungemeiner Ehrfurcht, und versprach auch Belzoni aufs möglichste zu unterstützen, meinte aber, es würde schwer seyn, so viel Arbeiter herbeizuschaffen, da die Erndte schon im Gange und die grofse Fastenzeit vor der Thüre sei. Belzoni liefs sich indefs dadurch nicht abweisen, sondern erneuerte seine Bitte und gab zu verstehen, dafs er für jede Unterstützung erkenntlich seyn werde. Der Cascheff versprach nun, gleich am folgenden Tage seinen Bruder auszuschicken, um die nöthigen Leute aufzutreiben.

Es erschien aber Niemand am folgenden Tage. Belzoni begab sich daher nochmals zum Cascheff, sagte aber blofs, er sei gekommen, eine Pfeife Tabak mit ihm zu rauchen

und stellte sich übrigens, als ob ihm an der Wegschaffung der Büste wenig gelegen sei. Als indefs das Gespräch ein Weilchen gedauert hatte, machte Belzoni dem Cascheff ein Geschenk mit etwas Schiefspulver und einigen Pfund Kaffeh. Diefs wurde gut aufgenommen und Belzoni wiederholte nun seine Bitte, erklärte aber auch zugleich, dafs, wenn der Cascheff sein Versprechen nicht hielte, er nichts weiter bekommen würde. Diese Worte machten den gehörigen Eindruck, und er fertigte sogleich einen Befehl an den Beamten zu Gurnah aus, Leute zur Arbeit herbeizuschaffen. Dieser versprach den pünktlichsten Gehorsam gegen die Befehle seines Vorgesetzten. Aber erst nach drei Tagen, als Belzoni gedroht hatte, auf der Stelle nach Cairo an den Vicekönig zu schreiben, schickte der Cascheff einige Fellahs *), welchen sich bald mehre anschlossen, die Belzoni bisher vergebens zu miethen gesucht hatte, da sie sich ohne Erlaubnifs der Beamten keine Arbeit zu übernehmen getrauten. Belzoni versprach jedem täglich 60 Paras (etwa 9 französische Sous oder 10 Kreutzer), womit sie sehr zufrieden waren; da sie beim Feldbau in der Regel kaum halb so viel verdienen konnten.

---

*) Ackerbau treibende und in Dörfern lebende Araber; die in der Wüste ohne feste Wohnsitze herumstreifenden, heifsen Beduinen.

D. H.

Die Arbeit wurde nun rüstig begonnen. Die Araber hatten es früher für unmöglich gehalten, die Büste wegzubringen; aber wie erstaunten sie nicht, als ihnen mittelst der Hebebäume unter Belzonis Anleitung das Werk wenigstens so weit gelungen war, dafs die Büste aufrecht stand! Sie hielten es für Zauberei, worin sie besonders dadurch bestärkt wurden, dafs sie sahen, wie Belzoni von Zeit zu Zeit Bemerkungen in seine Schreibetafel eintrug. Die Büste wurde nun auch auf die Tragbahre geschafft, und konnte so mittelst der Walzen weiter nach dem Flusse hin fortbewegt werden. Schon am 5. August war man damit an eine Stelle gelangt, über welche Belzoni so schnell als möglich wegzukommen suchte, weil er wufste, dafs sie binnen einigen Tagen vom Nil unter Wasser gesetzt werden würde. Am 6. Morgens fand er jedoch nur den Zimmermann und die Wachen daselbst, welche ihm sagten, der Beamte von Gurnah habe den Fellahs verboten, länger für die Christen zu arbeiten. Belzonis Verlegenheit war nicht gering, denn wenn die Büste nicht noch vor der Ueberschwemmung weggeschafft werden konnte, so wurde sie in Schlamm begraben, dessen Wegräumung neue Unkosten und Beschwerden verursachen mufste. Wie Belzoni später erfuhr, hatte der Beamte den Cascheff selbst auf den Gedanken gebracht, ihn die Büste bis zu dieser Stelle fortschaffen und dann stecken zu lassen, um so für immer alle Versuche zu vereiteln. Belzoni schickte sogleich zum Beamten und liefs ihn um die Ursache befra-

gen, warum die Leute nicht mehr arbeiten sollten. Er war indefs nach Luxor gegangen. Belzoni suchte ihn hier in Begleitung seines Janitscharen selbst auf und stellte ihn zur Rede; aber er suchte sich durch leere Ausflüchte zu entschuldigen. Anfangs versuchte Belzoni durch Nachgiebigkeit und Sanftmuth zum Zwecke zu kommen; aber der Beamte sah darin blofs Schwäche und Furcht, wurde nur desto trotziger, schimpfte auf die Italiäner und Engländer, wagte es endlich sogar, Hand an Belzoni zu legen, und zog, als dieser sich wehrte, den Säbel, um nach ihm zu hauen. Dazu liefs es aber Belzoni nicht kommen, sondern warf sich rasch über den Türken her, entwaffnete ihn, warf ihn zu Boden, und liefs ihn das Uebergewicht seiner Körperkräfte auf eine derbe Weise fühlen *). Diese Behandlung hatte den besten Erfolg. Der Beamte wurde auf der Stelle zahm und erklärte, er habe den Befehl wegen der Fellahs vom Cascheff selbst erhalten, dem er als blofser Unterbeamter gehorchen müsse.

Belzoni begab sich sogleich selbst nach Erment, um mit dem Cascheff zu reden; als er aber ankam, setzte man sich gerade zu Tische, und es war folglich keine Zeit, von

*) Belzoni ist ein Mann von ansehnlicher Leibeslänge und Körperstärke, und verdankte seinem gebietenden Aeufsern einen grofsen Theil des Gelingens nicht nur dieser, sondern auch seiner übrigen Unternehmungen.

D. H.

Geschäften zu reden. Indefs wurde er zum Essen eingeladen, und er nahm die Einladung an, um nach der Mahlzeit den schicklichsten Zeitpunkt abzuwarten, wo er sein Anliegen vorbringen könnte. Diese Gelegenheit fand sich endlich, aber der Cascheff sagte, jetzt sei es unmöglich, Arbeiter zu bekommen, indem die Fellahs für den Pascha auf den Feldern arbeiten müfsten. Belzoni erklärte nun, dafs wenn er von ihm keine Leute bekommen könne, er sich selbst welche in Luxor zu verschaffen suchen wolle. Dadurch würde ihm, dem Cascheff, aber das versprochene Geschenk entgehen. Zugleich machte er Anstalt zur Abreise, indem er erklärte, noch vor Einbruch der Nacht Luxor erreichen zu wollen. Der Cascheff bat ihn nun, nicht zu eilen, indem er ja mit den trefflichen englischen Pistolen, die er bei sich trüge, nichts zu befürchten habe. Allerdings, erwiederte Belzoni, (dem die Begierde des Cascheff nach den Pistolen nicht entging) seien diefs ein Paar treue und unentbehrliche Begleiter auf einer Reise durch Aegypten; aber sie ständen ihm zu Diensten, wenn er sie verlange; obschon er übrigens vor mehren Tagen nach Cairo geschrieben und ein Paar noch schönere zum Geschenk für ihn bestellt habe, die nächstens eintreffen müfsten. Der Cascheff klopfte ihn bei diesen Worten auf die Knie und sagte: „Wir wollen Freunde seyn!“ Auf der Stelle liefs er ihn einen neuen Firman ausfertigen, mit welchem sich Belzoni sogleich nach Gurnah zurückbegab, und auf dessen Vorzeigung in einer Stunde alle seine

Arbeiter wieder beisammen hatte. Am 12. August war die Büste glücklich am Ufer des Nils angelangt. Belzoni gab jedem Araber noch über seinen bedungenen Taglohn einen (türkischen) Piaster oder 12 Sous (13½ Kreuzer), womit sie sehr zufrieden waren, und welches sie auch verdient hatten. Er bemerkt bei dieser Gelegenheit, dafs europäische Arbeiter, bei der aufserordentlichen Sonnenhitze, es gewifs nicht ausgehalten hätten, eine so grofse Steinmasse blofs mittelst Hebel und Walzen, und auf einem sandigen Boden so weit fortzuschaffen. Besonders war er darüber erstaunt, dafs diese Leute gröfstentheils mit leerem Magen diese Arbeit verrichteten, indem es ihnen während der Fastenzeit nicht erlaubt war, vor Sonnenuntergang zu essen und zu trinken.

Die wirkliche Einschiffung der Memnonsbüste auf dem Nil konnte jetzt noch nicht vor sich gehen, da Belzoni erst ein tüchtiges Fahrzeug von Cairo den Flufs mufste herauf kommen lassen. Erst am 15. November, nachdem er unterdessen eine Reise den Nil weiter aufwärts, bis Nubien, gemacht, und die Büste, um sie vor den Beschädigungen der Ueberschwemmung zu schützen, mit einem Haufen Erde hatte bedecken lassen, gelang es ihm, unter unsäglichen Schwierigkeiten, welche ihm die Trägheit, Hinterlist und Habsucht der Ortsbeamten und des Cascheff entgegensetzten, diese Einschiffung zu unternehmen. Es waren 130 Arbeiter dazu nöthig. Die ganze ungeheure Steinmasse hatte ungefähr ein Gewicht von 240 Centnern, und es gab keine andere mecha-

gust war die
elzoni gab
aglohn einen
), womit sie
rdient hatten.
sche Arbeiter,
ſs nicht aus-
nittelst Hebel
weit fortzu-
daſs diese
beit verrich-
nicht erlaubt
ken.
ste auf dem
elzoni erst
nuſste herauf
em er unter-
is Nubien,
digungen der
n Erde hatte
hen Schwie-
nd Habsucht
, diese Ein-
er dazu nö-
ngefähr ein
dere mecha-

Tab VI

A

B

G. Hetler fc.

A Fortschaffung der Memnons-Büste.
B Ausgrabung des Tempels zu Ipsambul

Zu Sommers Taschenbuch 1824

nisc
Orte
Fufs
volll
Bloc
dass
Bel
ben
nuar
nach

war,
Reise
grabu
er be
hier,
rückl

in N
Dei
seine
gende
hatte
dafs
dadur
fen S

nische Hilfsmittel, als Hebebäume und Walzen. Von dem Orte, wo die Masse lag, bis zum Flufsbette waren über 100 Fufs. Am 17. November war das schwere Werk glücklich vollbracht. Die Araber hatten sich fest eingebildet, dafs der Block, sobald er in das Fahrzeug gekommen seyn würde, dasselbe versenken würde. Ihre Erwartung blieb unerfüllt. Belzoni segelte voll Freuden am 21. November von Theben ab, langte am 15. Dezember zu Cairo und am 14. Januar 1818 zu Alexandrien an, von wo die Büste dann nach England gebracht wurde.

Als dieses Unternehmen glücklich zu Stande gebracht war, eilte Belzoni nach Cairo zurück, um eine neue Reise nach Nubien zu unternehmen und dort mehre Nachgrabungen nach Alterthümern zu veranstalten, deren Spuren er bereits auf der vorigen Reise entdeckt hatte. Wir müssen hier, um des Zusammenhanges willen, zu der letztern zurückkehren.

Belzoni war in der ersten Hälfte des Septembers 1816 in Nubien angekommen. Bei der Stadt Farras, oberhalb Deir, der Hauptstadt von Nieder-Nubien, hielt er mit seinem Fahrzeug an, um den am östlichen Ufer des Nils liegenden Tempel von Ibsambul zu besehen. Der Wind hatte von Norden her eine solche Menge Sand herangeweht, dafs die ganze Vorderseite davon bedeckt und der Eingang dadurch verschüttet worden war. Nachdem man einen Haufen Sand vom obern Theile des Gebäudes weggegraben hatte,

entdeckte man daselbst den Kopf eines in Stein gehauenen Sperbers, aus dessen Stellung Belzoni vermuthete, dafs er gerade über der Pforte angebracht seyn möge. Die Gröfse dieses Kopfes, der aus dem Sande nur bis an den Hals hervorragte; liefs auf eine wahrscheinliche Gröfse des ganzen Vogels von mehr als 20 Fufs Länge schliefsen. Belzoni berechnete ferner, dafs das grofse Thor des Tempels ungefähr 35 Fufs unter dem Sande liegen müsse. Eine solche Masse von Sand wegzuschaffen war ein äufserst schwieriges Unternehmen, zumal da Belzoni hierbei nur auf den Beistand von Eingebornen rechnen konnte, die nicht allein mit solchen Arbeiten ganz unbekannt, sondern auch gar nicht gewohnt waren, um Tagelohn zu arbeiten. Denn der Gebrauch des Geldes war, wie wir sogleich aus dem Folgenden sehen werden, hier zu Lande noch ganz unbekannt. Gleichwohl beschlofs Belzoni einen Versuch zu machen, und er begab sich zu dem Ende noch am nämlichen Tage nach Ibsambul, um den dortigen Cascheff Osseyn, an den er Empfehlungen hatte, aufzusuchen und die nöthigen Leute zur Arbeit zu erhalten.

Dieser war gerade abwesend, und Belzoni traf blofs seinen Sohn Daud an, der gleichfalls Cascheff und schon an 50 Jahre alt war. Er fragte Belzoni um den Zweck seiner Reise, welcher ihm hierauf erwiederte, er hätte einen Brief an seinen Vater und seine Absicht sei, alte Steine aufzusuchen. Daud lachte darüber und meinte, Belzoni besitze gewifs

die Kunst, aus diesen Steinen Gold zu machen. Dieser glaubte am besten zu antworten, wenn er sagte, die Steine, welche er suche, seien Bruchstücke von Kunstwerken, die dem alten Volke des Pharao gehört hätten, und die die Engländer jetzt hervorsuchten, um aus den Inschriften zu erfahren, ob sie vielleicht von jenem Volke abstammten. Daud fragte ihn nun, wo er solche Steine aufzufinden hoffte. Belzoni nannte den Tempel von Ibsambul und äufserte zugleich den Wunsch, zur Wegschaffung des Sandes hinlängliche Arbeiter zu bekommen, denen er für ihre Mühe Geld zu geben versprach. „Von welchem Gelde redet ihr?“ erwiederte Daud; „ist es solches von Mehemed Pascha zu Cairo? Was sollen wir damit machen? Wir können ja nichts dafür kaufen.“ Belzoni sagte ihm, er könne es nach Assuan schicken, und dafür Durrah einkaufen. „Aber,“ entgegnete Daud, „dann wird man das Geld dort behalten und uns keinen Durrah schicken.“ Belzoni überzeugte sich jetzt, dafs diese Leute wirklich den Gebrauch des Geldes nicht kannten, sondern nur mit dem Tauschhandel bekannt waren, indem sie Durrah und Salz gegen Datteln eintauschen. Belzoni zog einen Piaster aus der Tasche und suchte ihnen begreiflich zu machen, was sie für Vortheile davon haben würden, wenn sie diefs Geld bei sich einführten. Daud meinte aber, diefs ginge doch nicht an, denn diejenigen, welchen es dann in Nubien nicht mehr gefiele, würden ihre Kühe und Ziegen verkaufen und nach Aegypten auswan-

dern. Er hatte Freimüthigkeit genug, diese Bemerkung in Gegenwart seiner von ihm hart bedrückten Unterthanen zu machen. Einer von diesen nahm den Piaster in die Hand, und fragte, was man denn für so ein Stückchen Metall bekäme. Belzoni sagte, er solle nur zu seinem Schiffe gehen, wo er so viel Durrah bekommen werde, dafs er drei Tage davon leben könnte. Sogleich lief der Mann hin und brachte nach einigen Minuten die angegebene Menge in einen Lappen gewickelt mit, welche er dort wirklich, in Folge einer vorherigen Anordnung Belzonis, für den Piaster erhalten hatte. Diefs machte einen günstigen Eindruck auf die Leute, und sie liefsen sich nun willig finden, für ein Tagelohn von zwei Piastern zu arbeiten.

Nach einer Menge von Weitläuftigkeiten (indem nicht nur die Erlaubnifs des alten Cascheff Osseyn eingeholt werden mufste, sondern auch die gedungenen Arbeiter wieder wankelmüthig wurden und mehr Bezahlung verlangten, was aber Belzoni standhaft ausschlug und erklärte, lieber das ganze Vorhaben aufzugeben, auch schon Anstalten zur Abreise machte) konnte endlich die Arbeit begonnen werden; aber die Menge des wegzuräumenden Sandes war so grofs, dafs es, um bis zu dem eigentlichen Eingange des Tempels zu dringen, ungeachtet an 80 Arbeiter täglich angestellt waren, doch viel längere Zeit gebraucht haben würde, als Belzoni Anfangs geglaubt hatte. Ein noch wichtigeres Hindernifs war, dafs das Geld nicht auszureichen drohte. Er liefs daher die

gemachte Bresche durch ein tüchtiges Pfahlwerk gehörig sichern, und sich vom Cascheff, — versteht sich, gegen ein angemessenes Geschenk — versprechen, dafs er bis zu Belzonis Rückkunft Niemanden zu den von ihm begonnenen Ausgrabungen zulassen wolle. Hierauf ging er den Nil wieder hinab, um die Einschiffung der Memnons-Büste zu besorgen.

Die Rückreise nach Nubien erfolgte im Februar 1817. Belzoni liefs diefs Mal seine Gattin in Cairo zurück und nahm einen Herrn Beechey, Secretär des englischen Consuls, mit. Aufserdem bestand sein Gefolge noch aus einem griechischen Bedienten, einem Dolmetscher, einem Janitscharen, den ihm der Vicekönig mitgab, und einem Koch. Der Janitschar wurde indefs nach einigen Tagen wegen seines schlechten Betragens wieder nach Hause geschickt. Die Reise ging Anfangs zu Wasser, nämlich den Nil aufwärts. Unterwegs aber erfuhr Belzoni zu Eraramun von einem dort ansäfsigen Engländer, Namens Brine, der mit glücklichem Erfolg die Zucker-Raffinerie in Aegypten eingeführt hat, dafs bereits vor Belzonis Ankunft zwei Agenten des französischen Consuls Drovetti zu Cairo, (mit denen er schon bei der Memnonsbüste zusammengekommen war, und die sein Unternehmen mit neidischen Augen betrachtet hatten) hier durchgereis't und sich eiligst zu Pferde, um schneller fortzukommen, nach Theben begeben hätten. Belzoni sah ein, dafs ihre Absicht sei, ihm zuvorzukommen, und Alles, was

etwa die Fellahs in der letzten Zeit entdeckt hätten *) an sich zu kaufen, damit ihm nach ihrer Aernte bloſs das Aehrenlesen übrig bleibe. Er beschloſs daher, ihnen zuvorzukommen, miethete sich ein Pferd und einen Esel, nahm bloſs den Bedienten mit, lieſs Beechey beim Gepäck im Fahrzeuge zurück, und machte sich noch mitten in der Nacht auf den Weg. Nach einem der allerbeschwerlichsten Ritte kam er am fünften Tage Abends in Luxor (bei Theben) an.

Unterwegs begegnete Belzoni zwischen Siut und Tahta, einem Trupp Reiterei, welcher aus Beduinen der Wüste bestand. Sie waren eben auf dem Wege nach Cairo, um beim Vicekönig Dienste zu nehmen, der kein anderes Mittel sah, sich dieser Räuberhorden zu entledigen, als sie zu hohem Sold anzuwerben, um ihn auf seinen Kriegszügen zu begleiten. Dieſs Auskunftsmittel, bemerkt Belzoni, ist ihm auch so wohl gelungen, daſs fast alle junge Beduinen jetzt in seinem Dienste sind und in der Wüste sich bloſs Greise und Weiber befinden, Aegypten daher von den sonst fortwährenden Einfällen und Plünderungen dieser Landcorsaren befreit ist.

*) Die Fellahs haben sich in dem letzten Jahrzehend, seitdem sie gesehen haben, mit welcher Begierde Europäer aller Nationen ägyptische Alterthümer aufsuchen, selbst auf dergleichen Nachgrabungen gelegt, und verkaufen jetzt für ihre eigene Rechnung den Reisenden Mumien, Sarkophage, Steintrümmer u. dgl.

D. H.

Zum Unglück waren alle diese mühseligen Anstrengungen Belzonis vergebens. Durch Nachlässigkeit des Dolmetschers hatte der Schatzmeister in Siut die Geschenke nicht erhalten, welche ihm schon früher von Cairo aus hatten zugesendet werden sollen. Belzonis Gegner, die vorerwähnten beiden Franzosen, wufsten den Verdrufs des Schatzmeisters darüber so zu ihrem Vortheil zu benützen, dafs sie allein die Begünstigten waren. Belzoni liefs sich indefs durch alle diese und noch andere Unannehmlichkeiten nicht muthlos machen, sondern beschlofs, andere Ausgrabungen zu Gurnah und Carnak zu bewerkstelligen.

Diese Arbeiten brachten Belzoni in genaue und vielfache Berührungen mit den Fellahs, die er daher besser als die früheren Reisenden kennen zu lernen Gelegenheit hatte. „Wenn man in Europa wüfste," — sagt er — "mit welcher elenden Menschenrace die Reisenden, welche auf Auffindung von Alterthümern ausgehen, in Aegypten zu thun haben, und wie schwer es ist, von der Habgier und Gewinnsucht dieser Halbwilden etwas zu erlangen: so würden sie das, was aus diesem Lande herausgeschafft wird, schon darum höher schätzen. Besonders sind diese Schwierigkeiten grofs, wenn man mit den Fellahs von Gurnah zu thun hat. Diese rühmen sich, die unabhängigsten Einwohner Aegyptens zu seyn, und niemals die Oberherrschaft weder der Mamelucken noch der Franzosen, noch selbst des Paschas von Cairo anerkannt zu haben. Diefs ist auch in der That der Wahrheit gemäfs.

Obgleich man sie grausam verfolgt hat, so dafs ihre Anzahl von 3000 auf 300 herabgekommen ist, so haben sie sich doch in ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln zu behaupten gewufst. Den Bezirk von Gurnah bildet eine fortlaufende Kette von Felsen, ungefähr 2 engl. Meilen lang, die sich östlich von der hunderttthorigen Stadt (Theben) am Fufs der Bergkette, die das Nilthal von der Wüste scheidet, hinzieht. In diesen Felsen befinden sich die künstlich eingehauenen Grabmähler der alten Bewohner Thebens, und am Eingang dieser Gräber wohnen jetzt die Fellahs von Gurnah. Man kann diese Katakomben weder mit Steinbrüchen, noch gewöhnlichen Minen vergleichen; sie sind von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit und überhaupt noch wenig bekannt, da die meisten Reisenden sich begnügen, den Theil von ihnen zu besuchen und zu beschreiben, zu welchen man ohne weitere Schwierigkeit gelangen kann. . . . . In jene Grabgewölbe aber ist das Eindringen mit den gröfsten Hindernissen verbunden. Die Luft darin ist erstickend heifs, und ein feiner Staub, verpestet durch die Ausdunstungen Tausender von verfaulten Leichnamen, erhebt sich unter den Füfsen des Reisenden, wird aller Vorsicht ungeachtet, zum Theil eingeathmet und hemmt die Verrichtungen der Lunge. Auch die Gänge, die in den Felsen selbst führen, sind so mit Mumien oder durch herabgefallenen Sand verstopft, dafs man oft auf dem Bauche liegend fortkriechen mufs, bis man durch die oft 150 Klafter langen Corridors zu den eigentlichen Grabhöhlen gelangt, in

denen die Mumien zu Hunderten, ja zu Tausenden, über einander aufgehäuft sind. Der Anblick dieser letzten Schlupfwinkel ist Grausen erregend. Die Haufen von Leichnamen, mit welchen man umgeben ist; die Schwärze der Wände und des Gewölbes; das schwache Licht von den Fackeln der Araber, welche, abgezehrt und mit Staub bedeckt, selbst wie die Mumien aussehen, die sie den Reisenden zeigen; die Entfernung, in der man sich dort von der übrigen bewohnten Welt befindet: alles diefs vereinigt sich, in der Seele eines Europäers Schauder zu erregen. Ich war öfters in diesen Höhlen, befand mich aber Anfangs stets bei der Rückkunft fast unwohl, und obgleich ich mich nach und nach an die Beschwerlichkeiten und den furchtbaren Anblick, den jene Gewölbe darbieten, gewöhnte: so machte doch der ganz feine, fast unsichtbare Staub, welcher sich aus der Zersetzung und Verwesung der eingebalsamten Leichname entwickelt, jedes Mal auf alle meine Sinne, besonders auf den des Geruchs, obschon dieser bei mir sehr stumpf ist, den unangenehmsten Eindruck. Auch erhebt sich dieser Staub schon bei der leisesten Berührung zu dichten Wolken, so dafs man oft Viertelstunden lang auf einer Stelle stehen bleiben mufs, bis er sich wieder zertheilt hat. Die Gänge zwischen den einzelnen Höhlen sind übrigens auch so mit Mumien über und über vollgestopft, dafs man oft keinen Schritt thun kann, ohne dafs das Gesicht mit dem Gesichte eines alten Aegypters in Berührung kommt." . . . .

„Die Fellahs von Gurnah leben am Eingange derjenigen von diesen Höhlen, welche sie bereits geöffnet haben, und haben sich daselbst sowohl für sich Wohnungen, als auch für ihre Kameele, Ochsen, Schafe, Ziegen und Hunde Ställe eingerichtet. Wahrscheinlich ist ihre geringe Anzahl Ursache, dafs sich die Regierung um diefs Völklein gar nicht bekümmert; so viel ist wenigstens gewifs, dafs Gurnah in ganz Aegypten der am wenigsten disciplinirte Ort ist. Diese Fellahs haben eigentlich fast gar keine Religion und auch keine Moschee; und ob es gleich in der Nähe dieser Gräber einen grofsen Ueberflufs an Mauersteinen giebt, so haben sie doch nie ein Haus gebaut. Früher nährten sie sich gröfstentheils vom Ackerbau, den sie auf dem kleinen Landstrich zwischen ihren Felsen und dem Ufer des Flusses trieben. Neuerdings aber haben sie denselben meistens aufgegeben, indem sie es für vortheilhafter fanden, sich auf den Handel mit Alterthümern zu legen, und sie nehmen daher jetzt den Spaten selten in einer andern Absicht zur Hand, als um Ausgrabungen zu bewerkstelligen. Die Reisenden haben sie aber gleich Anfangs sehr verwöhnt, indem sie ihnen viel mehr Geld für die aufgefundenen Alterthümer zahlten, als sie erwartet hatten. Diefs hat ihre Habsucht sehr rege gemacht, und sie verlangen jetzt für jene Gegenstände, besonders für Papyrusrollen, ganz ungeheure Summen. Mehre von ihnen haben sich auch bereits ein so ansehnliches Vermögen erworben, dafs sie es abwarten können, bis ein Reisender kommt, der

ihnen für ihre Alterthümer so viel zahlt, als sie verlangen."

„Die Lebensart dieser Fellahs lernte ich dadurch viel genauer als andere Reisende kennen, dafs ich mich mitten unter ihnen, ebenfalls am Eingange eines von jenen Gräbern, anfäfsig machte, weil es mir zu weit war, alle Abende nach Luxor zurück zu kehren. Sie haben gewöhnlich den Raum zwischen dem ers[illegible] zweiten Eingang des Grabmahls inne, und erleuchten denselben durch [illegible]ne kleine Lampe, die sie mit Schafinselt oder ranzigem Oel unterhalten, und welche nur einen matten Schimmer auf diesen Schauder erregenden Aufenthaltsort wirft. Eine Strohmatte, auf dem Boden ausgebreitet, ist der einzige Gegenstand von Bequemlichkeit, der sich dort findet; ich selbst mufste mich damit begnügen, so oft ich die Nacht bei diesen Höhlenbewohnern zubrachte. Bei dieser Gelegenheit hatte ich oft Anlafs, mich sehr darüber zu freuen, diesen Aufenthalt gewählt zu haben. Denn die Araber brachten mir Abends, wenn wir bei einander safsen und von Alterthümern sprachen, oft von den Letztern sehr merkwürdige Stücke herbei, die ich ihnen sogleich abkaufte. Ich war stets sicher, dort zum Abendessen wenigstens Milch und Brod zu treffen; wenn sie aber im voraus wufsten, dafs ich die Nacht bei ihnen zubringen würde, so schlachteten sie einiges Geflügel und brateten dasselbe in einem kleinen Backofen, den sie mit Stücken von den Särgen der Mumien, oder mit den Gewändern, zuweilen sogar mit den Gebeinen der

Todten heizten. Man sitzt dort oft mitten unter Hirnschädeln und Knochen, die vielleicht den Zeitgenossen der Ptolemäer angehörten, und der Araber, der jetzt in diesen Gräbern haus't, macht sich kein Gewissen daraus, sie zu seiner Haushaltung zu verbrauchen." . . .

Belzoni konnte, da der Schatzmeister (Defterdar) von Siut gegen ihn eingenommen war, seine Nachgrabungen zu Gurnah nicht weiter fortsetzen lassen, und mufste sich einstweilen mit dem begnügen, was er bis jetzt eingesammelt hatte. Er ging daher nach Ibsambul, um dort die Aufgrabung des Tempels zu vollenden, die er im vorigen Jahre begonnen hatte.

Als Belzoni den Cascheffs seine Ankunft hatte melden lassen, kam erst ein Bote von denselben an, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob er auch wirklich die nämliche Person sei, die im vori a Jahre hier gewesen wäre. Einige Tage später kamen die Cascheffs selbst an, und erlaubten, nachdem sie ein Paar schöne Flinten, Pulver und Kugeln, Tabak und Seife zum Geschenk erhalten hatten, die Fortsetzung der Arbeiten.

Am Morgen des 1. August hatte Belzoni endlich das Vergnügen, die Frucht seiner Anstrengungen einzuärnten, indem er den Eingang des Tempels öffnete und der Erste ein Denkmahl des Alterthums betrat, das mit den schönsten, welche Aegypten aufzuweisen hat, wetteifern kann. Beim ersten Anblick erstaunten er und seine Begleiter hauptsächlich über die un-

geheure Ausdehnung dieses Gebäudes; noch mehr aber wurden sie durch die prachtvollsten Kunstwerke aller Art, mit welchen sie sich umringt sahen, in Erstaunen gesetzt.

Zuerst traten sie in ein Gemach, welches 57 Fuſs lang und 52 Fuſs breit war. Es ward durch eine Reihe von viereckigen Säulen gestützt, auf deren Seiten, so wie an den Wänden, sich schöne Hieroglyphen befanden, die sowohl in Hinsicht der Ausführung als der dargestellten Gegenstände in einem bessern, oder wenigstens kühnern Styl als die ägyptischen, verfertigt waren. Die Gemälde und Bildhauerarbeiten stellten theils Gefechte, theils Belagerungen fester Städte, Triumphe, die über die Aethiopier davon getragen worden waren, Opferfeste u. dgl. vor. Mehre Säulen hatten durch die ungeheure Wärme (gegen 45° Reaum.) gelitten, welche in diesem Gebäude herrschte.

Aus dem ersten Saal gelangte man in einen zweiten, welcher 37 Fuſs breit, 25½ lang und 22 hoch war. Die Wände waren, so wie vier groſse viereckige Säulen, die ihn stützten, ebenfalls mit schönen und gut erhaltenen Hieroglyphen bedeckt. Am Ende dieses Saals befand sich ein dritter, weniger lang, aber ebenfalls 37 Fuſs breit; und von hier kam man in das eigentliche Heiligthum, von welchem aus dann eine Pforte in noch mehre kleinere, 8 Fuſs lange und 7 Fuſs breite Gemächer führte; u. s. w. Unter den Malereien, mit welchen die Wände bedeckt sind, zeichnen sich folgende aus. Erstlich eine Gruppe äthiopischer Kriegsgefangener, auf

der westlichen Wand der grofsen Gallerie; sodann auf eben dieser Wand ein Krieger, der mit seiner Lanze einen Feind durchbohrt, während ein anderer schon getödteter zu seinen Füfsen darniedergestreckt liegt; ferner die Erstürmung eines festen Schlosses, östlich vom ersten Eingang.

Von aufsen bietet dieser Tempel einen nicht minder Ehrfurcht gebietenden Anblick dar. Die Vorderseite dehnt sich in einer Breite von 117 Fufs aus, und hat eine Höhe von 86 Fufs; zwischen der Höhe des Gesimses und der des Thores zählt man 66½ Fufs; das Thor hat eine Höhe von 22 Fufs. Den Eingang zieren vier ungeheure sitzende Gestalten. Aufser der grofsen Sphinx bei Cairo, die sich zu ihnen wie 3 zu 2 verhält, sind diefs die gröfsten Bildsäulen, die es in Aegypten giebt. Von der Schulter bis zum Ellbogen sind 15½ Fufs; die Ohren sind 3½, das Gesicht 7, der Bart 5½ Fufs lang; die Breite zwischen den Schultern ist 25 Fufs 4 Zoll; die ganze Höhe 51 Fufs, die Hauptbedeckung ungerechnet, welche allein 14 Fufs hoch ist. Indefs war es den Anstrengungen Belzonis bis damals erst gelungen, nur zwei dieser Riesengestalten vollständig auszugraben; die dritte war noch mit Sande bedeckt, und die vierte umgestürzt. Ueber dem Thor sieht man eine andere riesenmäfsige Gestalt von 20 Fufs Höhe, die den Osiris vorstellt. Der ganze Tempel war zu zwei Drittheilen mit Sand verschüttet, welcher bis zu 31 Fufs tief weggeräumt werden mufste, bevor man an den Eingang gelangen konnte. Er ist ganz in einen Felsen

gehauen, und zwar ist diefs das letzte Gebäude dieser Art, das man von Aegypten aus in Nubien antrifft. Von Wady Halfa, oder dem zweiten Nilfall, in Nubien, ist dieser Tempel etwa 1½ Tagreisen entfernt. Belzoni brauchte 22 Tage zur Oeffnung des Eingangs, 6 Tage ungerechnet, die er schon das Jahr vorher dazu verwendet hatte.

Noch glänzender waren die Erfolge von Belzonis Nachforschungen in dem Thale von Beban el Maluk, hinter den Bergen von Gurnah, wohin er sich auf der Rückreise von Ibsambul begab.

Das Thal von Beban el Maluk fängt bei Gurnah an, und zieht sich von hier südöstlich und dann nach Süden hin. Es theilt sich in zwei Hälften, von deren östlicher das Ende fünf Meilen vom Nil entfernt ist; die andere ist von Gurnah durch die Felsenkette getrennt, über welche man, auf dem Wege von Theben aus, steigen mufs. In diesem Theile befinden sich die in die Felsen gehauenen Gräber der alten Könige von Theben. Herodot (der etwa 450 Jahr vor Christus Geburt Aegypten bereis'te) erfuhr von den ägyptischen Priestern, es seien mehr als 40 solcher Gräber hier vorhanden. Zu Strabos Zeiten (ungefähr um Christus Geburt) kannte man kaum noch die Hälfte davon. Gegenwärtig zählt man überhaupt 9 oder 10 Gräber vom ersten Rang, und 4 oder 6 von einem niedrigern. Belzoni konnte nur 10 oder 11 von den bereits entdeckten und geöffneten für eigentliche Grabmähler von Königen anerkennen.

Ungeachtet in diesem Thale schon so viele Nachforschungen angestellt und so viele merkwürdige Entdeckungen gemacht worden sind, glaubte doch auch Belzoni, im Vertrauen auf seinen durch Uebung geschärften Blick, der ihn schon öfters so glücklich, gleichsam instinktartig auf die richtige Spur gebracht hatte, noch etwas Neues auffinden zu können. Seine Erwartungen täuschten ihn nicht. Nach mehren minder bedeutenden Ausgrabungen hatte er am 16. Oktob. das Glück, eine Entdeckung zu machen, die ihn, wie er sich selbst ausdrückt, für alle bisher gehabte Mühen und Beschwerden vollständig belohnte. „Ich sehe diesen Tag" — sagt er — „als einen der glücklichsten meines Lebens an, und diejenigen, die aus Erfahrung wissen, was es heifst, in einer langdauernden und schwierigen Unternehmung endlich zum gewünschten Ziele zu gelangen — diese allein werden sich die Freude vorstellen können, die ich empfand, als es mir glückte, zuerst unter allen jetzt auf der Erde lebenden Menschen in eines der gröfsten und schönsten Denkmähler des alten Aegyptens zu kommen; in ein Denkmahl, welches bisher für die Welt so gut als gar nicht vorhanden war, und welches sich so vortrefflich erhalten hat, dafs man versucht seyn könnte, zu glauben, es sei eben erst vollendet worden."

Es fehlt uns an Raum, um die vollständige Beschreibung dieses prachtvollen Grabmahls mittheilen zu können. Man gelangte zuerst in einen Gang (Corridor) von 36 Fufs Länge,

$8\frac{3}{5}$ Fuſs Breite und $6\frac{3}{4}$ Fuſs Höhe, dann zu einer Treppe von 23 Stufen, an deren unteres Ende ein zweiter Gang von $37\frac{1}{4}$ Fuſs Länge anstieſs. Am Ende desselben war eine Vertiefung oder eine Art Graben, über welche die Fellahs zwei Balken legten, so daſs man durch eine gegenüber an der Wand angebrachte Oeffnung in einen schönen Saal gelangte, welcher $27\frac{1}{2}$ F. lang, $25\frac{5}{6}$ F. breit und von 4 Pfeilern gestützt war. Am Ende desselben befand sich ein anderer Saal von $28\frac{1}{6}$ F. Länge und $25\frac{1}{2}$ F. Breite. Links aus dem erstern Saal führte eine Treppe von 18 Stufen zu einem zweiten Gange von $36\frac{1}{2}$ F. Länge und 7 F. Breite, an dessen Ende man wieder 10 Stufen hinabsteigen muſste, um in einen dritten Gang zu gelangen, der 17 F. lang und $10\frac{1}{2}$ F. breit war, und wieder in einen kleinen Saal von $20\frac{1}{3}$ F. Länge und $13\frac{2}{3}$ F. Breite führte. Auf diesen folgte ein zweiter gröſserer Saal von $37\frac{1}{4}$ F. Länge und $26\frac{5}{6}$ F. Breite. An beiden Seiten desselben befanden sich zwei kleine Zimmer, jedes von 10 F. Länge und 6 Fuſs Breite. Dicht an diesen Saal schloſs sich ferner ein etwas kleinerer und gewölbter an, so daſs eigentlich, da man nur Eine Stufe in den letztern herabzusteigen hatte, beide Säle ein Ganzes ausmachten. Am Ende des zweiten gelangte man durch eine groſse Thür in einen $45\frac{1}{3}$ F. langen und $17\frac{1}{2}$ F. breiten Saal, in dessen Mitte ein Sarkophag stand, der, nach Belzonis Bemerkung, in der ganzen Welt nicht seines Gleichen haben dürfte. Er war 9 Fuſs 7 Zoll lang, und 3 Fuſs 7 Zoll breit, und aus dem schönsten orien-

talischen Alabaster verfertigt. Da seine Dicke nur 2 Zoll betrug, so war er durchsichtig, wenn man hinter seine Wände ein Licht stellte. Sowohl von innen als von aufsen war er mit Bildhauerarbeit bedeckt, welche aus Hunderten von kleinen nur 2 Zoll hohen Gestalten bestand und nach Belzonis Dafürhalten den ganzen Leichenzug bei dem Begräbnifs des Todten, für den der Sarkophag bestimmt war, vorstellt. Belzoni hat dieses prachtvolle Kunstwerk des Alterthums mit nach England zurückgebracht. Leider fehlte der Deckel, der früher weggenommen und zertrümmert worden war, und von dem Belzoni einige Ueberbleibsel am Eingange des Grabmahls aufgefunden hatte. Unterhalb dieses Sarkophags befand sich eine Treppe, die in einen unterirdischen Gang von 300 Fufs Länge führte. Weiter in demselben vorzudringen war nicht möglich, weil er ganz und gar verschüttet war. Wahrscheinlich hatte er zu einem Ausgange auf der andern Seite des Hügels gedient, und war nach der Beisetzung des Todten absichtlich verschüttet worden. Auch an den Eingängen fast aller Säle fanden sich deutliche Spuren, dafs sie früher mit grofsen Steinblöcken verdeckt gewesen, diese aber gewaltsam durchbrochen uud die Säle selbst ausgeplündert worden waren. Diefs mochte aber wohl schon in der ältesten Zeit und von Solchen geschehen seyn, die um das Geheimnifs wufsten und die Eingänge kannten.

Alle diese Säle, Gemächer und Gänge waren mit den prachtvollsten Bildhauerarbeiten und Gemälden verziert, wel-

che letztere zum Theil noch so frisch aussahen, als wären sie so eben erst aus den Händen des Malers hervorgegangen. Belzoni gab den einzelnen Abtheilungen besondere Namen, z. E. Vorhalle, Gemälde-Saal, Saal der Schönheiten, Pfeilersaal, Gemach der Isis, u. s. w. Als er die Wandverzierungen in Wachs abdrückte, zählte er allein 180 Figuren in natürlicher Gröfse, mehr als 800 von 4—5 Fufs Höhe, an 2000 hieroglyphische Figuren von 1 bis 6 Zoll Höhe. Dr. Ricci, der später dieses Königsgrab mit allen seinen Figuren und Hieroglyphen gezeichnet hat, brauchte 9 Monate dazu, und fand im ersten Gange allein 22000 hieroglyphische Zeichen. Dr. Young glaubt, dafs dieses Grabmahl für den König Psammis oder seinen Vater Necho bestimmt gewesen und also ungefähr 500 Jahr vor Christus gebaut worden sei.

Nicht minder Belzonis Namen verewigend war seine Eröffnung der weiten Pyramide von Gizeh (Dschiseh) in der Nähe von Cairo. Als er nämlich von Theben nach Cairo zurückgekommen war, und sich im Anfange des Jahres 1818 zu einer Reise nach Jerusalem anschickte, wohin seine Frau bereits vorausgegangen war, begleitete er eines Tages einige Europäer zu den Pyramiden von Gizeh. Während sie die erste besahen, ging er um die zweite herum und setzte sich in den Schatten der Ruinen eines alten Tempels, in ihrer Nähe, hin. „Ich betrachtete" — sagt er — „diese ungeheure Steinmasse, die seit so vie-

len Jahrhunderten zu einer solchen Menge von Muthmafsungen über ihre eigentliche Bestimmung Anlafs gegeben hatte, indem die ägyptischen Priester schon dem Herodot versicherten, es seien keine Gemächer in derselben. Auch hatten bereits eine so grofse Menge Reisender, ja ein ganzes Corps französischer Gelehrten auf Ein Mal, so ganz vergebliche Versuche gemacht, diese Pyramiden zu öffnen, dafs es unmöglich zu seyn schien, als würde man jemals zu einem glücklichern Erfolge gelangen. Noch ganz kürzlich hatten Hr. Salt (engl. Consul in Aegypten) und der Capitän Caviglia vier Monate lang in der Nähe dieser Pyramiden Ausgrabungen anstellen lassen, ohne dafs man das gefunden hätte, was man seit so langer Zeit suchte. Auch hatten einige Monate vorher mehre in Aegypten wohnende Franken einen Plan entworfen gehabt, einen neuen Versuch zu machen, um in diese Pyramide durch Minen oder andere Mittel einzudringen, und defswegen in ganz Europa eine Unterzeichnung bis auf ¾ Million Francs zu eröffnen, um die Kosten dieser Unternehmung zu bestreiten, deren Leitung (der französische Consul) Hr. Drovetti übernehmen sollte. Alle diese Betrachtungen, statt mir den Muth zu nehmen, meinerseits ebenfalls einen Versuch zu wagen, machten in mir das Verlangen dazu nur desto mehr rege, und die Vorstellung eines möglichen glücklichen Erfolgs bemeisterte sich meiner so sehr, dafs ich mich sogleich von meinem Sitze erhob, und sofort zur Untersuchung, und zwar zuerst der südlichen Seite dieses Denkmahls schritt,

wobei ich alle einzelne Theile, ja ich möchte sagen, jeden einzelnen Stein, aufs genaueste betrachtete, ohne indessen irgend eine nachweisende Spur ausfindig machen zu können. Durch die vielen Nachforschungen, die ich in Theben angestellt hatte, war ich zu einer gewissen Fertigkeit gelangt, auch die leisesten Spuren aufzufinden und nicht zu übersehen, welche manchen mit den gelehrtesten Hilfsmitteln ausgerüsteten Reisenden fehlt und mich oft zu glücklichen Entdeckungen führte." . . . .

Da Belzoni auf der südlichen Seite nichts bemerkte, so wandte er sich zur Untersuchung der nördlichen, und fand hier wirklich einige Spuren, die auf einen glücklichern Erfolg schliefsen liefsen. Er begab sich nun zu seinen Gefährten, und mit diesen nach Cairo zurück. Am folgenden Tage beschlofs er, nochmals nach Gizeh zu gehen und seine Untersuchungen fortzusetzen. Um indessen kein Aufsehen unter den Franken in Cairo zu erregen, und möglichen Hindernissen auszuweichen, die ihm seine Feinde hätten in den Weg legen können, wendete sich Belzoni, um die nöthige Erlaubnifs zum Nachgraben zu erhalten, nicht unmittelbar an den Vicekönig, oder an andere bedeutende Personen seines Hofes selbst, sondern blofs an den Cascheff von Embabeh, in dessen Gerichtsgebiet die Pyramiden von Gizeh liegen, und erhielt auch von ihm und dem Kakia-Bey zu Cairo den verlangten Firman, der ihn zu der Aushöhlung derselben berechtigte.

So wagte sich nun Belzoni mit nicht mehr als 200 Pfund Sterling in der Casse an ein Unternehmen, zu dessen Ausführung man die Kosten auf eine halbe Million Franken angeschlagen hatte. Er miethete 80 Arbeiter, und vertheilte sie, um nicht allein die nördliche, sondern auch die östliche Seite der Pyramide zu untersuchen, in zwei Abtheilungen. Mehr als zwanzig Tage lang wurde gearbeitet, ohne dafs sich ein glücklicher Erfolg zeigte, als endlich Belzoni auf den Gedanken kam, noch einmal den Eingang zu der (längst geöffneten) ersten Pyramide aufmerksam zu betrachten. Er fand, dafs der in dieselbe von aufsen führende Gang sich nicht genau in der Mitte, sondern mehr seitwärts, nach der östlichen Seite vom Zimmer des Königs hin, befinde. Hieraus schlofs er, dafs wenn überhaupt in der zweiten Pyramide ein Eingang vorhanden sei, derselbe nicht auf der Stelle, wo er bisher hatte nachgraben lassen, nämlich genau in der Mitte der Vorderseite, sondern ungefähr 30 Fufs mehr nach Osten hin liegen müsse. Sogleich wurde hier mit erneuertem Muthe Hand ans Werk gelegt, ungeachtet die Araber fest überzeugt waren, dafs alle Mühe vergebens sei, und Belzoni in ihren Augen ein Narr war. Aber am 2. März erreichte man glücklich einen Gang von 4 Fufs Höhe und $5\frac{1}{2}$ F. Breite, welcher unter einem Winkel von 26 Graden 104 Fufs weit hinab gegen den Mittelpunkt der Pyramide führte. Am Ende dieses Ganges theilte er sich in zwei andere, und es befand sich hier eine senkrechte Vertiefung von 15 Fufs, in

welche Belzoni mit Hilfe eines Seiles sich hinab liefs. Er fand hier wieder einen Gang, der sich in dem nämlichen Winkel nach dem Mittelpunkt der Pyramide neigte, wie der obere. Am Ende desselben gelangte Belzoni in einen Saal von $23\frac{1}{2}$ Fufs Höhe, $46\frac{1}{3}$ F. Länge und $16\frac{1}{4}$ F. Breite. Seine Wände bildeten grofse Blöcke eines Kalksteins, welche sich nach oben gegeneinander neigten und im Mittelpunkte der Decke zusammenstiefsen, so dafs der Saal die Gestalt der Pyramide selbst nachahmte. Die Decke war bemalt. An der Ostseite des Saals befand sich ein in die Erde eingegrabener Sarkophag von 8 Fufs Länge, $3\frac{1}{2}$ F. Breite und $2\frac{1}{4}$ F. Tiefe, aus dem schönsten Granit gearbeitet, aber ohne alle Hieroglyphen. Der Deckel war halb zerbrochen, und das Innere mit Steinen und Erde angefüllt, worin die Gebeine des in ihm Beigesetzten zerstreut umherlagen. Einige dieser Gebeine wurden später in London von den Mitgliedern der chirurgischen Akademie untersucht, welche den Ausspruch thaten, dafs es Gebeine von einem Stiere wären *). Aus einer arabischen Inschrift, so wie aus andern Anzeichen, ging übrigens hervor, dafs diese Pyramide, wahrscheinlich gleich in den ersten Zeiten nach der Eroberung des Landes durch die Araber, schon ein Mal geöffnet, aber wieder verschlossen wor-

*) Auch in einem der Gemächer des Psammis-Grabes, bei Theben, hatte Belzoni eine Stier-Mumie gefunden.

D. H.

den seyn müsse; vermuthlich in keiner andern Absicht, als um Schätze darin aufzusuchen.

Ehe wir zu Belzonis Reise von Cairo nach dem Rothen Meere übergehen, müssen wir eines andern Reisenden, nämlich des Franzosen Cailliaud, gedenken, welcher sich gleichzeitig mit Belzoni in Aegypten befand *).

Cailliaud ist ein Juwelier, aus Nantes gebürtig, und des berühmten Haüy Schüler in der Mineralogie. Er begab sich 1815 nach Aegypten und trat in die Dienste des Pascha Mehemed Ali, welcher ihn das Land bereisen liefs, um Gold-, Silber- und Edelsteinminen aufzusuchen. Sein erstes wichtiges Unternehmen war (1816) die Wiederentdeckung der schon in ältern Zeiten unter den ägyptischen Sultanen bearbeiteten Smaragdgruben im Gebirge Ollaki, in der Wüste Aidab, auf der alten Strafse von Coptos nach Berenice. Cailliaud reis'te, auf alle Weise vom Pascha mächtig unterstützt, von Edfu am Nil ab, und nachdem er auf einer alterthümlichen Strafse, wo es noch viele Trümmer von Ortschaften, Brunnen, Rasten etc. gab, 7 Tage lang nach Osten gereis't war, entdeckte er in einem engen Thale am Fufse des hohen Berges Zabourah, im wüsten Berglande

*) Voyage à l'Oasis de Thèbes et dans les déserts situés à l'orient et à l'occident de la Thébaïde, faits pendent les années 1815 — 1818; par M. F. Cailliaud; rédigé et publié par M. Jomard etc. Paris. 1821.

der Ababdehs (eines Stammes von Beduinen-Arabern), auf der Gränze von Ober-Aegypten und Nubien, etwa 5 geographische Meilen vom Meere entfernt, diese Smaragdgruben. Er zählte deren gegen 60. Mehre derselben erstreckten sich 400 bis 500 Fuſs in den Berg hinein. Im Innern derselben fand Cailliaud krystallinische Stücke des gesuchten Steines vor, welche dem Pascha übergeben wurden *). Auſserdem traf er noch Seile, Getraidemaſse, Hebel, runde Schleifsteine, Gefäſse, Lampen etc. darin an. Ueberreste von Wohnungen, welche unweit den Gruben, gleichfalls am Fuſse des Berges Zabourah lagen, hielt Cailliaud für Trümmer der alten Stadt Berenice. Belzoni zeigte später, als er diese Gegend gleichfalls bereis'te, daſs es zwar die Stadt der alten Bergleute, aber nicht Berenice gewesen. Der Ort heiſst jetzt Sakiet oder Sekket. Unter den hiesigen Ruinen fand Cailliaud auch Tempel in griechisch-ägyptischem Styl, mit sehr alten Inschriften.

---

*) Nach der Recension im Quarterly Review Nr. LV. 1823, S. 65, war es Beryll oder Aquamarin. Ritter (Erdkunde, I. Th. neue Aufl. 1822 S. 676) hält es für lauchgrünen Heliotrop, weil die meisten antiken, bei den Alten in sogenannten Smaragd geschnittenen Gemmen, die sich noch in Kunstsammlungen vorfinden, in diesen Stein gearbeitet sind. Der echte Smaragd ist bis jetzt nur in Peru gefunden worden.

D. H.

Später richtete Cailliaud seine Blicke auf die Oase von Theben, welche zwar den Alten wohl bekannt war, und von den Römern unter andern als Verbannungsort benutzt wurde, in spätern Zeiten aber und bis jetzt den Europäern fast ganz unbekannt geblieben, und nur von den aus Aegypten nach Dar-Fur reisenden Karawanen durchzogen worden ist. Auch Browne und Poucet haben sie besucht, aber wenig Entdeckungen darin gemacht, da sie sich von der Karawane nicht entfernen konnten. Sie liegt in der Wüste, gerade westlich von Theben. Cailliaud kam zuerst von Esne (Syene) aus nach einem Dorfe im südlichen Theile der Oase, Namens Hagageh, und darauf zu einem andern, welches Begrys hiefs und etwa 600 Einwohner hatte. Sie ergriffen bei der Ankunft Cailliauds und seines aus 6 Arabern und einem Dolmetscher bestehenden Gefolges die Flucht, indem sie solche für Abgesandte des Pascha hielten, neue Steuern zu erheben. Die Felder dieser Leute werden durch eine sehr ausgiebige warme Quelle bewässert, deren Wasser durch den Scheik mittelst Rinnen auf eine sehr gerechte Weise vertheilt wird. Drei Meilen südlicher von hier fand Cailliaud einen unvollendet gebliebenen Tempel, der, nach dem Bilde des Osiris etc. zu urtheilen, ägyptisch war. Das Merkwürdigste an diesem Tempel war das Tafelwerk des Allerheiligsten, welches regelmäfsig gewölbt war, ein Umstand, der gewöhnlich bei Gebäuden in ägyptischem Styl nicht angetroffen wird. Wahrscheinlich war dieser Tem-

pel erst in der Zeit zu bauen angefangen worden, als Aegypten schon unter die Herrschaft der Römer gekommen war. Auf den Kranzleisten des äufsern Thores sah man eine griechische Inschrift, und beim Nachgraben gerieth man auf mehre Stücke Mosaik aus verschiedenfarbigem Glas. Unweit dieses gröfsern Tempels befand sich ein kleinerer aus Backsteinen, mit verschiedenen Wölbungen, augenscheinlich römischen Ursprungs. Die Gemächer enthielten einige koptische Gemälde von noch frischen Farben, so wie eine Menge griechischer Inschriften. Weiter nach Norden gelangte Cailliaud nach Bulak, einem Dorfe von etwa 400 Einwohnern, welche unsern Reisenden Lebensmittel gaben und sich sonst gefällig betrugen. Auch hier gab es Trümmer von ägyptischen Tempeln, und Tafelwerk mit Wölbungen. Noch weiter nordwärts gelangte man zu einer Stadt, El Kargeh, die man als die Hauptstadt dieser ganzen Oase betrachten kann, da sie an 2000 Einwohner hat, welche von Reis und Datteln leben. Um sich vor den Sandstürmen zu schützen, haben sie die Strafsen mit Bretern überdeckt, wodurch sie so finster geworden sind, dafs der Durchgehende sich an den Wänden fortgreifen mufs. Nahe bei dieser Stadt liegen die Ueberreste eines altägyptischen Tempels, der seiner Gröfse und Pracht wegen einen Platz zu Theben verdiente. Er ist 191 Fufs lang, ungerechnet drei besondere Vorhöfe. Die Hieroglyphen sind gut gearbeitet, und die Malereien schön, lebhaft und frisch. Am äufsern Thore befindet sich eine griechische Inschrift, aus

etwa 9000 Buchstaben bestehend, welche Cailliaud abschrieb und über dieser beschwerlichen und ermüdenden Arbeit zwei Tage zubrachte. Die Buchstaben der obersten Zeilen sind 2½ Zoll lang, und werden allmählich kleiner, je weiter sie herunter und so dem Auge näher kommen. In einer kleinen Entfernung von dieser Stadt El Kargeh befand sich eine sehr merkwürdige Nekropolis, oder ein römischer Begräbnifsplatz, welcher an 200 Gräber enthielt, die aus Backsteinen gebaut, und jedes rings mit Bogengängen umgeben war. Unweit davon traf man weit ältere, ägyptische Mumienhöhlen an. Cailliaud wandte sich von hier wieder nach dem Nilufer hin.

Kehren wir jetzt zu Belzoni zurück. Dieser begab sich, nachdem er die Eröffnung der zweiten Pyramide von Gizeh vollendet hatte, gleichfalls auf den Weg nach dem Rothen Meere hin, welchen Cailliaud vor ihm gereis't war. Er untersuchte die nämliche alterthümliche, jetzt den Anblick einer Wüstenei darbietende, Strafse, welche dieser Reisende entdeckt hatte. Es war im Alterthum eine Handelsstrafse, welche Ptolemäus Philadelphus (etwa 270 Jahr vor Christus) angelegt und von Strecke zu Strecke mit Brunnen und Rasthäusern versehen hatte, von denen Belzoni und Cailliaud noch viele Ueberreste vorfanden. Bis zu Strabo's Zeiten hatte auf dieser Strafse ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Aegypten und Indien Statt gefunden. Nachdem Belzoni auch die Smaragdgruben besucht

hatte, erreichte er die Küste des Rothen Meeres und drei Tage später entdeckte er die Ruinen einer alten Stadt, deren Häuser zum Theil unter Sand verschüttet waren. Es ist höchst wahrscheinlich, dafs dieses die Ueberreste der alten, gleichfalls von Ptolemäus Philadelphus erbauten Handelsstadt Berenice sind. Belzoni fand durch Messung die Länge dieser Ruinen, von Norden nach Süden, 1600 Fufs, die Breite, von Westen nach Osten, 2000 Fufs. Ein Tempel in ägyptischem Styl erbaut, zeichnete sich aus; er ist 102 Fufs lang, 43 breit, und hat 4 Säle. Die Häuser, gegen 2000 an der Zahl, sind klein, ohne Nebengebäude, die gröfsten nicht über 40 Fufs lang, und 20 breit. Sehr merkwürdig ist, dafs blofs der Tempel aus Sandstein-Quadern besteht, die aber durch die Verwitterung viel gelitten haben. Die übrigen Häuser sind aus Kalkstein erbaut. Die geographische Breite kommt ungefähr mit dem nördlichen Wendekreis überein.

Zu Führern auf dieser Reise dienten Belzoni einige Beduinen vom Stamme der Ababdehs, welche in der Nähe des Rothen Meeres von Suez bis zum Wendekreise hausen. Wir heben aus seinen Nachrichten über diesen wenig bekannten Stamm Folgendes aus.

Unabhängigkeit ist für diese Ababdehs das höchste aller irdischen Güter. Die Wüsten und Felsen bieten ihnen nichts zur Nahrung dar, als Wasser. Durrah tauschen sie gegen Kameele ein. Wenn sie einmal eine magere Ziege zu schlachten haben, so ist das ein grofses Gastmahl für sie. Für

diese Dürftigkeit finden sie sich durch das Gefühl entschädigt, keinem Sultan oder Pascha unterworfen zu seyn. Kameele machen ihren Hauptreichthum aus; sie ziehen sie auf und verkaufen sie, wie gesagt, gegen Durrah. Diese Thiere nähren sich von der Basillah-Pflanze (eine Art Fenchel) die überall in den Wüsten vorkommt. Auch beschäftigen sich die Betriebsamern unter den Ababdehs mit Brennen von Kohlen, welche sie nach dem Nil führen und hier Durrah, Talg und Zeug zu Zelten eintauschen. Doch thun diefs nur Wenige, und die Mehrzahl zieht völlige Unthätigkeit vor. Eine Tabakspfeife ist bei diesen Letztern ein Zeichen des Luxus und ein Stückchen fettes Hammelfleisch für sie der gröfste Leckerbissen. Sie gehen fast ganz nackend. Von Gestalt sind sie klein und häfslich, haben aber sehr schöne Augen. Nur die verheuratheten Weiber tragen eine Bekleidung; aber alle Frauen und Mädchen wenden grofse Sorgfalt auf ihren Kopfputz. Sie lassen ihr übrigens sehr krauses Haar wachsen und flechten es in Zöpfe und Locken. Wenn sie sich Schaffett verschaffen können, so bestreichen sie sich damit den ganzen Kopf und überlassen der Sonne die Sorge, diesen Talg zu schmelzen. Die Haut dieser Ababdehs ist dunkel-chokoladenfarbig; die Zähne sind schön, aber lang und hervorragend.

Bei der Geburt eines Kindes schlachtet der Vater ein Schaf, und giebt dem Neugebornen einen Namen. Wird Jemand krank, so legt er sich gelassen auf sein Lager nieder, und wartet, bis sich entweder die Natur von selbst hilft, oder

ihn der Tod von seinem Leiden befreit. Mehre Greise, mit welchen Belzoni sprach, wufsten nicht, wie alt sie waren, weil sie von eigentlicher Zeitrechnung durchaus keinen Begriff haben. Sie schienen über 90 Jahre alt zu seyn. Stirbt ein Ababdeh, so wirft man ihn in ein Loch, das man oft gerade an der Stelle gegraben hat, wo er seine Seele aushauchte, und dann wird das Zelt nur ein wenig weiter seitwärts gerückt.

Diese Ababdehs vermischen sich nie mit andern Stämmen, sondern verheurathen sich blofs unter einander. Die Hochzeitsgebräuche sind sehr einfach. Wenn ein junger Mann sich ein Mädchen ausgesucht hat, so schickt er ihrem Vater ein Kameel zum Geschenk. Wird dieses angenommen, so darf er das Mädchen besuchen und sich um sie bewerben. Nach ihrer Einwilligung wird der Tag der Hochzeit festgesetzt, welche blofs darin besteht, dafs die Braut dem Bräutigam in dem Zelte förmlich übergeben wird. Zur Feier des Festes werden ein paar Schafe geschlachtet und man sieht einem Wettrennen der Kameele zu. Am folgenden Tage begiebt sich das junge Paar nach dem Zelte des Ehemannes. Das Kameel, welches er vor der Verlobung dem Vater der Braut geschickt hat, wird jetzt das Eigenthum der jungen Frau.

Die abgehärtete Lebensart der Ababdehs macht sie unempfindlich gegen die Bequemlichkeiten des Lebens. Daher besitzen sie nur wenige technische Geschicklichkeit. Das am Nilufer eingetauschte Durrah wird gleich in den dortigen

Dörfern gemahlen und nur das Mehl nach Hause geführt. Das Fleisch essen sie roh. Belzoni hat sie 24 Stunden, ohne zu essen und zu trinken, in der heifsesten Jahreszeit marschiren gesehen. Als er zu ihnen kam, hatten sie seit drei Jahren keinen Regen gehabt.

Die beständigen Feinde der Ababdehs sind die Stämme von El Mahasa und Banusi, welche die Wüsten von Suez an bis nach Syrien und dem Innern Arabiens hin, bewohnen. Auch mit dem Stamme der Bicharin, die weiter südlich von ihnen wohnen, haben die Ababdehs öfters Kriege geführt. Ihre Waffen bestehen in Lanzen und Säbeln von sehr alter Form; die Klingen derselben sind am Griff schmal und am andern Theile breit. Sie besitzen wenig Feuergewehre, und blofs Flinten ohne Schlösser, die mit Lunten abgefeuert werden.

Die Ababdehs sind auch weniger religiös als die am Nil wohnenden Araber. Belzoni hat keinen einzigen beten sehen. Gegen die türkische Schutzwache der in den Smaragdgruben arbeitenden Bergleute zeigten sie sich wegen des schlechten Betragens derselben sehr aufgebracht, und sie würden sie bald verjagt haben, wenn sich der Pascha nicht früher ihrer Scheiks als Geifseln versichert gehabt hätte.

Wir wenden uns jetzt zu einigen andern Reisenden, die seit Belzoni die Länder am Nil durchforscht haben.

Ein Engländer Sir Archibald Edmonstone *), welcher in Gesellschaft zweier Freunde im Jäner 1819 den Nil hinauffuhr, in der Absicht, die Oase von Theben zu bereisen, traf mit Belzoni zusammen und erfuhr von diesem, dafs sie bereits von Cailliaud durchforscht worden wäre. Es sei aber westlich von derselben eine andere, bisher noch von keinem Europäer aufgefundene und untersuchte Oase vorhanden, welche in Kurzem der französische Consul Drovetti zu bereisen Willens sei.

Auf diese Nachricht gab Edmonstone sogleich seinen frühern Plan auf und beschlofs, diese letztere Oase aufzusuchen. Nachdem er und seine Gefährten Siut (Assiut) am Nil erreicht hatten, versahen sie sich mit Mameluckenkleidern, Eseln zum Reiten, und Kameelen für die Fortschaffung des Gepäcks. Bald hinter Benialeh gelangten sie zu einem aus etwa 400 Familien bestehenden Beduinenlager, wo sie 6 Mann als Wegweiser mietheten, deren jeder ein Pferd und zwei Kameele mit sich nehmen mufste. Man betrat jetzt eine unermefsliche Sandebene, wo auch nicht ein Grashälmchen wuchs und nicht die mindeste Spur vorhanden zu seyn schien, dafs jemals Menschen diesen Boden betreten

*) A Journey to Two of the Oases of Upper Egypt. By Sir Archibald Edmonstone, Bart. London, 1822, in 8. Es ist noch keine teutsche Uebersetzung oder Bearbeitung davon erschienen. D. H.

hätten. Nur einige zerstreute Kameelgerippe gaben Kunde davon, daſs schon Reisende diesen Weg gegangen wären. Die Richtung des Weges ging nach Südwesten, und erst am Abende des sechsten Tages, nachdem man etwa 32 bis 35 teutsche Meilen gemacht haben mochte, verkündigten einzelne Palmbäume die Nähe des ersten Dorfes, welches Bellata hieſs.

Die Engländer wurden von den Bewohnern desselben aufs freundlichste empfangen, indem ihnen der Scheik sogleich einen Besuch machte und sie mit Brod, Käse, Reis und einem Schafe beschenkte. Sie erkundigten sich nach Ruinen, und wurden durch einen schönen Wald von Akazien geführt, die zum Theil eine auſserordentliche Gröſse hatten; einer dieser Bäume hatte 17 Fuſs 3 Zoll im Umfange. Jenseits dieses Waldes gab es Spuren vormaliger Gebäude, aber Edmonstone konnte nichts darüber erfahren. Als die Reisenden von hier weiter nach Westen zogen, kamen sie durch drei Dörfer, in deren letztem sie die Nacht zubrachten. Am folgenden Morgen führte sie der Scheik nach El Kazar, einem sehr angenehm, am Fuſse einer Hügelreihe gelegenen, mit Palmen, Akazien, Citronen- und andern Bäumen umgebenen Orte. Es gab hier eine heiſse Schwefel- und eine Eisenquelle, von welcher die Einwohner in Krankheitsfällen Gebrauch machen.

Auf der Weiterreise nach Südwesten entdeckte man einige Ruinen und einen noch ziemlich wohl erhaltenen Tem-

pel, Namens Dar el Hadschar; er war in ägyptischem Styl erbaut, aber in einer Entfernung von 20 Yards mit einer Mauer aus ungebrannten Ziegeln umgeben gewesen, die höchst wahrscheinlich die Römer errichtet hatten. Nicht weit von dieser Stelle fanden sich Spuren einer sehr grofsen Stadt, aber in einem so gänzlichen Verfall, dafs nur noch die Ueberreste eines Tempels und Bruchstücke einer Bildsäule aus weifsem Marmor, wahrscheinlich griechischen Ursprungs, zu erkennen waren.

Was diese ganze Oase überhaupt betrifft, so erfuhren unsere Reisenden vom Scheik, dafs sie aus zwölf Ortschaften bestehe, von welchen zehn an 5 bis 6 englische Meilen weit aus einander liegen. Gelamuhn (oder wie es Drovetti schreibt, der diese Oase gleichfalls besucht hat, Qualimuhn) ist das Hoflager des Oberhauptes, und hat 3 Stockwerk hohe Häuser. Nicht nur zu El Kazar, sondern auch anderwärts giebt es heifse, schwefelhaltige Quellen. Drovetti schreibt dem häufigen Gebrauche derselben in El Kazar die bei beiden Geschlechtern daselbst so oft vorkommende Blindheit zu, welche sich an den übrigen Orten nicht zeigt. Er sagt auch, dafs diese heifsen Quellen die nämlichen Erscheinungen darbieten, wie die berühmte Sonnenquelle bei dem Tempel des Jupiter Ammon, von welcher Herodot berichtet, dafs sie um Mitternacht warm und um Mittag kalt sei. Diesen nie versiegenden Quellen verdanken die Einwohner von El Kazar die Fruchtbarkeit ihrer Gärten, so wie

ihrer Gersten- und Reisfelder. Datteln von der schönsten Art giebt es hier in Ueberflufs; das nämliche Lob verdienen auch die Citronen und Pomeranzen. Aus einer wildwachsenden Pflanze bereiten die Einwohner auf eine sehr einfache Weise eine Art Indigo, mit dem sie ihre Kleider färben.

Drovetti nennt diese Oase das Thal von El Pakel, und der Scheik sagte zu Edmonstone, dafs sich Niemand erinnere, jemals einen Franken hier gesehen zu haben *). Es geht auch gar kein Weg durch, und von einer weiter nach Westen liegenden bewohnten Landschaft war Niemandem etwas bekannt. Einige Araber hätten zwar kürzlich versucht, auf Entdeckungen nach dieser Richtung auszugehen, wären aber schon am dritten Tage von einem so fürchterlichen Sand-

---

*) Edmonstone und Drovetti haben sich um die Ehre der Entdeckung dieser Oase gestritten. Drovetti soll behauptet haben, er habe die Reise hierher schon am Schlufs des Jahres 1818 gemacht. Dagegen behauptet Edmonstone, dafs er auf seinem Rückwege aus dieser Oase, am 21. Febr. 1819, mit Drovetti zusammengetroffen sei, welcher damals erst auf der Hinreise gewesen. S. Quarterly Review, a. a. O. S. 70. Ebendaselbst wird auch der neuen, unter Jomards Leitung besorgten Karte von Aegypten der Vorwurf gemacht, dafs man diese Oase daselbst falsch verzeichnet habe, indem dort Norden und Süden sei, was Osten und Westen seyn sollte.

D. H.

sturm überfallen worden, dafs sie wieder hätten umkehren müssen. Unter den Alten ist Olympiodorus der einzige Schriftsteller, welcher, nach Edmonstones Dafürhalten, diese Oase gekannt hat.

Edmonstone nahm seinen Rückweg durch die Grofse Oase, welche Cailliaud zuvor besucht hatte (s. oben) und entdeckte hier noch einen schönen Tempel in Südosten, Namens Kazar el Zian, der diesem Reisenden entgangen war. Eine griechische Inschrift war darauf, aus dem dritten Regierungsjahre des Antoninus Pius, oder 140 nach Christus; die von El Kargeh, welche Cailliaud abgeschrieben hat, ist vom ersten Regierungsjahr des Kaisers Galba, oder von 68 nach Christus.

So viel von Aegypten. Lafst uns jetzt einen Blick auf die Länder am obern Nil werfen, wo in den letztverflossenen Jahren gleichfalls mehre Europäer Gelegenheit hatten, wichtige Forschungen zu machen.

Mehemed Ali, der Pascha von Aegypten, hatte sich bekanntlich der bis dahin so mächtig gewesenen Mamelukken am 1. März 1811, wo in Cairo 24 Beys und 500 Mann derselben umgebracht wurden, entledigt. Die am Leben gebliebenen zogen sich unter Rauben und Plündern nach Ober-Aegypten zurück, und gegen 400 setzten sich endlich im südlichen Nubien, im Königreich Dongola fest, welches damals unter verschiedene Häuptlinge der Scheygya-Araber getheilt war. Burkhardt (ein geborner Teut-

scher, welcher Nubien 1813 und 1814 bereis'te *)) erzählt, dafs diese Mameluken von dem Oberhaupt Mahmud el Adelanab mit gewohnter Gastfreundschaft empfangen worden seien, und nach ihrer Erklärung, sich in Sennaar niederlassen zu wollen, beträchtliche Geschenke an Pferden, Kameelen, Sklaven und Lebensmitteln empfangen hätten. Kaum aber hatten sich diese Flüchtlinge einen Monat hier aufgehalten, als sie, auf Veranlassung eines unbedeutenden Zwistes, ihren Wohlthäter nebst mehren aus seinem Gefolge ermordeten, und sich hierauf, raubend und mordend, über das ganze Land verbreiteten. Einer von den Häuptlingen der Schaygyas verband sich sogar mit den Mameluken gegen seine Landsleute, während sein Bruder nach Cairo eilte, um beim Pascha Hilfe gegen dieses Raubgesindel zu erhalten.

Obschon die Mameluken das untere Nubien und Aegypten bisher nicht beunruhigt hatten, so war doch Mehemed Ali, der ihre räuberische und aufrührerische Sinnesart kannte, sogleich bereit, unter dem Befehle seines jüngern Sohnes Ismael Pascha, eines Jünglings von etwa 22 Jahren, ein Heer abzuschicken, welches indefs, unter dem Vorwande,

---

*) Travels in Nubia, etc. London, 4. 1819. Teutsche Uebersetzungen und Bearbeitungen finden sich in der Neuen Biblioth. d. wichtigsten Reisebeschr. 24. Band. Weimar, 1821, und in Brüns Ethnogr. Arch. 8. Band. Jena, 1820.

bloſs die Scheygyas gegen die Mameluken zu unterstützen, die Absicht hatte, Beide zu vernichten. Dieses Heer war 10000 Mann stark (worunter etwa 4000 regelmäſsige Truppen) und hatte 12 Kanonen bei sich. Es waren meistens Söldner, monatweise gemiethet, und aus Beduinen, Albanesern, Moggrebinen und asiatischen Türken bestehend.

Dieses Kriegsheer kam im Sommer 1820., ohne im geringsten aufgehalten zu werden, bis Dongola, welches die Mameluken unverzüglich räumten und sich nach Schendy zurückzogen. Ismael wandte sich, anstatt sie zu verfolgen, plötzlich gegen die Scheygyas, zu deren Beistande er eigentlich herbeigerufen war. Dieser Araberstamm, über den Burkhardt viele Nachrichten mitgetheilt hat, genoſs bisher, gleich den Beduinen, einer vollständigen Unabhängigkeit, und zeichnete sich durch einen hohen Grad von Gastfreundschaft aus. Sie erbauten viel Waizen und Durrah und trieben beträchtlichen Handel mit Darfur, Sennaar und Suakin. Die einzelnen Abtheilungen dieser Scheygyas, deren jede ihren eignen Scheik hatte, standen auſserdem noch unter zwei Maleks oder Königen, Chowes und Zobeyr, doch nur in Bezug auf kriegerische Unternehmungen zur Zeit einer gemeinschaftlichen Gefahr. Abgaben wurden weder den Scheiks noch diesen Maleks entrichtet. Die vereinte Macht, welche sie jetzt gegen Ismael ins Feld stellten, belief sich etwa auf 10000 Mann, worunter mehr als 2000 Mann Reiterei war.

Ismael sandte ihnen gleich nach seiner Ankunft in Dongola den bestimmten Befehl, sich der Oberherrschaft des Pascha von Aegypten zu unterwerfen. Die Antwort war, sie seien Willens, ihr Land wie bisher zu bearbeiten, aber ihm Tribut zu zahlen. Ismael verlangte, die Scheygyas sollten, zum Zeichen der Aufrichtigkeit, ihre Waffen und Pferde abgeben. Sie wiederholten blofs ihre vorige Antwort. Ismael sagte ihnen nun, sie könnten forthin kein kriegerischer Stamm mehr seyn, sondern er sei von seinem Vater abgesandt, ein Volk von Ackerbauern (Fellahs) aus ihnen zu machen. Sie antworteten trotzig, er solle kommen und sie angreifen. Der Pascha setzte sich in Bewegung und es kam zwischen ihm und einer Abtheilung der Scheygyas zu einem Gefecht, worin sie zurückgeworfen wurden.

Einige Tage nach diesem Gefecht wurde Ismael, der am linken Ufer des Nils, nicht weit von Korti, mit etwa 500 Mann sich in der Wüste gelagert hatte, so plötzlich von einigen Tausend Scheygyas überfallen, dafs er kaum Zeit hatte, sein Zelt zu verlassen und sich aufs Pferd zu schwingen. Schnell wurden die Beduinen und Moggrebinen in der Fronte aufgestellt, um den ersten wilden Angriff des Feindes aufzuhalten. Anfangs war dieser im Vortheil, aber bald siegten die türkischen Feuergewehre über die Lanzen und Schwerter der Scheygyas, und diese mufsten das Feld räumen. Sie liefsen 600 Todte zurück, während Ismael gar keinen Todten, sondern nur 17 Verwundete zählte.

In des Paschas Gefolge befanden sich einige Franken, nämlich der Ritter Frediani aus Mailand, ein Amerikaner, Namens English, und zwei gelehrte Engländer, Waddington und Hanbury; auf den spätern Zügen Ismaels begleitete ihn auch der Franzose Cailliaud. Aufserdem hatte Ismael noch einen griechischen Leibarzt, Namens Demetrios, und einige andere Griechen aus Smyrna und Cairo in seinen Diensten. Wir verdanken den Berichten der erstgenannten Europäer schätzbare Beiträge zur Kunde jener bisher fast unbekannten Länder, welche von Ismaels Heere durchzogen wurden.

Waddington und Hanbury *) begaben sich gerade um die Zeit, als das letzterwähnte Treffen mit den Scheygyas vorgefallen war (im November 1820), in das Lager des Ismael Pascha. Eigentlich lautete ihr vom Pascha Mehemed Ali erhaltener Firman nur bis Wady Halfa, oder bis zu den zweiten Wasserfällen des Nils. Als sie hier ankamen, erfuhren sie, dafs Abdin Cascheff, Statthalter von Dongola, an welchen sie Briefe hatten und von dessen

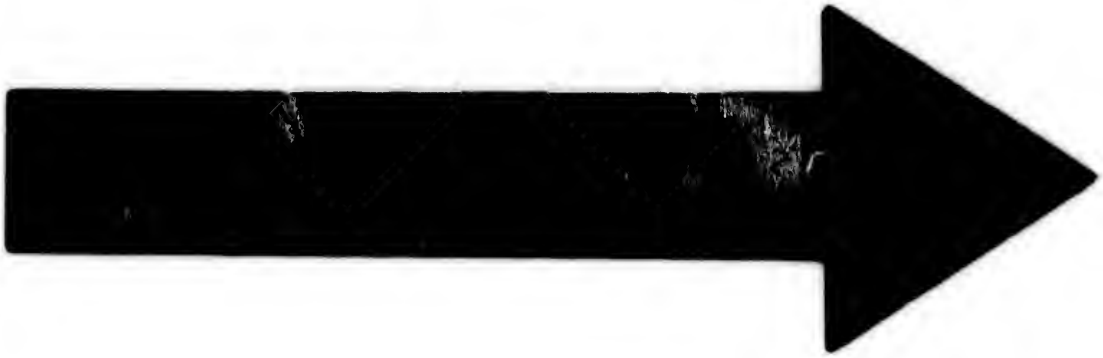
*) S. Journal of a Visit to some Parts of Ethiopia. By George Waddington, Esq. Fellow of Trinity College, Cambridge, and the Rev. Bernard Hanbury, of Jesus College, A. M. F. R. S. London, 1822. Eine teutsche Uebersetzung davon, nebst der Karte, enthält die Neue Bibl. d. wicht. Reisebeschr., 33ster Bd. Weimar, 1823.

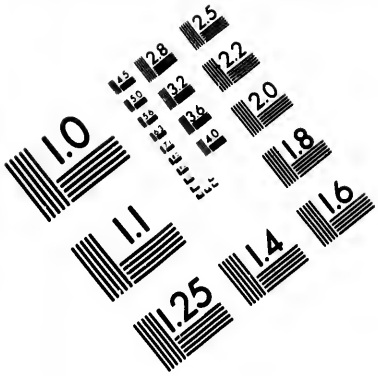
gegen alle frühere englische Reisende, als er Caschcff von Minieh war, erprobter Gastfreundschaft sie jede Unterstützung erwarten konnten, mit der Armee vorwärts gezogen sei. Zum Glück konnte der Aga den Firman nicht lesen, und da er vernahm, dafs die Engländer Empfehlungen an den Caschcff hätten, so versah er sie ohne Anstand mit 6 Kameelen, worauf sie ihre Reise „zur Aufsuchung der Ruinen von Meroë" unverzüglich fortsetzten.

Die verschiedenen Staaten, wenn sie anders diesen Namen verdienen, welche von Wady Halfa (ungefähr unter 22° nördl. Br.) an nach Süden hin, längs dem Nile liegen, sind Batn el Hadschar, etwa 14 (teutsche) Meilen lang, Sukkot, 10 Meilen, Dar (d. h. Land) Mahafs, 12 Meilen, und Dongola 30 Meilen. Hier befindet sich, etwa zwischen 17½ und 19° Breite eine grofse Krümmung des Nils, indem dieser Flufs seinen nach Norden gerichteten Lauf verläfst, sich nach Westen, Südwesten, hierauf abermals nach Westen wendet, und erst bei Alt-Dongola (18° Br.) die vorige Richtung nach Norden wieder annimmt. Am östlichen oder dem von Nordost nach Südwest gehenden Theile dieses hier vom Nile gebildeten Bogens liegt Dar Scheygya.

Waddington und sein Begleiter kamen nur langsam vorwärts. Der Aga hatte sein Versprechen, dafs sie an den bestimmten Plätzen Kameele zum Umwechseln (Relais) bereit finden sollten, schlecht erfüllt. Sie sahen sich daher

auf ihre eignen Hilfsquellen beschränkt, und suchten wenigstens, so gut sie konnten, die grofse Nilinsel Argo in Dongola, etwa zwischen 19¼ und 19½° Br., zu erreichen. Hier wurden sie von einer Truppenabtheilung eingeholt, welche dem Heere des Pascha Ismael nachzog. Waddington wandte sich sogleich an den Befehlshaber oder Aga, und erhielt auf sein Gesuch einen Platz in einem Fahrzeuge von 60 Fufs Länge und 12 bis 14 Fufs Breite, welches 16 Soldaten und 4 Bootsknechte an Bord hatte. Die Fahrt gegen den Strom ging sehr langsam vorwärts. Von Reisenden, wie unsere Engländer, welche jetzt ganz von diesen Türken abhingen, und nur selten einen Fufs ans Land setzen konnten, waren keine sonderlichen Beobachtungen über das anliegende Land und seine Bewohner zu erwarten. Festungen in Ruinen, in Staub zerfallne Lehmhütten, heilige Gräber, Strohschoppen, eine Reihe von Inseln, Klippen und Sandbänken, Palmen, Akazien und Sykomoren, Schöpfräder, und unübersehbare Wüsten auf beiden Seiten des Stromes, waren die Gegenstände, die sich dem Auge des Reisenden darboten. Selbst Alt-Dongola, wo übrigens gar nicht angehalten wurde, war ein blofser Trümmerhaufen. In den Dörfern schienen nur Greise, Weiber und Kinder vorhanden zu seyn, da die Männer theils das Heer des Pascha, theils der Scheygyas hatten verstärken müssen. In dem Betragen der Weiber war etwas Ungefälliges und besonders ihre schreiende und kreischende Sprache hatte etwas sehr Widriges. Ihre häfs-





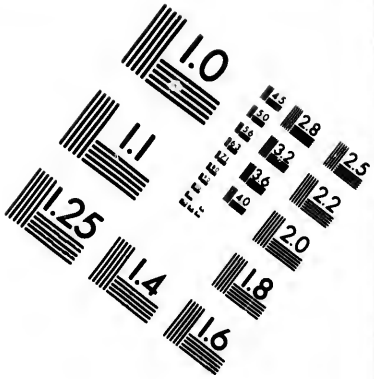
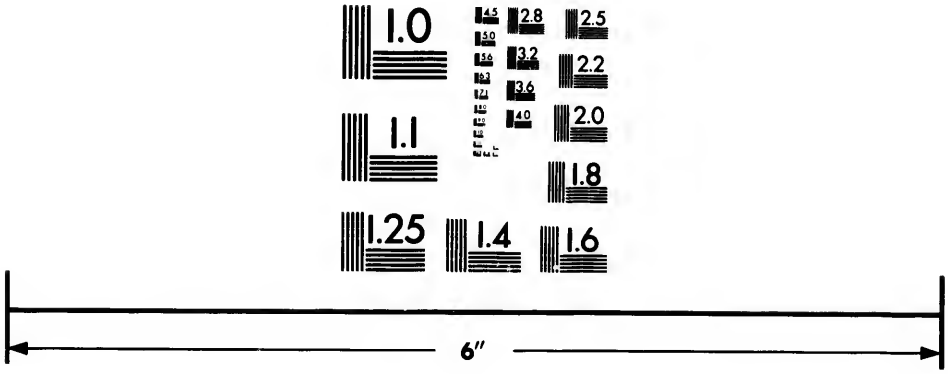
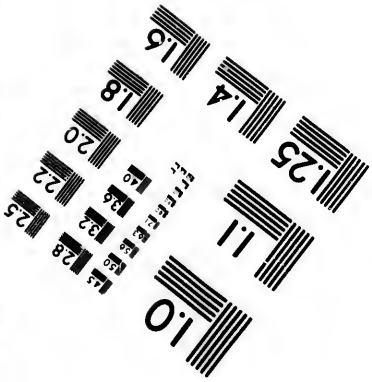
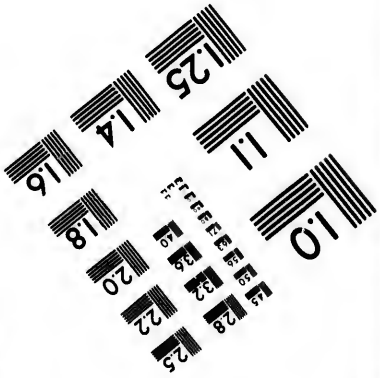


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)







Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503


2.8
3.2
3.6
2.5
2.2
2.0
1.8
1.0

lichen Gesichter waren übrigens unverschleiert, woran die Türken grofses Aergernifs nahmen.

Je näher unsere Engländer dem Lager des Ismael Pascha kamen, das sich damals bei Merawch (nicht das alte Meroë), am östlichen Theile des grofsen Nilbogens, etwa unter 18¼° Br., befand, desto häufiger wurden die Spuren von den Verheerungen des Krieges. „Unsere Bedienten," sagt Waddington, „welche nach einem Dorfe geschickt worden waren, fanden hier blofs ein altes Weib, dem man die Ohren abgeschnitten hatte. Der Pascha kauft Menschenohren zu 50 Piaster das Stück und schickt sie in grofser Anzahl seinem Vater, als Beweis der glücklichen Fortschritte, die er gemacht hat. Diefs giebt zu tausend Grausamkeiten Anlafs. Die Luft ist verpestet durch Aeser von Ochsen, Schafen, Ziegen, Kameelen und durch menschliche Leichname, die hier unbegraben liegen." Viele der letztern waren aufserdem noch auf das Gräfslichste verstümmelt.

Auf der Weiterreise erfuhr man, dafs sich die Scheygyas dem Pascha unterworfen hätten, und dafs über den Frieden unterhandelt werde. Die geflüchteten Bewohner der Flecken und Dörfer kehrten jetzt, mit Bewilligung des Pascha wieder zu den verlassenen Heerden zurück, um ihre elenden Hütten wieder aufzubauen und die Leichen ihrer Freunde und Verwandten zu beerdigen.

Merawch, die Hauptstadt des unter dem Malek Chowes stehenden gleichnamigen Königreiches, beschreibt Wad-

dington als eine ansehnliche Stadt, mit langen und düstern Strafsen, von dicken Erdwällen umgeben. In diesem menschenleeren Orte hörte man keinen andern Laut als das Geheul einer Unzahl halbverhungerter Hunde, welche zurückgeblieben waren, als die Einwohner den Ort verlassen hatten.

Unsere Reisenden sahen hier ein merkwürdiges Beispiel jenes Gemisches von Edelmuth und Grausamkeit, mit welchem in diesen Ländern Krieg geführt wird. Die Ueberreste der geschlagenen Scheygyas, welche noch stark an Reiterei waren, lagerten etwa noch eine Tagereise weiter den Strom aufwärts. Eines Morgens kam der Sohn des Malek Chowes, begleitet von 100 Mann Schutzwache im Lager des Pascha Ismael an, und bat, indem er Seiner Hoheit ein Geschenk mit 5 Pferden machte, hier bleiben und sich durch die europäischen Aerzte eine Wunde heilen lassen zu dürfen, die er in der letzten Schlacht erhalten hatte. Der Pascha versprach ihm alle mögliche Aufmerksamkeit, und liefs durch die zurückkehrende Schutzwache dem Vater des Jünglings sagen, dafs dieser, sobald er geheilt sei, unverzüglich zurückgeschickt werden solle und dann wieder fechten könne. Der junge Prinz war ein kurzer, stämmiger Bursche von etwa 16 Jahren, in Haltung und Kleidung von dem geringsten Unterthanen nicht verschieden; nur einige Zierrathen am Griff seines Schwertes verriethen seine Würde. Die Wunde befand sich am Fufs, und war übrigens nicht bedeutend, aber die Scheygyas verstehen sich nicht auf die Heilung von Schufs-

wunden. Man fand die Leichen zweier Männer, welche Lappen und Werg in die Wunde gestopft hatten, um das Blut zu stillen. Dieses aber hatte seinen Weg durch den Mund, die Nase und selbst durch die Augen (?) gefunden, und der Tod war nur noch schmerzhafter gewesen.

Am Tage nach ihrer Ankunft im Lager zu Merawe wurden unsere Reisenden dem Pascha Ismael vorgestellt, welcher sie auf dem Sofa neben sich niedersitzen liefs, und ihnen sagte, sie möchten sich ganz nach ihrem Gefallen und nach europäischer Art einrichten und ihrem Benehmen keinen Zwang anthun. Die Unterhaltung dauerte an zwei Stunden und betraf meistens die politischen Angelegenheiten Europas, mit welchen der Pascha ziemlich genau bekannt war.

Die Friedensunterhandlungen mit den Scheygyas waren in kurzer Zeit beendigt. Der gröfste Theil derselben behielt seine Waffen und Pferde, mufste sich aber verbindlich machen, in die Dienste des Ismael Pascha zu treten und mit seiner Armee zur Unterjochung der südlichern Völker weiter zu marschiren. Was die Mameluken betrifft, so hatten sich diese, wie schon vorhin bemerkt worden, vor der Ankunft des Letztern in Dongola, ungefähr 400 Mann stark, nebst doppelt so viel Weibern und Sklaven nach Schendy begeben, wo ihnen der dortige Mek (Oberhaupt) zwar den Eintritt in die Stadt verweigerte, aber erlaubte, aufserhalb derselben ein Lager zu beziehen. Als jedoch die Nachricht von der Besiegung der Scheygyas durch Ismael

Pascha hier eintraf, wurde der Mek von Schendy besorgt, und befahl den Mameluken sein Land zu verlassen. Die meisten zogen sich nun, unter dem Bey Abdah Rochman, nach Darfur, die andern wandten sich nach dem Rothen Meere hin, und einige wenige sollen sich auf Gnade und Ungnade ergeben haben. Da, wie wir aus spätern Nachrichten vom Jahr 1821 und 1822 wissen, das Heer des Pascha Ismael seitdem bis Kordofan vorgedrungen ist, und sich, nach einem lebhaften Widerstande der Eingebornen, worunter eine Abtheilung „in stählerne Rüstungen" gekleidet gewesen seyn soll, der Hauptstadt bemächtigt hat: so ist es mehr als wahrscheinlich, dafs die Geschichte der Mameluken ihr Ende erreicht habe.

Bald nach den letzterzählten Begebenheiten traten unsere beiden Engländer, nachdem sie beim Pascha Ismael vergeblich um die Erlaubnifs angehalten hatten, dem Heere weiter südwärts folgen zu dürfen, ihre Rückreise nach Aegypten an, und wurden für dieselbe von Abdin Cascheff auf das freigebigste mit allen Erfodernissen versehen. Anstatt sie auf derselben zu begleiten, wollen wir von den geographischen und antiquarischen Nachrichten, die das Tagebuch ihrer Reise enthält, eine Uebersicht geben.

Das Reich des Scheygya-Königs Zobeyr erstreckt sich vom Dschebel Dager bis Zum, und enthält Wady Bahit, Machfur, Hannih, Magasch und Zum. Hierauf kommt der Bezirk des Mek Medineh, welcher

Churo, Dette und Kadscheba, die Hauptstadt, begreift. Der nächste Ort ist Toraif, die erste Stadt des Königs Chowes von Merawe, dessen Reich sich auf der andern Seite bis Kasinger erstreckt. Es begreift die Städte: Toraif, Wallad, Grait, Dabazzeit, Merawe, Wallad Ali, Assun, Schibbah, (der Wohnort der Magier) Berkel, Kerin, Gerfel, Hamdow und Kasinger. Nun kommt das Reich des Königs Hamet Wallad Asla, das, wie seine Hauptstadt, Amri heifst; es ist ein steiniges Land und erstreckt sich drei Tagereisen weit, bis Berber. Die vorzüglichsten Städte darin sind Zowera, Amri und Doum el Guzar. Bei Zowera ist ein Wasserfall und über demselben das Inselchen Doulga, wo, wie ein Scheygya sagte, „die Gebäude an den Himmel anstofsen." Später erfuhr Waddington, die Insel sei von diesen Gebäuden rings umgeben und die Insel selbst, wie die Grotte des Pausilippo bei Neapel, durchbrochen. Nach Allem, was er über diese Gebäude erfahren konnte, ist Waddington geneigt, sie eher für Festungswerke als für Tempel zu halten.

Von einem Eingebornen erfuhr Waddington Folgendes: Es sei in der Wüste eine Stadt, der Gazellen-Garten genannt, die so weit von hier (d. h. dem Lager) entfernt sei, „dafs ein Mann, welcher eben aus dem Nil getrunken, gerade dort ankomme, wenn er des Trunkes wieder bedürfe." Er bestätigte die schon früher eingezogene Nach-

richt, dafs eine Bergkette gleich unter Korti anfange, durch welche ein drei Tagereisen langer Pafs nach Schendy führe. Am Ende dieses Gebirges sind zwei kleine in Felsen gehauene Tempel oder Grotten mit Säulen und Figuren, von welchen Schendy noch zwei Tagereisen entfernt ist. Der Ort heifst El Dschebel oder Dschebail. In den Bergen wohnen die Hassanaye-Araber, die nicht von den Scheygyas abhangen, und sogar vor Kurzem versucht hatten, sich des linken Nilufers und einiger Inseln zu bemächtigen. Malek Chowes schlug sie zwar zurück, konnte sie aber nicht bis in ihr eigenes Land verfolgen. Sie sollen reich an Wollvieh, Kameelen und Pferden seyn.

Am Fufse des Berges Dschebel el Berkel bei Merawch befanden sich merkwürdige Ueberreste von Alterthümern. Waddington, der erste Europäer, der sie untersuchte, theilt sie in zwei Classen: Tempel, oder andere öffentliche Gebäude, und Pyramiden. Erstere, welche die Stadt der Lebendigen zierten, liegen nach dem Flusse zu, auf der Südostseite des Berges, und rings um sie her ist der Boden mit zerbrochener Töpferwaare bestreut. Letztere, die den Todten zur Ruhestätte und zu Denkmählern dienten, liegen auf der West- und Nordwestseite, zwischen dem Sand und dem Gestein der Wüste. Der Berg selbst ist etwa 1½ (engl.) Meile vom Flusse entfernt, dessen Ufer hier aufserordentlich fruchtbar sind. Seine Höhe ist beträchtlich, seine Umrisse sind unregelmäfsig, seine Wände schroff abgedacht.

Was nun die Tempel-Ueberreste von Dschebel el Berkel betrifft, so lassen sich jetzt noch Spuren von acht steinernen Gebäuden in der Nähe des Berges nachweisen, die zum Theil in Fels gehauen sind. Vom nördlichsten ausgehend, ist ihre Ordnung folgende:

A. Erstlich sieht man die Fufsgestelle (Piedestale) oder Stücke von den Schäften von 40 Säulen, die zwei Fufs zwei Zoll bis zwei Fufs fünf Zoll im Durchmesser halten; sie sind gröfstentheils mit Sand bedeckt. Ein Stück von einer steinernen Grundmauer kann man am östlichen Ende, wo wahrscheinlich der Eingang war, noch verfolgen. Dafs einst Seitenwände vorhanden gewesen, läfst sich blofs aus den Haufen zerbröckelter mit Mörtel vermischter Sandsteine schliefsen, die um den Tempel herum liegen. „Es wäre vergeblich, wenn man über die Bauart eines Gebäudes, von dem nur noch so wenige Trümmer übrig sind, Hypothesen aufzustellen versuchen wollte.“

B. Die nächsten Ruinen beginnen 260 Fufs westlich von den vorigen und sind noch unbegreiflicher. Indefs scheinen sie von einem Tempel herzurühren, an dessen Nordnordostseite 6 Säulen standen, deren Unterlagen (Postamente) man noch jetzt bemerkt. Zwei bis drei ägyptische Capitäler liegen an verschiedenen Stellen umher, und drei andere Säulen stehen fast im Mittelpunkte einer Anhöhe, die durch den Schutt eines grofsen Gebäudes gebildet zu seyn scheint.

C. Achtzig Schritte südsüdwestlich von diesem Haufen zertrümmerter Steine und irdenen Geschirres, ist die äufsere Mauer eines Tempels, der in Rücksicht des Umfangs vielleicht keinem einzigen Gebäude des Alterthums nachsteht. Der Haupteingang ist nach dem Nil gerichtet und 15 Fufs weit. Das Thor der noch gröfstentheils stehenden Vordermauer ist fast 24 F. breit. Das erste Gemach hält, bei 147 F. Länge, 111½ F. Breite. Rechter Hand stehen, 12 F. von der Mauer, die Reste von 4 Säulen, einen Theil von einer Reihe ausmachend, welcher gegenüber ohne Zweifel auf der andern Seite eine ähnliche vorhanden war. Ihr Durchmesser ist 5½ F. Dicht daneben sind an der Mauer noch einige Hieroglyphen sichtbar; die an den Säulen selbst aber sind gänzlich verwischt.

Das zweite Gemach ist nicht so regelmäfsig, da es die Trümmer einer mit der innern Wand gleichlaufenden Mauer enthält, die 32 Fufs von jener entfernt und mit Hieroglyphen und andern Bildern besetzt ist. Von 9 Säulen einer unvollständigen Colonnade sieht man noch die Bruchstücke, allein die einzige unversehrte ist die hinterste der innern Reihe. Sie ist nicht höher als 25 Fufs und besteht dennoch aus 16 Lagen Steinen. Der Durchmesser dieser Säulen beträgt etwas über 5 F., und sie stehen 6 — 8 F. von einander ab. In einer Ecke des Gemachs, in der Mauer, die es vom ersten scheidet, sieht man die Reste einer Treppe, die ehemals auf die Spitze des Gebäudes führte. Die Mauer ist jetzt so verfallen,

dafs die Stufen im Innern derselben an vielen Stellen zu Tage liegen. An den innern Wänden sind hier und da Hieroglyphen. Das ganze Gemach scheint 103 F. Breite und 123 F. Länge gehabt zu haben. Der rechte Theil der Hintermauer ist nur ein grofser Haufe von Trümmern.

Das dritte Gemach ist viel kleiner und mifst in der Länge nur 46½ F. und in der Breite beinahe eben so viel. Auf jeder Seite stand noch eine Reihe von 5 Säulen; zwischen denen rechter Hand befinden sich mit Bildhauerarbeit gezierte Fufsgestelle (Piedestale), auf denen ehemals Bildsäulen gestanden haben. Die Wand des Gemachs scheint auf dieser Seite dicht hinter den Säulen, und von der äufsern Tempelmauer durch ein kleineres Zimmer von 33 F. Länge und 19 Fufs Breite getrennt gewesen zu seyn. Auf der linken Seite lassen sich keine Spuren eines solchen Gemachs nachweisen, und die dortigen Säulen stehen 13 F. von der Wand ab, die zugleich die äufsere Tempelmauer bildete.

Das vierte Gemach hat 60 Fufs Länge und 14½ F. Breite. Es findet sich darin ein Fufsgestell von schwarzem Granit, das 5 F. ins Gevierte hält und mit schöner Arbeit verziert, aber an zwei Seiten sehr beschädigt ist. Die wenige, an den Wänden noch sichtbare Bildhauerarbeit, trägt das Gepräge der höchsten Sorgfalt in der Ausführung. Hier stand ohne Zweifel die Bildsäule des Gottes, dem der Tempel geweiht, oder des Königs, von welchem er errichtet war. Zur Linken

sicht man drei kleine Zimmer, in denen sich die Reste von 4, 3 und 2 Säulen befinden.

Links von diesem Gemache ist ein fünftes, das 48 Fuſs in der Länge und 25 Fuſs in der Breite hält, und ein ähnliches aber gröſseres Fuſsgestell, das 8 F. 4 Z. ins Gevierte begreift. Dieſs ist noch besser erhalten und wahrscheinlich demselben Zwecke wie jenes gewidmet gewesen. Noch bemerkt man die Löcher, mittelst welcher die Bildsäule darauf befestigt gewesen ist.

Das sechste und letzte Gemach wird von dem vierten durch zwei Wände, zwischen denen sich ein sehr enger Gang befindet, geschieden. Seine Länge beträgt gegen 26 Fuſs, seine Breite 9 F., und es steht rechts durch eine Thür mit zwei kleinen Zimmern in Verbindung; links dagegen befindet sich nur ein gröſseres Zimmer.

Der Tempel ist überhaupt, die Dicke der Mauern mit eingerechnet, gegen 450 F. lang und 159 F. breit. Leider ist er so verfallen, daſs von seiner ehemaligen Majestät und Schönheit nichts mehr übrig ist. Gleichwohl glaubt Waddington zweierlei unwiderlegbar behaupten zu können; erstens, daſs seine gegenwärtigen Reste das Werk sehr verschiedener, wahrscheinlich weit aus einander liegender Zeiten sind, und zweitens, daſs selbst zu dem Bau derjenigen Theile, welche unstreitig zu dem Urgebäude gehörten, (z. B. das Propylon und die Ringmauer) viele Steine gebraucht worden, die von einem noch ältern Gebäude stammten.

Waddington schliefst diefs daraus, dafs er zwischen dem Mörtel, mitten in der dicken äufsern Mauer, einen Stein voll Figuren fand, während die grofse Unregelmäfsigkeit in den Grundmauern und in der Stellung der Säulen keinem Zweifel in Hinsicht des ersten Punktes Raum lassen. Die Propyläen sind sehr verfallen; selbst die noch stehenden Theile sind erstaunlich verwittert, und kommen unter allen Alterthümern Aegyptens und Nubiens der Vorderseite des Tempels zu Seboua *) am nächsten.

Einige Theile von Figuren lassen sich an der innern Seite des zweiten Hauptthores noch nachweisen, aber es ist unmöglich, ihren Sinn zu deuten. Der Kopf der einen erscheint an der Stelle, wo die Füfse einer darüber befindlichen nothwendig seyn sollten. Füfse und Arme scheinen

---

*) Wady Seboua, d. h. Löwenthal, liegt in Unter-Nubien. In seiner Nähe liegen die sehr merkwürdigen Ruinen eines alten Tempels, zu welchen vom Nilufer aus eine Doppelreihe von liegenden Sphinxen führt. Es sind Löwengestalten mit Jünglingsköpfen, welche von der Nase bis zum Schwanz 11 Fufs messen. Von diesen Löwensphinxen hat der Ort seinen Namen erhalten. Alle diese Trümmer scheinen aus dem höchsten Alterthume herzustammen, und Burckhardt ist geneigt, die Denkmähler Ober-Aegyptens für blofse Nachahmungen derselben zu halten. Dem äufsern Ansehen nach scheinen sie freilich weit jünger als die letztern zu seyn, da sie noch ganz un-

mit gleichen Verstöfsen gegen die Natur vertheilt zu seyn. Alle sind indefs so verwischt, dafs Waddington lieber an eine Sinnestäuschung von seiner Seite glauben möchte, als daran, dafs eines der erhabensten Gebäude, die je errichtet worden, durch solche abgeschmackte Verzierungen entstellt worden sei. . . . .

Die Arbeit auf den Granit-Fufsgestellen ist ausnehmend gut, desgleichen sind einige hier und da liegende, beschädigte Sphinxe trefflich ausgeführt. Die Bildsäulen, welche einst diesen Tempel zierten, liegen vielleicht noch unter dem Schutte begraben, und dürften neben den Fufsgestellen, auf denen sie standen, gefunden werden. Nirgends liefs sich etwas entdecken, woraus man hätte schliefsen können, welcher Gottheit der Tempel geweiht war.

„Mitten unter diesen Trümmern" — fährt Waddington fort — „fanden wir den Leichnam eines Arabers, der

verwittert und wie neu aussehen. Diefs gilt aber nach Burckhardt von allen nubischen Denkmählern im Verhältnifs zu den ägyptischen, und ist blofs eine Folge des gleichförmigern, trocknern Zustandes der Atmosphäre in Nubien. Dagegen haben alle diese Bauüberreste des Alterthums weit mehr von einem andern Feinde zu leiden und zu fürchten, nämlich von dem immer weiter heranrückenden Sande der Wüste, der so viele Denkmähler schon ganz begraben und fast alle Tempel angefüllt hat. (S. Ritters Erdkunde etc. I. Th. 2te Aufl. S. 636.)

D. H.

sich wie in ein Heiligthum hierher geflüchtet zu haben schien, aber auch hier nicht von seinen Verfolgern verschont worden war. Gräfslich war uns der Gedanke, dafs uns der Weg zu diesen Denkmählern des Glanzes einer friedlichen Vorwelt nur durch Mord und Todtschlag gebahnt worden sei; dafs wir über menschliche Leichname zu ihnen hingewandert waren, und nun noch unter den Trümmern dieser Tempel selbst ein Schlachtopfer finden mufsten."

D. Dicht an der Südwestseite des grofsen Tempels sieht man die Reste eines Gebäudes, in welchem sich ein steinernes Fufsgestell befindet. Die Mauern sind über 11 Fufs dick. Die ganze Länge des Tempels beträgt 73 Fufs, und die Breite des ersten Gemachs 42½ F. . . . . Die Wände enthalten einige Bildhauerarbeiten; worunter sich ein Paar weibliche Arme von guter Arbeit unterscheiden liefsen. Um das Gebäude her sieht man alte Grundmauern, von denen eine ganz ausgegraben und sammt den Steinen, aus denen sie bestand, verschwunden ist.

E. Etwa 40 Ellen nordwestlich von D sind die Reste eines Tempels, dessen innere Gemächer durch den Einsturz eines Theils vom Berge sämmtlich zerschmettert zu seyn scheinen. Das Portal ist weit besser erhalten als am grofsen Tempel und an einer Seite, bis an die Spitze, unversehrt. Dieser Tempel war dem Jupiter Ammon gewidmet. Auf einem Altarstücke bemerkte man die Gestalt des Widderkopfes, und auf der Fronte des Portals ist zur Rechten ein

13köpfiger Briareus, vom Sieger überwältigt. Dabei befindet sich eine junge Gottheit mit schwachem Bart, und nicht, wie gewöhnlich in Aegypten, der Osiris mit dem Habichtskopfe. Die Waffe, welche der Gott in der Hand hält, ist von der nämlichen Gestalt, wie diejenigen, welche derselbe in den ägyptischen und nubischen Bildhauerarbeiten ausstreckt; nur mit dem Unterschiede, dafs sich hier der Widderkopf, oben mit der Kugel versehen, an der Spitze befindet. An einer andern Stelle bemerkte man eine Gestalt, die Vasen zum Opfer darbringt, wie diefs überhaupt in Aegypten und Nubien häufig gefunden wird. . . . .

F. Etwa 100 Ellen westlich von D steht ein Tempel, dessen erste zwei Gemächer aufgemauert sind; die vier innern sind ganz in Felsen gehauen, und gleichen hierin den Tempeln zu Gyrsche, Seboua und Derr (in Unter-Nubien). Das erste Gemach ist 45 Fufs breit und etwa 40 tief, und enthält 3 Säulenreihen, in jeder 4 Stück. Die von den beiden innern Reihen sind viereckig auf runden Gestellen, die übrigen sämmtlich rund. Ihr Durchmesser beträgt 4 Fufs, der der Gestelle 5 Fufs. Vor ihnen stehen Bildsäulen des bärtigen Bacchus. Quer über die Hüften ist die Mifsgestalt 4 F. 2 Z. breit. Im zweiten Gemach stehen vier runde Säulen von geringerem Durchmesser, deren Höhe gegen 18 Fufs beträgt. Sie sind durchgängig mit Bildnerei versehen, und führen das Isiskapital im Basrelief, aber sehr gut ausgeführt. Das dritte Gemach ist durch dichtes Gestein gebrochen; das

Dach wird durch zwei Säulenreihen gestützt, und hier ist wieder Bacchus in noch roherm Styl als vorher, und fast 7 Fuſs hoch, zu sehen. Der darüber befindliche Architrav ist mit Hieroglyphen bedeckt, und die Farben haben sich, hier und überhaupt im Tempel, auf dem Mörtel sehr frisch erhalten. Die Wände sind mit Bildhauerarbeiten verziert. Rechter Hand sitzt Ammon und links Horus; hinter beiden Gottheiten steht eine Isis. — Das vierte Gemach, das Allerheiligste (Adytum), hat 23 F. Länge und 12¼ F. Breite. Zu beiden Seiten desselben befinden sich kleinere Zimmer. Auf der rechten Wand des Hauptgemachs erscheint Jupiter Ammon, Isis, Apis und Osiris mit Habichts- und Ibisköpfen; ferner Horus (die jugendliche Gottheit mit dem langen schwachen Barte) mit Isis. Die verhüllte Gestalt mit Opfern, Mendes, und ein Krieger mit dem verzierten Getreidemaſs sind auf der linken Seite ausgehauen. Die erste Gestalt auf jeder Seite stellt einen Mann vor, welcher Gaben darbringt. Rechts sieht man in der hintern Ecke ein gehörntes Thier mit der Kugel auf dem Kopfe, das auf einer Art von Fuſsgestell ruht, und vor welchem ein Zweig herauswächst, dessen Blätter denen des Dumbaums sehr ähnlich sind. — In den Gemächern zu beiden Seiten des Allerheiligsten trifft man Bildhauerarbeiten von geringerem Kunstwerthe an. Der Styl, in welchem sie ausgeführt sind, gleicht dem in dem Tempel zu Derr in Unter-Nubien, und ist vielleicht nicht einmal so kühn und mannichfaltig. Auch sind die Werke

selbst weniger anziehend, da ihnen kein historischer Stoff zum Grunde liegt. — Der Eingang liegt fast nach Ostsüdost, und der Tempel, welcher unter allen hiesigen am besten erhalten ist, mifst etwa 100 Fufs in der Länge. Wahrscheinlich war er dem Bacchus geweiht, obschon er Abbildungen von fast allen ägyptischen Gottheiten aufweis't.

G. Nicht ganz 10 Ellen südlich von diesem Tempel ist ein ähnliches, aber kleineres Gebäude. Es unterscheidet sich von jenem noch dadurch, dafs fünf seiner Gemächer in Fels gehauen sind. Das erste dagegen, das 36 Fufs ins Gevierte mifst, steht auf einer künstlichen, steinernen Grundmauer, wodurch es mit dem Felsen in dieselbe gleiche Ebene (Niveau) gebracht wird. Die Mauer, welche das erste Gemach vom zweiten trennt, ist massiv, aber nicht sehr dick. Letzteres mifst 20 Fufs in der Tiefe und 21½ F. in der Breite; und enthält die Reste von 4 ziemlich dünnen, runden Säulen. Das dritte Gemach ist nicht ganz 11 Fufs tief und etwa eben so breit als das zweite. Das vierte, oder das Allerheiligste, ist etwas über 12 F. tief und fast 11 F. breit. . . . . Das massive, jetzt meistens eingefallene Dach, war 11 Fufs über dem Boden erhaben. Auf der hintersten Wand des rechts vom Adytum liegenden Gemachs sieht man zwei verwischte Gestalten, eine den Jupiter Ammon, die andere die oben Horus genannte, junge Gottheit vorstellend. In allen Gemächern finden sich Spuren von Hieroglyphen. Ueber dem Felsen, welcher die hintere Mauer des Adytum bildet, sieht

man 6 bis 8 Lagen von grofsen und kleinen Steinen, ohne alle Kunst aufgemauert; sie hatten vielleicht den Zweck, den Tempel vor den Steinen, die den Berg herabrollen konnten, zu beschützen. Wegen der Einfachheit des Mauerwerks, wegen der Kunstlosigkeit und des gänzlichen Verfalls der noch vorhandenen Bildnereien (Sculpturen), wegen der Rauhheit und des verwitterten Zustandes der Mauern, die doch wohl durch den starken Felsen Jahrhunderte lang vor Wind und Wetter geschützt waren, neigt sich Waddington zu der Meinung, dafs dieser Tempel älter als alle ägyptische, und selbst als die nubischen sei.

Nirgends wurde bemerkt, dafs die Bildhauerarbeit absichtlich weggearbeitet oder entstellt worden wäre, und daraus glaubt Waddington schliefsen zu müssen, dafs diese Ruinen schon zu der Zeit, als das Christenthum sich über diefs Land verbreitete, in ihrem gegenwärtigen Zustande gewesen seien.

Unser Verfasser geht jetzt zur Beschreibung der Pyramiden bei Dschebel el Berkel über. Sie stehen an der West- und Nordwestseite des Berges, und sind an der Zahl 17. An Gröfse werden sie sämmtlich von den ägyptischen übertroffen und einige sind nur noch gestaltlose Schutthaufen. Die Grundfläche der gröfsten mifst 81 Fufs ins Gevierte, ist aber zu sehr verfallen, als dafs sich über ihre ehemalige Höhe etwas Gewisses angeben liefse. Noch kleiner sind die unmittelbar in ihrer Nähe stehenden Pyramiden;

eins hält an der Grundfläche 34, die übrigen, an denen noch eine Messung möglich war, kaum 20 Fuſs ins Gevierte.

Eine andere Gruppe, welche von dieser etwa 300 Ellen nördlich liegt, hatte Gegenstände von gröſserer Merkwürdigkeit aufzuweisen. Die erste oder nördlichste Pyramide, von deren Spitze aus Waddington die Umgegend aufnahm, ist fast unversehrt, und miſst 36 Fuſs ins Gevierte und 40 Fuſs in der Höhe. Die zweite, welche nur 10 Ellen südwestlich von der ersten liegt, hält an der Grundfläche und in der Höhe etwa 2 Fuſs mehr. Sie zeichnet sich von jener durch ein an der Südwestseite angebrachtes Anhängsel oder Gemach aus, das 15 Fuſs Länge und ein gewölbtes, gröſstentheils eingestürztes Dach hat. Seine Breite beträgt da, wo das Gewölbe aufsitzt, fast 6 Fuſs. Der mittlere Theil der durchbrochenen Wände war aus Mörtel und kleinen Steinen aufgemauert und der Porticus ist fast ganz durch Sand verschüttet. Die dritte Pyramide, die gegen 34 F. an der Grundfläche und 48 F. Höhe miſst, hat gleichfalls einen noch unversehrten, gewölbten Porticus von $6\frac{1}{2}$ F. Breite. Gerade unter dem Anfang des Bogens ist ein Aufzug (Procession) von kleinen Gestalten angebracht. Am Ende der rechten Wand sieht man die in Aegypten so gewöhnliche Gestalt mit den ausgebreiteten Flügeln, welche 3 Fuſs hoch ist; neben ihr stehen zwei andere, etwas gröſsere. Drei ähnliche Figuren findet man auf der andern Seite. Das Gewölbe enthält keine Bildhauerarbeiten. Rechts, vor dem Porticus, sind die Grundlagen

von 5 kleinen Säulen dicht neben einander. Vor demselben sind Ruinen, die einem kleinen, jetzt verfallenen Gemach anzugehören scheinen. An der Vorderseite dieser Pyramide sieht man, nahe bei ihrer Spitze, drei runde Löcher von unbeträchtlicher Tiefe, in welchen irgend eine Verzierung mit starkem Kitt befestigt gewesen ist. Noch befindet sich in dem einen ein Stück Granit. Ein solches Loch ist gleichfalls an der zweiten Pyramide bemerkbar. — Die vierte Pyramide, 54 F. südöstlich von der dritten, ist ein wenig gröfser, und hat bei 52 F. Grundfläche ins Gevierte, eine Höhe von 53 F. Sie hat gleichfalls einen 8 F. breiten Porticus, aber mit einem platten Dach, der sehr beschädigt und ganz mit Sand angefüllt ist. Die fünfte Pyramide ist von allen am besten erhalten. Ihr Porticus hat gleichfalls ein flaches Dach, und dieselben Mafse (Dimensionen), wie der bei der dritten Pyramide. Er ist auch auf ähnliche Weise verziert, und die Bildhauerarbeiten scheinen sogar mit mehr Sorgfalt als jene ausgeführt zu seyn. Ein Theil der Hinterwand ist so behauen worden, dafs er wie eine Thüre aussieht, die dem Eingange gegenüber in das Innere der Pyramide führt. Diefs mag in irgend einem Zeitalter die Neugier oder die Habsucht gereizt haben, und man hat einige Steine aus der Mauer herausgebrochen. Statt eines Ganges in das Gebäude haben sie nur das massige (massive) Innere der Pyramide entdeckt, nach deren Vollendung der Porticus wahrscheinlich erst als eine Kapelle angebaut worden seyn mag,

um das Ganze zu heiligen. An den Pyramiden selbst ist keine Bildhauerei angebracht, und nach der Bauart und dem Baustoff (schöner Sandstein) zu schliefsen, sieht Waddington keinen Grund, anzunehmen, dafs diese kleinen Tempel aus einem spätern Zeitalter herrührten, als die Gräber, mit denen sie in Verbindung stehen. Ueber der Scheinthür ist das heilige Boot in Stein gehauen. Rechts im hintern Winkel ist die Gottheit abgebildet, auf einem Stuhle sitzend, der von einer Sphinx getragen wird. In der rechten Hand hält sie einen Bogen, wie ihn die Flüchtlinge in dem ausgehöhlten Tempel zu Kalebsche und anderwärts, sowohl in Nubien als Aegypten, führen. Was sie zugleich mit dem Bogen hält, liefs sich nicht deutlich erkennen. Vielleicht war es ein Tonwerkzeug. Der Zweig in der Linken gleicht dem einer Palme, die daran befindlichen Blätter denen des Dumbaumes. Die kleine geflügelte Gestalt steht in derselben Lage und Gröfse, wie in dem Porticus der dritten Pyramide, hinter dem Gotte, dem eine andere kleine Figur ein Opfer darbringt. Hinter der letztern tragen viele kleinere Gestalten Zweige von derselben Art herbei, wie der, welchen der Gott in der Hand hält, zugleich Hasen, Vögel und Gefäfse. Einige derselben sind weiblichen Geschlechts, und haben eine Art Schemmel vor sich, auf welchem sie irgend eine Arbeit verrichten. Die Hauptfiguren auf der linken Seite sind denen auf der andern sehr ähnlich, die kleinern dagegen stellen fast nur Weiber vor, die sich ihrer Beschäftigung wegen nach

den Sesseln herabbücken. Auch auf der andern Seite sind Gestalten, die sich bücken, aber im Ganzen nicht so tief geneigt sind. Das Ganze ist übermalt gewesen und erinnerte sehr an das Hauptgrab zu Eilythyia (El Kab) in Ober-Aegypten. Obgleich es an Mannichfaltigkeit und Interesse der Gegenstände sich nicht mit jenem messen kann, so steht es ihm doch keineswegs in Bezug auf den Styl, in welchem sie ausgeführt sind, nach, sondern hat hierin noch den Vorzug der Grazie. Da der Pascha unbedingt verboten hatte, Arbeitsleute bei diesen Pyramiden anzustellen: so durfte Waddington diesen Porticus nicht von Sand reinigen lassen. Er war zwar nicht in dem Grade verschüttet, wie die übrigen, allein doch immer genug, um dessen Untersuchung äufserst mühsam zu machen.

Es stehen noch mehre Pyramiden in der Nähe, von denen nichts Merkwürdiges zu erwähnen ist. Nur die siebente, deren Basis 54 F. ins Gevierte mifst, ist, wie eine von denen zu Saccara, in drei Stockwerken erbaut, liegt aber jetzt fast ganz in Trümmern. Der Sandstein, aus welchem die Pyramiden erbaut sind, ist von schönerer und festerer Beschaffenheit, als der, aus welchem die Tempel erbaut worden sind. Drei bis vier davon haben von der Zeit wenig gelitten, und gegen den Gipfel der zwei vollkommensten hin zeigte sich ein etwas ebenes Dach, wie es an der zweiten Pyramide zu Gizeh bemerkt wird.

Zuletzt erwähnt Waddington noch der Pyramiden von El Bellal, welche auf dem linken Nilufer, 6 bis 7 Meilen stromaufwärts von Dschebel el Berkel, auf einer felsigen, mit Sand umgebenen Stelle liegen.

Den Grundrifs des Ganzen nahm Waddington von der Spitze der mittelsten auf, um welche die übrigen in ziemlicher Entfernung unregelmäfsig vertheilt sind. Es sind deren nahe an 40 von verschiedener Gröfse, und unter denselben 11 gröfsere, als irgend eine von den zu Dschebel el Berkel noch stehenden. Die übrigen sind meist zu blofsen Hügeln von verwitterten Steinen, Kies und Sand herabgesunken. Die gröfste und merkwürdigste ist 220 Fufs von der mittlern entfernt; ihre Grundfläche mifst 152 Fufs ins Gevierte, und ihre Höhe 103 Fufs 7 Zoll. Sie ist stockwerkweise gebaut; allein das Merkwürdigste an ihr ist, dafs sie in ihrem Bauche eine andere Pyramide von verschiedenem Alter, Stoff und Bauart enthält. Diefs innere Gebäude, welches in dem andern wie in einem Futteral steckt, scheint etwa zwei Dritttheile des Ganzen zu begreifen und ist schön gebaut. Der Stoff dazu ist ein harter, hellgefärbter Sandstein, dauerhafter als der, welcher ihn Jahrhunderte lang schützte, und jetzt verwittert herabgefallen ist. Vielleicht hat ein König von Aethiopien, eifersüchtig auf den Ruhm eines seiner Vorfahren, dessen Denkmahl überbaut, um sich selbst dadurch eins zu stiften.

An Gröfse folgen auf diese Pyramide andere von 88, 86, 85 und 82 F. ins Gevierte; die höchste darunter hat 74 F. Höhe. Die Länge des Raumes, auf welchem sämmtliche Py-

ramiden beisammenstehen, beträgt etwa 1000 Fuſs. Sie scheinen aus höherem Alterthume zu stammen, als die von Dschebel el Berkel, und sind im Ganzen schlechter erhalten, als die verfallensten zu Saccara, was zum Theil auf Rechnung des weichern Sandsteines gesetzt werden mag. Viele darunter sind zu bloſsen Schutthaufen herabgesunken, und selbst die besser erhaltenen haben die äuſsere Bekleidung verloren; sogar die Lagersteine sind an vielen Stellen bis ziemlich tief ins Innere heruntergefallen. Statt Mörtels scheint man Lehm benutzt zu haben. Aus einigen gewaltigen Steinen, welche neben einer der östlichen Pyramiden gefunden wurden, schloſs Waddington, sie müsse nach Südosten hin einen Eingang gehabt haben; doch standen ihm leider keine Mittel zu Gebote, sich über diesen Punkt Gewiſsheit zu verschaffen.

Zum Schluſs bemerkt Waddington, daſs die Stadt, zu welcher die eben beschriebenen Ruinen einst gehört haben, nicht, wie sich vielleicht aus dem jetzigen Namen Merawe schlieſsen lasse, das alte Meroë (dieses habe Bruce bereits ein wenig nördlich von Schendy gefunden), sondern Napata gewesen sei, welches zu Augustus Zeiten die Hauptstadt von Aethiopien war.

(Die Fortsetzung im nächsten Jahrgange.)

Gedruckt bei Carl Wilhelm Medau in Leitmeritz.

Fufs. Sie
ls die von
hlechter er-
zum Theil
verden mag.
abgesunken,
ere Beklei-
elen Stellen
att Mörtels
gewaltigen
iden gefun-
e nach Süd-
tanden ihm
Punkt Ge-

's die Stadt,
ehört haben,
n Merawe
uce bereits
ondern Na-
die Haupt-

itz.

Eichler, A. Ch., Böhmen vor Entdeckung Amerika's, ein kleines Peru; als Aufmunterung zum Bergbau. Mit 1 Karte. 8. 1820. Schreibp. 36 kr.

Ueber dieses interessante, viel zu wenig bekannte Werkchen urtheilt der berühmte Göthe in seiner Zeitschrift: Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie:

„Dieses kleine, aus fünf Bogen bestehende Heft kommt mir bei gegen„wärtigen Arbeiten sehr zu Statten, denn man wird dadurch klar, was von „den in der böhmischen Geschichte legendenartig aufgeführten Bergwerks„Reichthümern zu denken sey. Wir haben auf unserer diessjährigen Laufbahn „viel Nutzen von diesem Büchlein gezogen, und Niemand, der mit geogno„stischem, geologischem und oryktognostischem Sinne Böhmen betritt, „sollte es an seiner Seite vermissen."

Gerle, W. A., Volksmährchen der Böhmen. 2 Bde. 8. 1819. Brosch. 3 fl.

Griesel, A. W., Albrecht Dürrer, dramatische Skizze. Mit Dürrers Porträt, von Fleischmann. 8. 1820. Velinp. brosch. 1 fl. C. M.

— — — Mährchen- und Sagenbuch der Böhmen. 2 Theile 8. 1820. 3 fl. CM.

— — — Monaldeschi, historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Frei nach dem Englischen. 8. 1821. 1 fl. 24 kr. C. M.

— — — Neuestes Gemälde von Prag. 1823. Velinp. gr. 4. mit Kupf. und Plänen 10 fl. — Fein Schreibp. kl. 4. mit Kupf. und Plänen. 6 fl. — Ord. Schreibp. kl. 4. ohne Kupf. mit Plan der Umgebungen von Prag. 2 fl. C. M.

Meissner, A. G., (ehemals Professor zu Prag) historisch-mahlerische Darstellungen aus Böhmen. Mit 14 ausgemalten Kupfert. u. Vign. 4. 1798. geb. 6 fl. C. M.

Polt, J. J., Handbuch der Geographie von Böhmen. gr. 8. 1813. 1 fl. 30 kr.

Sommer, J. G., Gemälde der physischen Welt oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Mit Kupf. u. Karten. 1r. bis 4r. Band. bei compl. Abnahme 12 fl. C. M. — 1r. Bd. 1819. (das Weltgebäude mit 11 Kupfert.) einzeln 4 fl. 12 kr. — 2r. Band 1821. (Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers mit 14 Kupfert.) 4 fl. 48 kr. — 3r. Bd. 1823. (Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers mit 11 Kupfert.) 4 fl. 24 kr. — 4r. Bd. (Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel mit 4 Kupfert. u. 2 Steindr.) 2 fl. 30 kr. CM. (Wird fortgesetzt.)

Woltmann, K. L. v., Inbegriff der Geschichte Böhmens. 2 Bde. 8. 1815. Wegen einem Nachdrucke herabgesetzter Preis 3 fl. C. M.

— Karoline von, Volkssagen der Böhmen. 2 Bde. 8. 1815. 2 fl. 24 kr. C. M.